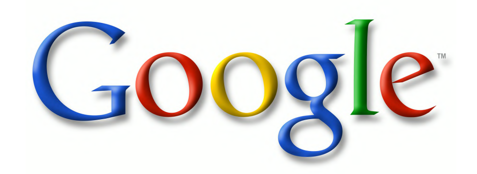



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARY

C. Fr. Arnold

Die Vertreibung der Salzburger Protestanten und ihre Aufnahme bei den Glaubensgenossen

Ein kulturgeschichtliches Zeitbild aus dem achtzehnten Jahrhundert

Mit 42 zeitgenössischen Kupfern



Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1900

Meiner lieben Frau
Elisabeth gewidmet

Vorwort

Innerhalb der letzten dreißig Jahre ist über Ereignisse und 'Zustände, welche zu der Salzburger Emigration in Beziehung stehen, manches Neue publiziert worden, in Monographien, allgemeinen Geschichtswerken sowie in deutschen, und namentlich in österreichischen Zeitschriften. Bei der Durchsicht dieses zerstreuten Materials und der umfangreichen älteren Litteratur stößt man aber auf Schwierigkeiten und Fragen, die zu der Erkenntnis führen, daß mit der gedruckten Überlieferung allein nicht zum Ziele zu kommen ist. Ein klarer Einblick in den Zusammenhang der Ereignisse eröffnet sich erst bei der Bearbeitung der Manuskripte, vor allem derjenigen des Wiener Staatsarchivs, wo allein von Salzburger Empörungs- und Emigrationsakten 25 Foliobände sich finden, die bei der Säkularisation dorthin gekommen sind. Bisher noch nicht benutzt, sind sie mir durch die Freundlichkeit des Herrn Geheimen Hofrats Direktor Dr. v. Winter bei einem dreimaligen Aufenthalt in Wien zugänglich gemacht. Mit derselben Liberalität begegnete mir der Kaiserl. Rat Herr Direktor Pirkmayer, als ich in Salzburg die im Landesarchiv gesammelten Pfleggerichtsakten vornahm. Durch die Direktoren des städtischen Salzburger Museums, des Berliner Staatsarchivs, des Märkischen Museums, der Bibliothek zu Wernigerode und des Regensburger Stadtarchivs, sind mir weitere Handschriften und seltene Druckwerke zugänglich gemacht. Ich fühle mich solchem freundlichen Entgegenkommen gegenüber zu großem Dank verpflichtet. Diese Fundorte hier zu erwähnen, schien mir auch deshalb geboten, weil dem Text des Buches keine Anmerkungen beigefügt sind.

Wo neue Quellen überreichlich fließen, empfiehlt es sich, die verschiedenen Seiten des Gegenstandes getrennt zu behandeln. Über die Sichtung und Kritik der Überlieferung, sowie sonstige Fragen historiographischer Technik, ist in Fachzeitschriften zu diskutieren. Das religionsgeschichtliche Problem,

welches der Gegenstand birgt, habe ich in einer Arbeit erörtert, die im Manuskript vorliegt und binnen kurzem unter den „Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte" bei Niemeyer (Halle a. S.) erscheinen soll. Die vorliegende Darstellung will den viel umstrittenen Grundcharakter der Bewegung zur Anschauung bringen, indem sie das kulturhistorisch Bedeutsame heraushebt. Wer diesen Zweck im Auge behält, wird die von dem Herrn Verleger gesammelten zeitgenössischen Illustrationen als eine interessante Beigabe dankbar begrüßen. Man darf aber weder alle an die Örtlichkeiten und Personen, die sie darstellen wollen, binden, noch sie selbst und ihre alten Unterschriften insgesamt als streng historisch betrachten. Dies gilt z. B. von dem Bilde auf Seite 70. Über Art und Dauer der Gefangenschaft des Andreas Gapp gehen die frühesten Überlieferungen sehr weit auseinander. Im Text sind diese und verwandte Vorgänge, welche einst viel von sich reden machten, absichtlich übergangen, weil die Untersuchungen darüber noch nicht abgeschlossen sind. Übrigens haben alle solche Einzelheiten viel an der Wichtigkeit verloren, die ihnen früher zukam, so lange die geschichtlichen Dokumente noch geheim gehalten wurden. Jetzt ist die Gefahr geringer geworden, daß der Emigrationshistoriker seine Urteile aus wenigen Thatsachen und vielen selbstgemachten Vorstellungen zusammensetze. Möchte es dem Verfasser nur auch gelungen sein, die von Carlyle eingeschärfte Grenze zwischen Wißbarem und Wissenswertem so zu ziehen, daß sich der Leser nicht durch zu viele Einzelheiten gehindert fühlt an der Erhebung des Geistes, die überall da eintritt, wo wir in den Vorgängen immanent wirkende Zwecke erkennen, die einem großen, lebensvollem Ziele zustreben.

Breslau, den 9. März 1900

D. Dr. Arnold
o. Professor der ev. Theologie zu Breslau



Die Emigranten erbauen sich zu Haus untereinander aus dem Wort Gottes.

I. Der Grundcharakter der Salzburger Emigration

Die heutige Bewegung im deutschen Österreich, welche in dem Losungswort „Los von Rom!“ ihren Ausdruck findet, lenkt den Blick zurück auf eine große Bekennerschar, die in denselben Gebieten Jahrhunderte hindurch, bis zu dem Decennium, in das Goethes Tod fiel, für ein ähnliches Ziel gekämpft und gelitten hat. Das Urteil über den Charakter der gegenwärtigen Vorgänge ist noch nicht geklärt, die Hoffnungen, mit denen das protestantische Deutschland sie begleitet, erscheinen noch ungewiß; man kann sogar fragen, ob ein Vergleich mit den früheren Begebenheiten statthaft sei. Doch soviel steht von vornherein fest: die Gegner sind dem Wesen nach dieselben geblieben, und auch die Mittel, deren sie sich bedienen, haben sich nur äußerlich verändert. Auf der anderen Seite aber handelte es sich damals, wie jetzt, um die Freiheit der persönlichen Gewissensentscheidung und um die Behauptung der nationalen Eigenart. Das letztere Moment wird freilich heute ausdrücklicher geltend gemacht: gefehlt hat es auch früher nie.

Als um 1550 in den Tiroler Städten deutsche Kirchenlieder gesungen, beim Abendmahl den Laien Brot und

[illegible] der [illegible] [illegible], habe ich in einer Arbeit er- [illegible] vorliegt und binnen kurzem unter [illegible] „Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte“ bei [illegible] erscheinen soll. Die vorliegende Dar- [illegible] Grundcharakter der Be- [illegible], indem sie das kultur- [illegible] Bedeutung [illegible] voraussetzt. Wer diesen Zweck im Auge [illegible] von dem Herrn Verleger gesammelten [illegible] als eine interessante Beigabe [illegible] aber weder alle an die Ört- [illegible], die sie darstellen wollen, binden, noch [illegible] insgesamt als streng [illegible] z. B. von dem Bilde auf [illegible] der Gefangenschaft des [illegible] Überlieferungen sehr weit [illegible] Vorgänge, [illegible] übergangen, [illegible] ausgeschlossen sind. [illegible] an der Richtig- [illegible] geschicht- [illegible]. Jetzt ist die [illegible] eine [illegible] Verfasser nur [illegible] Grenze zwischen [illegible] der Leser [illegible] an der [illegible] in den [illegible]

[illegible]



Die Emigranten erbauen sich zu Haus untereinander aus dem Wort Gottes.

I. Der Grundcharakter der Salzburger Emigration

Die heutige Bewegung im deutschen Österreich, welche in dem Losungswort „Los von Rom!" ihren Ausdruck findet, lenkt den Blick zurück auf eine große Bekennerschar, die in denselben Gebieten Jahrhunderte hindurch, bis zu dem Decennium, in das Goethes Tod fiel, für ein ähnliches Ziel gekämpft und gelitten hat. Das Urteil über den Charakter der gegenwärtigen Vorgänge ist noch nicht geklärt, die Hoffnungen, mit denen das protestantische Deutschland sie begleitet, erscheinen noch ungewiß; man kann sogar fragen, ob ein Vergleich mit den früheren Begebenheiten statthaft sei. Doch soviel steht von vornherein fest: die Gegner sind dem Wesen nach dieselben geblieben, und auch die Mittel, deren sie sich bedienen, haben sich nur äußerlich verändert. Auf der anderen Seite aber handelte es sich damals, wie jetzt, um die Freiheit der persönlichen Gewissensentscheidung und um die Behauptung der nationalen Eigenart. Das letztere Moment wird freilich heute ausdrücklicher geltend gemacht: ...her nie.

...n Tiroler Städten deutsche Kirchen-
...bendmahl den Laien Brot und

Wein gereicht wurden, war das Land noch deutsch. Durch die Gegenreformation wurde das bis dahin in stetem Vordringen begriffene germanische Element zurückgeworfen, und die südtiroler Berge sind damals durch fortgesetzte Einwanderung italienisiert worden. Andere Ursachen mögen mitgewirkt haben; aber zufällig kann es nicht sein, daß die Grenzscheide zwischen Germanismus und Romanismus in Tirol mit der Regierungszeit des Erzherzogs Ferdinand zusammenfällt, dem der venezianische Gesandte den Namen „grandissimo catholico“ gab. Und nicht bloß äußerlich wich das Deutschtum zurück: auch wo die hergebrachte Sprache blieb, ward doch der Meistergesang verboten, die alten Minnelieder verstummten, die heimischen Sagen von Dietrich von Bern, der an der Etsch den Riesen Dietrich besiegte, von Wieland dem Schmied und König Laurin mußten fremden Heiligenlegenden weichen. Besonders stark tritt dieser Gegensatz in Salzburg hervor. Drängt sich nicht jedem Reisenden der italienische Charakter der Hauptstadt auf? Selbst angenommen, daß dies bei den Bürgerhäusern auf Schein beruhe, weil ihre auffallende Bauart durch das Terrain mitbestimmt sein mag: in den Schlössern herrscht durchaus welscher Geschmack. Die Erzbischöfe waren überhaupt insofern echte „Ultramontane“, als sie die italienischen Verhältnisse besser kannten und verstanden, als die heimischen. Die protestantischen Gebirgsbewohner aber baten immer wieder um deutsche Predigt, deutsche Taufe, und haben Schweres erduldet, weil sie von der deutschen Bibel und ihren lieben anderen deutschen Büchern nicht lassen wollten. Was man ihnen dafür bot, erschien ihnen fremd gedacht und fremd empfunden. Am Hofe des Erzbischofs, der die große Emigration in Szene setzte, herrschte eine welsche Camarilla, unter den damaligen Regierungsakten finden sich manche italienisch geschriebene Stücke, die Vertreibung der Protestanten wird charakteristisch genug von Salzburgischen

Hofhistoriographen eine „impresa“ (Feldzug) genannt. Und war nicht der Preußenkönig, der den Ausgestoßenen Schutz gewährte, ein echt deutscher Charakter, dem die kräftigen Äußerungen des nationalen Patriotismus aus tiefster Seele kamen? Wie sehr in den Alpenländern das Deutschtum geschwächt worden ist durch die Unterdrückung des Protestantismus überhaupt, besonders aber durch die Emigrationen und die meist nach Ungarn geleiteten Transmigrationen, bedarf keiner näheren Ausführung. In demselben Maße wurde es aber in der neuen Heimat gestärkt. In den Zeiten des nationalen Aufschwungs wurde das Bewußtsein davon lebendig, und alte Erinnerungen haben, zusammen mit neueren Erfahrungen, in der kaiserlosen Zeit, als Ostpreußen nicht zum Deutschen Bunde gehörte, den Glauben an den nationalen Beruf der Hohenzollernmonarchie gekräftigt.

Wenn der siebzigjährige Ernst Moritz Arndt in seinen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“ den Widerhall schildert, den der königliche Aufruf an die Freiwilligen vom 3. Februar 1813 fand, bricht er in die Worte aus: „Hier in Königsberg wurden von mir und vielen anderen, die noch ein bischen Herz in der Brust hatten, wahrhaft königliche und kaiserliche Tage verlebt; noch klopft mir nach einem Vierteljahrhundert mein unterdes kälter gewordenes Blut bei dieser Erinnerung mit verdoppelten Schlägen. Es ist ein prächtiges deutsches Volk, die Preußen, besonders die Ostpreußen, und was dort von den Salzburgern stammt. Sie haben beide, Feuer und Nachhaltigkeit.“ Nicht minder beachtenswert ist die Erzählung eines bayerischen Stabsoffiziers aus dem Jahre 1813: bei dem Rückzuge aus Rußland seien ihnen die Salzburger und Abkömmlinge von Salzburgern entgegengekommen, um sie als Landsleute zu bewillkommnen. Er fügt hinzu, es sei ein bedeutender Unterschied zwischen den Häusern der Salzburger und denen der alten Litthauer, die ersteren wären

reinlich, die letzteren aber schmutzig und menschenunwürdig. — Wenn Abstammung und Familiengeist nicht gleichgültig sind, kann es nicht bedeutungslos sein, daß wir unter den Nachkommen der Emigranten aus den östlichen Alpenländern manchen Namen finden von gutem Klang auf den Gebieten deutscher Geschichte und deutschen Schrifttums. Hier sei nur flüchtig erinnert an den Feldmarschall Derflinger, an Justinus Kerner, dessen Vorfahren aus Kärnthen vertrieben sind. Ebenso erging es ihrem Landsmann Johann Hegel, dem Ahnherrn des Philosophen. Aus Niederösterreich ist Daniel Hauff ausgewandert, von dem der Dichter Wilhelm Hauff abstammte. Die mütterliche Familie Schleiermachers (Stubenrauch) ist aus Salzburg emigriert, ebendaher auch die des „Vater Schneller", der in Jerusalem berühmt wurde. Auf böhmische Exulanten führte seinen Stammbaum zurück Johann Hübner als der erste Verfasser eines deutschen Konversationslexikons nicht ohne Verdienste. Noch kürzlich (1898) hat Rudolf v. Gottschall in den „Erinnerungen aus meiner Knabenzeit", die er in „Nord und Süd" veröffentlichte, erzählt, wie seine Väter um ihres protestantischen Glaubens willen aus den Thälern vertrieben seien, die der eisgekrönte Dachstein mit seinen Hochgebirgsvasallen abschließt, wie ihnen vom Soldatenkönig das Culmische Recht verliehen sei: als freie Erben, keinem Gutsherrn unterthan, den vom Vater zum Sohne forterbenden Besitz zu bewirtschaften. Weit verbreitet um das culmische Gut Illischken, seinen Geburtsort, her hätten die Vettern gewohnt, die sich stets die Salzburger nannten. Viele andere bekannte Namen ließen sich hier anfügen: v. Trautmannsdorf, v. Teufenbach, v. Finkenstein, Jöcher, Moser, Mosheim, Urlsperger u. s. w. Von gar manchen, die in harter Arbeit den Grund legten zum Aufblühen ihrer neuen Heimat, zum Wohlergehen künftiger Generationen, gilt das Wort Roseggers: „Mein Urgroßvater ist im Salzburgischen ein vermöglicher Mann gewesen, aber

lutherisch; und deswegen haben sie ihn hinausgetrieben aus dem Lande, und da hieß es: 'Bettelmann helf dir Gott'. Ein elendes Leben hat er ertragen, hat aber an seinem Glauben festgehalten."

Soviel sich aber auch außer dem Gesagten dafür anführen ließe, daß es sich bei der romanischen Gegenreformation und ihren germanischen Rückschlägen um den Kampf zwischen deutscher und welscher Stammes- und Sinnesart gehandelt habe: es handelte sich doch darum nicht allein und nicht in erster Linie. Von der Aufnahme zu schweigen, die in Preußen 20000 Hugenotten gewährt ist: die süddeutschen Evangelischen zeigten für ihre slavischen Glaubensbrüder in Süd-Kärnthen genau dieselbe Teilnahme wie für stammverwandte Gesinnungsgenossen, und der preußische Geheimrat von Herold widmete dieselbe aufopferungsvolle Fürsorge, die er den Bauern bayerischen Stammes zu teil werden ließ, auch den 2000 Czechen, die von 1729—1736 in Berlin und dessen Umgebung (Rixdorf, Köpenick u. s. w.) angesiedelt wurden. Besonders in der Zeit des naturrechtlichen physiokratischen Rationalismus, und überhaupt seit dem dreißigjährigen Kriege, war der Sinn für das Nationale, Provinzielle, Volkseigentümliche sehr gering geworden. Ebenso war freilich auch der Konfessionalismus im Niedergang begriffen. Es könnte sogar scheinen, und ist auch oft behauptet worden, das eigentlich religiöse und das vaterländische Element habe in dem Widerstande, den die Gegenreformation fand, fast gar keine Rolle gespielt. Um Klasseninteressen, politische Machtfragen, wirtschaftliche Bewegungen habe sich im Grunde alles gedreht, die idealistisch klingenden Schlagworte seien Lockrufe der Führer der Heerden gewesen im Kampf um den Platz am Futtertrog. Dies zeige sich besonders deutlich an der Emigration der Salzburger. Von der Zeit der Bauernkriege her hätten die dortigen Gebirgsbewohner nie Ruhe gehalten, es habe sie nach der Schweizer Freiheit und besseren wirtschaftlichen Lebens-

bedingungen gelüstet. Die Menge sei von Unruhestiftern fortgerissen, die selbst von auswärts aufgestachelt und gelockt seien. Bei den damaligen populationistischen Ideen habe sich ein wahres Wettrennen der kolonistenhungrigen Staaten abgespielt. Manche der Bauern seien den Engländern und Holländern in die ausgebreiteten Arme gelaufen; aber den besten Fang habe der Preußenkönig gethan. Wie es dem nordischen Gideon Gustav Adolf — so versichert man uns — nicht um den Schutz seiner Glaubensbrüder, sondern um die Herrschaft über die Ostsee zu thun war, als er in Pommern mit dem Rufe „Hier ist schwedischer Grund und Boden" an's Land sprang, so lag Friedrich Wilhelm I. nur daran, sein durch Kriege und Seuchen verheertes Ostpreußen zu bevölkern, denn er hielt ja Menschen für den größten Reichtum. Das Schwert hätte er für die Salzburger nicht gezogen, dafür waren ihm seine „langen Kerls" viel zu lieb. Als die Bauern und Bergleute gesehen, — so argumentiert man weiter — daß es auswärts auch nicht besser sei als daheim, wären ja Hunderte der Glaubensexulanten in das Erzstift zurückgekehrt, aus Holland, Hannover u. s. w. Aber die nach Amerika gelockt waren, seien durch das Weltmeer zurückgehalten, die nach Ostpreußen Gewanderten durch die preußischen Grenzsoldaten. Im Erzstift aber sei bis zur französischen Invasion eine „goldene Zeit" behäbigen Wohlstandes angebrochen, namentlich im Pinzgau. Die ostpreußischen und amerikanischen Exulanten hätten sich ja auch allmählich in die Höhe gebracht und seien zum Teil reiche Leute geworden. Das alles zeige deutlich die ganze Bewegung als eine im letzten Grunde wirtschaftliche Notwendigkeit. Mit den früheren Vorgängen verhalte es sich ähnlich: so sei z. B. die massenhafte Emigration der österreichischen protestantischen Adelsgeschlechter zu erklären als eine Niederlage der überlebten Landstände im Kampfe mit der aufstrebenden absolutistischen Fürstenmacht.

C. Fr. Arnold

Die Vertreibung der Salzburger Protestanten und ihre Aufnahme bei den Glaubensgenossen

Ein kulturgeschichtliches Zeitbild aus dem achtzehnten Jahrhundert

Mit 42 zeitgenössischen Kupfern



Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1900

Konfessionell trägt die Salzburgische Bewegung das Gepräge volksmäßigen Luthertums, genährt an der Bibel, Katechismus, Hauspostille und Kirchenliedern, ohne vieles Grübeln über schwierigere Glaubensfragen. In der dem Hauptereignis voraufgehenden Zeit fehlt es nicht ganz an wiedertäuferischen Elementen, später kommen reformirte Einwirkungen, sowie Emigrationen nach der Schweiz vor; aber diese Nebenerscheinungen werden von den Stimmführern ausdrücklich bekämpft. Gemeinsames Panier ist die Augsburgische Konfession.

Als im Jahre 1530 das Augsburger Bekenntnis von den evangelischen Reichsständen überreicht wurde, sollte damit der Anspruch auf Tolerierung innerhalb der allgemeinen (katholischen) christlichen Kirche begründet werden. Auf diesem Standpunkt sind die Salzburger stehen geblieben. Sie wollten katholisch sein, wenn man sie dabei nach ihrem Gewissen leben ließ. Dazu gehörte vor allem der Empfang des Abendmahls nach Christi Einsetzung. Schon 1532 hatte darüber der Gasteiner Ratsherr Martin Lodinger von Luther Weisung empfangen, und in den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts hörte man von den protestantischen Zillerthalern öfters die Erklärung: „Reicht uns das Abendmahl unter zwei Gestalten, und wir wollen uns mit der katholischen Kirche vereinigen.“ Das war kein Hussitentum, oder demokratische Gleichmacherei und Bauerntrotz, der sich nicht entreißen lassen will, was ihm zukommt. Es handelte sich für die Petenten auch nicht um diesen Punkt allein; aber der Laienkelch war wie ein Markstein, an dem sich die Wege schieden: für den gemeinen Verstand faßlicher, als die Kontroversen über Glauben und gute Werke, von denen zwar manche, aber nicht alle, Rechenschaft zu geben wußten. Bei dem Laienkelch trat allen der Widerspruch zwischen dem Bibelwort und der Kirchensatzung, dem Befehl Christi und dem Befehl des Papstes, am deutlichsten vor Augen. Auch wirkte

wohl nach, daß gerade in den Jahren, als in Tirol die Gegenreformation einsetzte, im Salzburger Land auf kurze Zeit der Kelch freigegeben worden war. Außerdem sind es die Brüderschaften, Seelenmessen, Rosenkränze, Skapuliere, Wallfahrten, Heiligenanrufungen, Fastengesetze, Fronleichnamsfeste, Kreuztragungen und viele andere äußere Kultushandlungen, an denen die protestantischen Gebirgsbauern Anstoß nahmen. Sie fassen das häufig in den Ausdruck zusammen: „Wir getrauen uns nicht, beim Papsttum selig zu werden." Bei ihrem evangelischen Glauben aber getrauten sie es sich. So setzten noch in den Jahren 1832—1835 die „unbekehrbar dahingestorbenen" Zillerthaler den Konversionsbemühungen des Dekan Sander von Zell immer wieder das Wort entgegen: „Ich bleib fest und stirb', wie ich bin", oder „Ich brauch nichts, ich bin schon bei unserm Herrn; fest, fest hab' ich ihn bei mir." In den Zwischenzeiten, welche die Katastrophen ablösten, sind freilich die meisten mit ihrer Überzeugung nicht hervorgetreten, obwohl sie ihr insgeheim lebten. Die Folgen der Emigrationen in konfessioneller Beziehung sind zwar insofern deutlich erkennbar, als das evangelische und protestantische Bewußtsein durch sie jedesmal eine erhebliche Stärkung erfuhr. Schwerlich läßt sich aber, mit Ausnahme der amerikanischen und etwa der Siebenbürger Exulanten, nachweisen, daß die Salzburger das spezifisch lutherische Wesen an ihren neuen Heimatsorten sehr gekräftigt hätten. Dies erklärt sich einerseits daraus, daß die Austreibungen (wenigstens 1685, 1732, 1837) in Perioden erfolgten, in denen die Hugenottenverfolgungen, die vorausgegangenen Centenarfeiern der Augsburgischen Konfession und starke pietistische Strömungen in der ganzen Welt die Unterschiede von Lutherisch und Reformirt zurücktreten ließen. Anderseits wurde den Emigranten die Pflicht der Dankbarkeit gegen die reformirten Wohlthäter innerhalb und außerhalb des preußischen Herrscherhauses dadurch erleichtert, daß die spätere Entwickelung des Luthertums ihnen fremd

geblieben war: unter Regensburger Flacianern und Nürnberger Philippisten hatten sie ihre besten Freunde gefunden, und das wirkte nach, wenn sie auch die Schriften des Nikolaus Hunnius und anderer strenger Lutheraner hoch hielten. Ihr schlichtes biblisches Christentum behielt jedoch die lutherische Eigenart bei.

Gerade die Schlichtheit ihrer Überzeugung und ihres Auftretens hat eine Wirkung geübt, die nach Art solcher Imponderabilien nicht leicht zu bestimmen, aber schwer zu überschätzen ist. Schon im Zeitalter Kaiser Leopolds I. ist sie bemerkbar, in der Periode der Romantik und der modernen metaphysischen Systeme (bei den Zillerthalern) zeigt sie sich ebenfalls; aber ihren Höhepunkt erreicht sie in der Epoche, in welche die Morgenröte des Evangeliums der Natur fällt, das später Rousseau verkündete. Wenn man das gegenüberstehende Titelkupfer zu einem 1735 gedruckten Buche Urlspergers über die salzburgischen Emigranten in Amerika betrachtet, das die Reisegenossen der Exulanten bei der Fahrt über das Weltmeer darstellt, einen Indianerkönig und seinen mit einem gezähmten Adler spielenden Sohn: dann muß man sich der Begeisterung erinnern, welche damals die Geschichte von Robinson Crusoe bei dem großen Publikum erweckte. Wie weit waren aber die noch herrschenden Kreise von solchen frischen Lebensäußerungen, wie weit auch von der edlen Einfalt und stillen Größe entfernt, wonach am Ende des Jahrhunderts die edelsten Geister strebten! In ihren Akten und offiziellen Druckschriften verhüllten die Herren der Situation dürftig die Widersprüche ihrer Theorieen unter einem künstlichen Schematismus; in buntscheckiger kosmopolitischer Diktion von unendlicher Weitschweifigkeit wird ein System von hohlen Formeln ausgeschrieen. Selbst der heutige Leser erfährt etwas von dem Tötenden dieser Buchstaben. Aber die Hauptwaffe der Machthaber blieb brutale Gewalt, die dann am verheerendsten



Tomo Chachi Mico
oder König Von Yamacran, und Tooanahowi Seines
Bruders des Mico oder Königes Von Etichitas Sohn.
nach dem Londischen Original in Augspurg nachgestochen von
Joh. Jacob Kleinschmidt.

Titelkupfer aus: „S. Urlsperger, Nachricht von den salzburgischen Emigranten, die sich in Amerika niedergelassen haben.“ Halle 1735. Buchhandlung des Waisenhauses.

wirkte, wenn sie nicht stoßweise losbrach, sondern mit steigendem Druck das frische Leben zusammenpreßte. Man denkt sich jene alte Zeit nicht selten als barbarisch, aber naiv; als roh, aber lächerlich und damit harmlos. Es gab auch wirklich des Pedantischen und Absurden mehr als zuviel. Aber die Kultur war, namentlich im Süden und Westen Europas, doch auch in Österreich und Salzburg, eine hohe bei den oberen Kasten, sie war jedoch zur konventionellen Unnatur geworden und gründete sich auf Scheinrealitäten. Man hat wohl gesagt, es habe sich damals nur ein kümmerlicher Fortschritt von der gepuderten Allongeperrücke zum Haarbeutel, und von diesem zum Zopf vollzogen. Die Beseitigung der ganzen damaligen Unnatur wird nicht ohne allen Grund der französischen Aufklärung und Revolution zugeschrieben, die ja auch genug Vorurteile entwurzelt und Zwingburgen zertrümmert haben. Aber die positive Arbeit ist größtenteils von anderen geleistet, deren Wirken unscheinbarer und demütiger war. Unter diese Pioniere echter Kultur gehören ganz besonders die Salzburger Bauern. Mitten in dem Zeitalter der Kabinettskriege und der dynastischen Interessenpolitik wurde durch ihre schlichte Natürlichkeit, ihr fröhliches Gottvertrauen und ihre unerschütterliche Überzeugungstreue einmal wieder die Macht des Volkstümlich-Ursprünglichen offenbar; zugleich haben sie die in jener Periode der Polyhistorie fast vergessene Wahrheit zu Ehren gebracht, daß den geistlich Armen das Himmelreich verheißen, und daß es nur dem kindlichen Sinn erschlossen ist. Ebenso haben die Wohlthäter der Emigranten durch ihre opferfreudige Thatkraft dem Sieg des rein Menschlichen die Bahn bereitet. Ihre Bedrücker aber sprachen selbst das Vernichtungsurteil über mumienhafte Gebilde, Jahrzehnte vorher, ehe es die Weltgeschichte, allen sichtbar, vollstreckte.

Oder hätten wir mit dem Gesagten zuviel behauptet? Wo ist denn, hören wir fragen, in der damaligen Litteratur

ein solcher Einfluß zu spüren? Die gleichzeitigen protestantischen Flugschriften über die Salzburger Emigration sind doch nur in Äußerlichkeiten mannigfach: man braucht, so wird versichert, bloß zwei zu lesen, um sie alle zu kennen. Ihre Schilderungen wirken wie Bilder aus einem alten Costümwerk, und in ihren Erzählungen bewegen die Ausgewanderten sich weiter, als wären es Schachfiguren, die von der Vorsehung von einem Feld aufs andere geschoben werden. Zugegeben, es fehle diesen stammelnden Preßstimmen einer nach Einfluß ringenden öffentlichen Meinung nicht an Kraft und Tiefe, selbst ihre Monotonie sei erhaben, die den Ewigkeitsgehalt des geschichtlichen Moments zum Bewußtsein bringen, die Gottesnähe in der wir leben, weben und sind, fühlbar machen will, — so beeinträchtigt gerade diese Erbaulichkeit den objektiven Wert! Sah man doch damals in der Wiederholung biblischer Situationen den unverkennbaren Stempel des Göttlichen! Es ist, als wäre zwanzigtausendmal derselbe Mensch ausgewandert, als hätten alle Salzburger dieselbe Physiognomie gottseliger Einfalt und kindlicher Schäfernatur getragen!

Auch wenn diese Beobachtungen so ausnahmslos richtig wären, wie ihre Darlegung, die sie vor längerer Zeit in den „Grenzboten" fanden, geistreich ist, würden sie doch nur beweisen, daß die Deutschen der damaligen Epoche keine historischen Porträts zeichnen konnten. Aber die gegebene Charakteristik paßt nicht auf alle Flugschriften, z. B. nicht auf den anspruchslosen Bericht, den der Wernigeroder Hofrat v. Caprivi, ein Vorfahr des Reichskanzlers, von dem Aufenthalt der Exulanten im Harz geliefert hat. Auch dies ist garnicht hoch genug zu schätzen, daß in dem Zeitalter, als noch die Stubenpoesie das schlafende Dornröschen hütete, länger als ein Jahrzehnt vor Herders und Goethes Geburt, durch die Teilnahme an den Salzburgern das Interesse für ihre Volkslieder, ja für ihre Dialektdichtung in weiten Kreisen sich regte. Der beste Be-

weis für die behauptete Wirkung der Salzburger Emigration bleibt aber, daß jene im Leben längst vergangenen Begebenheiten im Liede weiter leben werden, so lange es eine deutsche Sprache giebt. Das Material, aus dem Goethes „Hermann und Dorothea", dies Meisterwerk poetischer Plastik, gemeißelt wurde, ist Salzburgischer Marmor. Oder wäre hier der Stoff gleichgültig? Gewiß, die konfessionelle Religionszwistigkeit ist in dem Gedicht so ausgelöscht, daß man bis heute streitet, ob der Pfarrer Katholik oder Protestant sei. Die Stelle des feindlichen, verwirrenden Prinzips, das überwunden wird, nimmt nicht mehr die Intoleranz, sondern die französische Revolution ein. Aber ist deshalb der gegebene Stoff eine geringfügige Sache? Gerade in Bezug auf seine Salzburgische Quelle hat Goethe selbst den 28. April 1797 an Riemer geschrieben: „Der Gegenstand ist äußerst glücklich, ein Sujet, wie man es in seinem Leben nicht zweimal findet, wie denn überhaupt die Gegenstände zu wahren Kunstwerken seltener gefunden werden, als man denkt, deswegen auch die Alten beständig sich nur in einem gewissen Kreise bewegen." Man darf auch nicht sagen, nur die äußere Fabel habe der Dichter übernommen, oder die positive Religion komme nur einmal, im Tedeum, innerhalb dieses Epos vor. Sollte nicht dem vielleicht übertriebenen Ausdruck Joseph Hillebrands etwas Wahres zum Grunde liegen, wenn er in seinem Buch „Die deutsche Nationallitteratur" Goethes „Hermann und Dorothea" als „ein Bibelwerk deutscher Religion und Tugend" preist? Die Salzburgische Erzählung will an einem Einzelfall das Walten der Vorsehung nachweisen. Fehlt dieser Grundgedanke im Epos? Wenn Wilhelm v. Humboldt sagt, das Wunderbare in „Hermann und Dorothea" sei der Zufall, so ist dabei der Vorsehungsglaube der Quellenschrift nur von einer anderen Seite betrachtet. Und auch im Einzelnen zeigt das Epos direkt religiöse Züge. Die Gestalt des „Alten" im fünften Gesang, der durch sein Wort die

Streitigkeiten der Flüchtlinge schlichtet, ist der Salzburger Begebenheit entnommen. Wird doch noch heute der Führerstab eines solchen Volksrichters der Emigranten im Salzburger Museum zu Gumbinnen aufbewahrt. Und es sind Verhältnisse und Gedanken der Emigrationszeit, wenn der Geistliche ausruft:

„Sagt mir, Vater, Ihr seid gewiß der Richter von diesen
Flüchtigen Männern, der Ihr sogleich die Gemüter beruhigt?
Ja, Ihr erscheint mir heut als einer der ältesten Führer,
Die durch Wüsten und Irren vertriebene Völker geleitet.
Denk' ich doch eben, ich rede mit Josua oder mit Moses."

Ähnliche, ja fast dieselben Worte, wie die folgenden, sind in einfachen Naturlauten, doch innerhalb der gleichen Vorstellungen, um 1733 oft vernommen:

Und es versetzte darauf mit ernstem Blicke der Richter:
„Wahrlich, unsere Zeit vergleicht sich den seltensten Zeiten,
Die die Geschichte bemerkt, die heilige wie die gemeine;
Denn wer gestern und heut in diesen Tagen gelebt hat,
Hat schon Jahre gelebt, so drängen sich alle Geschichten.
O, wir Anderen dürfen uns wohl mit Jenen vergleichen,
Denen in ernster Stund' erschien im feurigen Busche
Gott der Herr; auch uns erschien er in Wolken und Feuer."

Es sind überhaupt weit mehr Berührungspunkte zwischen der Emigrationslitteratur und dem Gedicht vorhanden, als man gewöhnlich annimmt, auch waren jene Begebenheiten zwar durch universalere zurückgedrängt, aber doch nicht verschollen. Ohne Zweifel hat Goethe schon in seiner Jugend viel von den Salzburgern gehört: der Pfarrer, welcher am 18. September 1732 zu Frankfurt am Main 58 salzburgischen Emigranten eine erbauliche Predigt hielt, hieß von Klettenberg.

Doch es sei; selbst angenommen, daß die viele Monate lang immer und immer sich wiederholenden Durchzüge der Salzburgischen Emigranten nur eine flüchtige Rührung, keine überzeugte Anerkennung der Rechte des Ursprünglichen, Volkstümlichen, rein Menschlichen beim großen Publikum be-

wirkt hätten, daß man die Exulanten nur als typische Erscheinungen, nicht als Persönlichkeiten betrachtet hätte: in einer Beziehung wirkte die Begebenheit sicher epochemachend. Als der Salzburger Erzbischof sein Emigrationspatent erließ, fußte er, abgesehen von einzelnen ungesetzlichen Härten, damit auf dem Boden der noch vorherrschenden Anschauung. Man vergißt leicht, daß die Gestattung der Emigration selbst schon einen Sieg des Toleranzgedankens bedeutete: auf Ketzerei stand nach römischem Recht der Feuertod, und es hat wirklich eine Partei der Ultras gegeben, die allen Ernstes gegen die salzburgische Regierung den Vorwurf erhob, daß sie nicht demgemäß verfahre. Die streng römisch Gesinnten sahen noch immer die Grundsätze des Augsburger Religionsfriedens als eine Teilung Deutschlands zwischen Christus und Satan an und verwarfen, wie der Papst, den Westfälischen Frieden. Der Salzburger Regierung freilich waren dadurch die Hände gebunden, daß sie 1692 feierlich gegen die neunte (Hannöversche) Kur, als dem teuer erworbenen Westfälischen Frieden zuwider, protestiert hatte. Die vorherrschende Anschauung stand auf dem Grundsatz cujus regio ejus religio. Wie im 17. Jahrhundert Erzbischof Marcus Sittich geäußert hatte, im ganzen Reich gebe es keinen noch so kleinen Reichsstand, der es zulassen möchte, daß die Leute „nach ihrem Gefallen glauben", so erklärte noch 1725 der salzburgische Gesandte, keine Landesherrschaft könne dulden, daß Bücher einer anderen Religion, als sie hätte, hereingebracht würden. 1754 verlangte Maria Theresia, die nichtkatholischen Einwohner ihrer deutschen Landesteile müßten sich mit der „geheimen Gewissensfreiheit" begnügen; jede Ausübung einer fremden Konfession, auch die private, sei untersagt. Das Motiv für solche Herrschaftsübung hatten schon im 16. Jahrhundert König Ferdinand und der Herzog von Bayern in der Erklärung angegeben: man könne ihnen, die doch der ewigen Seligkeit teilhaftig werden wollten, nicht

zumuten, daß sie ihren Unterthanen eine Religion verstatten sollten, auf die sie gar keinen Trost zu stellen wüßten. So kehrt auch bei den Erlassen der Salzburger Erzbischöfe häufig der Gedanke wieder, sie müßten für aller Unterthanen Glauben im jüngsten Gericht Rechenschaft geben. Wiederholt beteuern dem gegenüber die protestantischen Gebirgsleute, ihr Landesfürst solle ganz gewiß dessen ledig gehen und für ewig entschuldigt sein, wenn sie irrten. Die freiwillige Übernahme der persönlichen Verantwortlichkeit ist die sittliche Leistung, der auf der anderen Seite ihre Forderung der Gewissensfreiheit entspricht. Diese Leistung und diese Forderung trat bei den endlosen Durchmärschen, den Kreuz- und Querzügen der Emigranten, der Bevölkerung, vor allem im westlichen und nördlichen Deutschland, vor Augen, und alle weiteren Beobachtungen, die man an den Emigranten machte, dienten zunächst dazu, die eine große Hauptfrage rein herauszustellen. Zugleich appellierten beide Parteien, der Gewissensunterwerfung und des Freiwilligkeitsprinzips, in zahlreichen Flugschriften, die auch viele Halbgebildete lasen, an eine neue (oder wieder auflebende) Großmacht: die öffentliche Meinung. Diese entschied sich, auch wo sie von Katholiken geleitet wurde, und soweit die Juden in Frage kamen, in der weit überwiegenden Mehrheit für das Prinzip der Selbstbestimmung, eine Entscheidung, die keineswegs selbstverständlich war, auch von trübenden Beimischungen, z. B. in betreff der Repressalien, nicht frei blieb. Alle anderen mit großem Eifer, in Dissertationen u. s. w. erörterten Fragen über das jus emigrandi, über das Triennium u. ä. sind Nebenerscheinungen gewesen. Die Emigrantenzüge verblaßten in der Erinnerung, die Salzburger wurden bald sehr verschieden beurteilt; aber die Entscheidung über die Hauptfrage blieb bestehen.

Nur flüchtig gedenken wir hier der ultramontanen Wendung, der Erzbischof habe lediglich ein protestantisches Prinzip in Anwendung gebracht, indem er das Landeskirchentum

streng durchführte. Jedermann weiß, wie Luther ursprünglich über diese Dinge gelehrt hat. Wir erwähnen ferner nur im Vorbeigehen, ein wie hohes Maß von Thatkraft und Opferfreudigkeit der Pietismus, bereits im Niedergang begriffen, bei der Emigration offenbarte. Auch darauf sei nur kurz hingewiesen, daß die Emigration ein Einheitsband um den gesamten europäischen Protestantismus schlang, indem ein sehr erheblicher Teil der Geldunterstützungen aus England kam, und außerdem die nach Amerika auswandernden Exulanten von einem der verehrungswürdigsten britischen Philanthropen und dessen Gesinnungsgenossen die wirkungsvollste Unterstützung erfuhr, auch Schweden, Dänemark und Holland das Ihre thaten. Dauernder waren die nationalökonomischen und die politischen Folgen der Bewegung. Wären die 20000 Emigranten in ihrer Heimat geblieben, so würde sich zwar die Bodenkultur im Salzburgischen mehr gehoben haben, als es jetzt geschah; im Großen und Ganzen hätte dies jedoch an dem Gang der Dinge in den östlichen Alpenländern nicht viel geändert. Durch die Auswanderung aber wurde bei dem harten Kampf ums Dasein in den neuen Verhältnissen die Energie der Leistungsfähigen aufs Äußerste angestachelt, Schwächere, die in der Heimat mitgeschleppt worden wären, gingen allerdings dabei zu Grunde. Da die bei weitem bedeutendste Wanderung, nach Ostpreußen, auf einem Zug von Westen nach Osten beruhte, kam eine ältere und höhere Kultur der Gesammtheit in erhöhtem Maße zu gute. Ebenso verhielt es sich im 19. Jahrhundert: noch heute gelten im Riesengebirge die Zillerthaler als Musterwirte, und die anderen lernen von ihnen. Ferner hat Schmoller nachgewiesen, daß durch die ostpreußische Kolonisation die von 1618 bis 1804 bemerkbare Zunahme der Klassengegensätze erheblich abgeschwächt worden ist. Die Mittelglieder wurden verstärkt, und die baren Auslagen des Staates, die bei den Ansiedelungen Friedrich Wilhelm I. einer

vollen Jahreseinnahme des Staates gleichkamen, haben sich schon im 18. Jahrhundert reichlich verzinst, teilweise bis zu 10 und 11 Prozent.

Unter den augenblicklichen Wirkungen der salzburgischen Emigration ließ die politische alle anderen, auch die volkswirtschaftliche und die religiös-konfessionelle, weit hinter sich; aber die Bewegung selbst war keine politische. Die Bauern sind ebenso ungerecht beschuldigt, eine Schweizerrepublick aufrichten, oder fünf Könige wählen, oder das Land lutherischen Fürsten ausliefern zu wollen, wie die Regierungen in Berlin und Dresden, als hätten sie durch Emissäre im Erzstift einen Aufruhr erregt. Auch daß die bedrängten protestantischen Bauern beim Regensburger Reichstag und dem Corpus Evangelicorum Zuflucht suchten, kommt für die Politik kaum in Betracht; in ähnlichen Fällen ist das früher und später ebenso geschehen, ohne daß hiervon viel Wesens gemacht wurde. Der gewaltige Unterschied war nur, daß 1731—1733 der Salzburger Handel mit einer ephemeren politischen Konstellation zusammentraf: der von Österreich allerorts nachgesuchten Garantie der pragmatischen Sanktion. Diese äußerliche Verquickung mit sachlich ganz fremden Dingen ist für das Schicksal von 20000 Menschen, die von den großen Weltbegebenheiten so gut wie gar nichts wußten, dermaßen entscheidend geworden, daß ein profaner Sinn über die Macht des Zufalls staunen, ein religiös gestimmter die Weisheit der Vorsehung darin verehren muß. Durch dies Zusammentreffen war von vornherein ausgeschlossen, daß die katholischen Mächte sämtlich den Erzbischof unterstützten, oder daß auch nur alles ruhig blieb, wie 7 Jahre vorher beim Thorner Blutgericht. Jede kleinste Annäherung Salzburgs an die bayrisch-französische Staatengruppe mußte mit einer Ängstlichkeit, die uns heute lächerlich erscheint, vor Österreich geheim gehalten werden und erregte, sobald sie ruchbar wurde, in der Wiener Hofburg die tiefste Verstimmung. Sobald

sich aber das Erzstift ganz unter den letzten Habsburger stellte, war außer jener Gruppe auch Kursachsen unter seinen Gegnern, und der katholische Polenkönig dirigierte ja zugleich das Corpus Evangelicorum. Wäre Karl VI. Herr der Situation gewesen, so hätte er das kleine beunruhigte Land dermaßen mit Truppen überschwemmen können, daß es zu einer Emigration garnicht gekommen wäre. Jetzt aber mußte ein Konflikt zwischen Österreich und Salzburg eintreten, denn die erstere Macht verlangte die Verschleppung einer Frage, die vom Erzbischof bereits auf die Spitze getrieben war, und gerade er, der die kaiserliche Autorität im Reich proklamierte, als wäre Deutschland ein Einheitsstaat, wurde gezwungen, faktisch zur Selbstbehauptung seiner Souveränetät zu schreiten. Das hat man in Wien nie verziehen, wenn auch die Abrechnung erst nach 70 Jahren erfolgte. Daß ein geistlicher Reichsfürst dem Kaiser unbotmäßig war, der als „Schirmherr des Stuhles zu Rom, päpstlicher Heiligkeit und der christlichen Kirche" dastand, war eine ungeheure Anomalie. Sie schadete beiden Teilen. Die innerliche Unhaltbarkeit der salzburgischen Reichspolitik zeigte sich ein Dezennium später noch greller, als Karl VII. den Erzbischof ermahnen mußte, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers sei, und Maria Theresia ebenso wenig mit seinem Schaukelsystem zufrieden sein konnte. Damals (1744) und noch zweimal im 18. Jahrhundert (bis 1784) ist der Gedanke wieder lebendig geworden, den im 17. ein spanischer Gesandter so ausdrückte: aus dem Leder der Bistümer müßten die Riemen zum Westfälischen Frieden geschnitten werden. Wie in ganz Deutschland, so sprach man auch in der Hauptstadt des Erzstifts allgemein darüber. Der Erzbischof glaubte die Diskussion hindern zu können: solche Pläne müßten ganz geheim bleiben. Das erinnert an den Minister Kaunitz, der nicht haben konnte, wenn in seiner Umgebung von einem Todesfall die Rede war. Bei Firmian lag außerdem die Vorstellung zu Grunde,

das Volk habe schweigend zu gehorchen. So verbot er auch unter schwerer Strafe jede Kritik der kriegführenden Mächte. Erblicken wir so in der Schwächung der Kaisergewalt und der Anbahnung der Säkularisation die erste politische Folge der Protestantenvertreibung, so kann man die zweite darin sehen, daß durch die nach Nordamerika ziehenden Salzburger ein Gegengewicht gebildet wurde zu den dortigen romanisch-oligarchischen Bevölkerungsteilen, den spanisch-französischen.

Noch greifbarer ist eine dritte politische Folge: die moralische Eroberung, welche Preußen auf dem Gebiet der öffentlichen Meinung machte. Sie tritt in Flugschriften und Gelegenheitsgedichten deutlich hervor. Zunächst natürlich bei den Protestanten: es giebt zu denken, mit welchem Eifer damals z. B. in Breslau die Emigrationslitteratur gesammelt ist. Das Vertrauen der deutschen Evangelischen hatte früh diese Richtung genommen: schon 1609 hat der Reichskanzler v. Strahlendorf den Kaiser darauf hingewiesen, „daß jeder Ketzer an dem Brandenburgischen Hause kräftiglich hange, als auf welches alle Hoffnung und aller Trost der Abtrünnigen nunmehr gestellt sei. Es könne der Kurfürst von Brandenburg nunmehr der werden, so von den Lutherischen und Calvinischen längst gewünscht und erwartet worden." Durch den großen Kurfürsten wurde diese Erwartung gerechtfertigt und gesteigert. Um 1730 war es eine Art Volksglaube in weiten Kreisen: aus vielen Äußerungen der Salzburger Bauern tritt das stark hervor, und es ist nachweisbar falsch, darin einen Erfolg preußischer Kolonistenwerbung sehen zu wollen. Mit gesundem Instinkt traf das Volk das Richtige. Preußen war der einzige große reindeutsche protestantische Staat. Für Kursachsen war die Verbindung mit Polen noch verhängnisvoller als der Konfessionswechsel des Landesfürsten, Kurbraunschweig war wie ein Anhängsel von England, Hessen von Schweden. In der Pfalz war auf eine jäh wechselnde, konfessionalistische Gewaltpolitik eine

1739 der Bau einer katholischen Kirche in Tilsit gestattet. Werde den Leuten der Gottesdienst genommen, so liefen sie außer Landes, „das ist die fautte die Luis 14. getahn. Die will ich nit nach tuhn. Ich meine Lande popelire aber nit depopelire". So schrieb der König 1732; er wollte freilich damals die Tilsiter Jesuiten wenigstens durch Augustiner oder Bernhardiner ersetzt sehen; doch hat er auch hierin nachgegeben, die Jesuiten blieben, wenn auch unter scharfer staatlicher Aufsicht.

Im Salzburgischen waren die Juden gänzlich ausgeschlossen, und die Jesuiten durften die Hauptstadt nicht betreten. Sie paßten nicht in das mittelalterliche Staatswesen und sind nur vorübergehend in's Land gelassen, haben dann freilich um so verhängnisvoller gewirkt. So wunderlich es klingt: die vom Orden Loyolas ausgehenden Einflüsse zeigten sich nicht ohne Verwandtschaft mit denen, welche die Aufklärung brachte. Beide Mächte haben das alte Wesen zersetzt und zersprengt, indem sie scheinbar in seine Dienste traten.





Was Paulus hat gelehrt, drin̄ sich ein Christ soll üben
Das haben Baûren dort, im Land-Saltzburg getrieb̄
2.

II. Der Salzburger Kirchenstaat

Das eigentümliche Gepräge, welches die Salzburger Emigration trägt, ist nur aus der Sondernatur des Staates zu verstehen, der ebensowohl dem Charakter der Exulanten, die er von sich trieb, wie der Handlungsweise seiner Regierungsorgane einen Stempel aufdrückte, den man sonst nicht findet. Wir müssen deshalb zunächst auf die Zustände des Salzburger Kirchenstaates unseren Blick richten.

In jeder Beziehung behauptete das Erzstift die strengste Abgeschlossenheit gegenüber fremden Einflüssen, mit Ausnahme der italienischen Kunst, der spanischen oder französischen Etikette und der Botmäßigkeit gegenüber dem römischen Stuhl, obwohl die letztere keineswegs frei blieb von einem gewissen stolzen Unabhängigkeitsstreben, das man in der Kurie stets zu dämpfen bemüht war. Der Erzbischof an der Salza herrschte über einen riesigen Metropolitansprengel, der selbst den Mainzischen an Umfang übertraf. Als „geborener Legat des Papstes" hatte er selbständige Entscheidung über manche Streitsachen, die sonst vor das römische Forum kamen; von seinem Urteilsspruch durfte niemand an einen päpstlichen Nuntius appellieren. Wurden

die Bistümer Chiemsee, Seckau, Lavant in gewissen Monaten ledig, so besetzte er sie selbständig und ließ den neuen Bischof nicht einmal vom Papst bestätigen. Er nannte sich „Primas Germaniae“ und saß zu Regensburg auf der geistlichen Bank obenan. Ihm allein stand von allen Fürsten des heiligen römischen Reiches die Ehre zu, in Gegenwart der Kaiserin mit an der allerhöchsten Tafel speisen zu dürfen. Er belehnte die Erzherzöge von Österreich mit den vier Erbhofämtern seines Staates, und diese belehnten dann mit ihnen andere Familien, die dem Erzbischof wohlgefällig waren. Rechnet man die zahlreichen Enklaven ein, so wurde der Flächeninhalt seines Hochfürstentums von keinem Gebiet eines anderen geistlichen Staates in Deutschland erreicht. Und dabei war die äußere Glaubenseinheit in dem Fürstentum streng gewahrt, während Mainz in Erfurt, Fulda in Fischberg, Würzburg in Gochsheim und Sennfeld, das Stift Kempten in Rothenstein, Grönebach und Herbishofen offen Protestanten duldeten. Wie festgefügt erschien der uralte salzburgische Landesbesitz! Hier hatte sich während des ganzen Mittelalters der Geist des frommen, fleißigen und friedfertigen Benediktinertums als eine Kulturmacht ersten Ranges bewiesen. Mit freudigem Stolz erklärten salzburgische Schriftsteller, daß die deutschen Ostmarken ihr Deutschtum, ihre Religion und ihr aufblühendes bürgerliches Leben größtenteils den Kirchenfürsten an der Salza verdankten; auch die Aufhebung der Leibeigenschaft der Bauern preisen bis heute jene Schriftsteller als eine glorreiche That mittelalterlicher Erzbischöfe, sind aber den Beweis dafür schuldig geblieben. Die hohen Verdienste der Kirchenfürsten an der Salza um die ästhetische Kultur hingegen sind so unbestritten und weltbekannt, daß man an sie kaum zu erinnern braucht. Und die Kunst, welche in der Blütezeit der Salzburger Malerschule im 15. Jahrhundert auf Leinwand und in Glas viel bewunderte Werke schuf, war deutsch. Als in den

Dezennien vor und nach 1620 die Stadt Salzburg das mittelalterliche, etwas spießbürgerliche Aussehen einer Gewerbestadt mit der Glanzerscheinung einer höfischen Residenz vertauschte, geschah das freilich mit Hülfe italienischer Baumeister und Werkleute. Den großen Salzburger Regenten Paris Lodron, welcher sein Land vor den Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges bewahrte, konnte auch ein Johannes von Müller, der einen Platz in der Regensburger Walhalla für ihn plaidierte, keinen Deutschen nennen. Wir übergehen die zahlreichen Kunstwerke in welschem Geschmack, mit denen spätere Erzbischöfe ihre Paläste und ihre Residenz geziert haben, unter denen die nicht nach dem Brande renovierten inneren Teile von Mirabell einen hohen Rang einnehmen. Wer mit historischem Blick dies alles beschaut, wird sich dem Eindruck des Großartigen, aber doch auch Fremdländischen, nicht entziehen können. Er wird bewundern, aber zugleich begreifen, daß der in dieser Atmosphäre waltende Geist für die Eigenart deutscher Bauern kein Verständnis haben konnte.

Wie die kirchliche Stellung des heutigen Erzbischofs von Salzburg nur ein schwacher Schatten der früheren ist, so war auch, selbst abgesehen von den Enklaven, der alte Staat bedeutend größer als das heutige österreichische Kronland. Er hatte die Grundgestalt eines mit der Spitze nach Norden weisenden gleichseitigen Dreiecks, dessen Grundlinie von den Südabhängen des hohen Tauern gebildet wurde, und dessen nördliches Ende nur wenig oberhalb von der Stelle lag, wo die Salzach ihre Wasser dem Inn zuführt. Etwa in der Mitte schob sich von Westen her die reichsunmittelbare Propstei Berchtesgaden in das Land, schon damals häufig in bayerischer Abhängigkeit. Im 18. Jahrhundert hatte sich bereits ein früher fehlender Gegensatz des Volkscharakters in der Nordhälfte zu dem in der südlichen herausgebildet. Die erstere, vorwiegend Hochebene, wurde in

jeder Hinsicht von der Hauptstadt beherrscht; in der südlichen zeigte sich viel Streben nach Selbständigkeit, namentlich in religiöser Beziehung. Wanderte man von Salzburg aufwärts den Fluß entlang, so konnte man in dem Salzbergwerk Dürnberg in den ersten Dezennien des 18. Jahrhunderts viele protestantische Arbeiter beschäftigt finden, die dort geduldet wurden, weil die Regierung sie nicht entbehren zu können meinte. Doch wäre die Vermutung irrig, daß hier der Hauptherd der antikatholischen Bestrebungen zu suchen sei. Von da gelangt man weiter an den Engpaß Lueg, und hinter ihm beginnt eine neue Welt: durch diese Pforte treten wir in die Alpenregion. Wir sind damit in den Pongau gelangt, ein Gebiet, in dem die Erzbischöfe schon vom 8. Jahrhundert an ausgedehnte Besitzungen hatten, bis es 1297 durch den Ankauf des Gasteiners Thales ganz ihnen eigen wurde. Es umfaßte dreißig Quadratmeilen und bestand aus sechs Bezirken: Werfen mit Bischofshofen, Radstadt, St. Johann mit Wagrain, Goldegg mit St. Veit, Großarl und Gastein. Diese Bezirke hießen Pflegschaften oder Landgerichte und wurden von meist adeligen Pflegern verwaltet. Im 13. Jahrhundert hatten die Pfleger die Bauern vielfach gegen die adeligen Grundherrn geschützt, damals bedeutete es einen großen freiheitlichen Fortschritt, als in die bisher von Ministerialen besetzten Burgen erzbischöfliche Beamte einzogen. Die Pfleger waren auch lange Zeit Träger des bäuerlichen Gewohnheitsrechtes, das jährlich auf den Landthädingen feierlich proklamiert wurde. Durch Jahrhunderte hat z. B. auf der Dingstätte zu Bischofshofen der Pfleger in den Zeiten der Sonnenwende, den Gerichtsstab in der Hand, unter offenem Himmel das allgemeine Landrecht und das Gewohnheitsrecht verkündet. Er stand dabei inmitten eines von Schranken umgebenen Raumes, um ihn her die Gemeinden oder Ausschüsse. In gewissem Sinne kann man wohl von einer Aufhebung der Leibeigen-

schaft durch die Erzbischöfe reden; sie haben den Grundherrn die Gewalt über ihre Grundholden allmählich entwunden, ein Prozeß, der sich bis in das 16. Jahrhundert erstreckte. Eigentlich aufgehoben ist das mittelalterliche unsäglich komplizierte Abhängigkeitsverhältnis der Bauern aber erst in der von 1849—1853 vollzogenen Grundentlastung. Im 18. Jahrhundert war das alte patriarchalische Verhältnis zwischen Pflegern und Bauern längst geschwunden, oder es existierte doch nur in Überresten von mehr persönlicher Art. Jene Burgen waren keine Horte der Freiheit mehr. Am Eingang in den Pongau erhebt sich über dem linken Salzachufer noch heute die Zwingburg Werffen, deren Bau ein Erzbischof in dem Jahre begann, als Heinrich IV. in Canossa büßte. Ihr bloßer Anblick, sagt ein mittelalterlicher Schriftsteller, ruft dem, der nach Süden vordringen will, zu: „Bis hie her und nicht weiter!" In ihrem Innern werden noch jetzt schauerliche Verließe für Gefangene gezeigt. Bald hinter ihr wendet das Salzachthal sich in rechtwinkliger Biegung bergauf. An der Innenseite des Flußkniees liegt das Rütli Salzburgs, Schwarzach genannt, wo die Bauern den Salzbund schlossen. Nach Tirol hin erstreckt sich dann der Pinzgau. Wie im Pongau gab es auch in den Bezirken Taxenbach, Rauris, Mittersill, Saalfelden viele evangelisch gesinnte Bauern, wenige in Zell am See und Lofer. In Lichtenberg stand eine nach der Zerstörung im Bauernkrieg wieder aufgebaute Zwingburg, im Richterturm zu Saalfelden gähnte tief hinab ein großes düsteres Gefängnis. Im äußersten Süden, jenseits des Tauernkammes, in der Gegend zwischen Dreiherrnspitz und Großglockner, lag das Tefferegger Thal, aus dem 1685 die Bekenner der Augsburgischen Konfession vertrieben wurden, und im äußersten Westen des Salzburger Landes, das bei der Zillermündung den Inn berührte, lief das Thal von Süd nach Nord, aus dem 1837 die Auswanderung nach Schlesien geschah.

Es gab drei privilegierte Stände im Erzstift: Geistlichkeit, Adel und Bürger. Die letzteren hatten ursprünglich bedeutende Vorrechte besessen, vom Kaiser war der Residenz sogar die Autonomie gewährleistet worden; aber Erzbischof Leonhardt ließ 1511 um die Neujahrszeit Bürgermeister und Rat zur Tafel laden, die „Rädelsführer" binden, auf Schlitten setzen und, vom Scharfrichter begleitet, in ihren leichten Galakleidern viele Meilen weit ins Gebirge fahren. Sie sind an den Folgen der Winterkälte gestorben. Als sich der Schreck darüber zu legen begann, ist der Erzbischof-Kardinal Matthaeus Lang (1514—1540) „in der Still in Tirol gereiset". Er kam mit Truppen zurück und machte die Bürger mundtot. 1595 bedrohten oberösterreichische Bauern das Hochfürstentum. Auf den Ruf des Erzbischofs Wolf Dietrich „das Vaterland zu verteidigen" stellten sich 14000 Mann und schreckten die Angreifer zurück. Rasch kam darauf der Fürst den zu erwartenden Selbständigkeitsregungen zuvor: er nahm der Stadt die Gerichtsbarkeit, schaffte den großen Rat ab und beraubte die Bürger aller Selbstbestimmung. Auch jetzt noch bildeten die Einwohner der sechs Städte und 23 Märkte des Landes zwar den dritten privilegierten Stand; aber ihre dürftigen Vorrechte beruhten allein auf der widerruflichen Gnade des Landesherrn.

Der zweite privilegierte Stand, ursprünglich 45 landsässige Adelsgeschlechter, hatte aufgehört, eine wahre Aristokratie zu sein. Einst hatte er auf die Wahl der Erzbischöfe nicht geringen Einfluß geübt und mußte überall befragt werden; seit dem 16. Jahrhundert stand ihm nur beratende Stimme zu, auch sonst schmolzen seine Rechte zusammen, und er nahm fast nur soweit Interesse am Staat, als dieser Beamtenstellen oder Sinekuren bot. Manche einheimischen Geschlechter erloschen, vom Erzbischof wurden Fremde in die Matrikel aufgenommen. Um dem langweiligen Einerlei des salzburgischen Junkertums abzuhelfen, griff 1701 Erzbischof Johann Ernst zu

einem anachronistischen Mittel, das bald als eine Donquichotterie angesehen wurde, übrigens in Deutschland nicht vereinzelt dastand. Er stiftete nämlich als Erneuerung des alten geistlichen Rittertums einen militärischen Ruperti-Ritter-Orden, in welchem weder Krumme, noch Blinde, noch Presthafte, noch Ahnenlose, d. h. solche, die keine strenge Ahnenprobe bestehen konnten, aufgenommen werden durften. Selbstverständlich war ursprünglich auch der Cölibat Bedingung, und 19 Mitglieder haben den Orden verlassen, weil sie heirateten; aber in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist es vorgekommen, daß Rupertus-Ritter sich vermählten und doch das Ordenskreuz behielten. Die Tugend der Tapferkeit wurde in diesem Kreise anfangs wirklich gepflegt. Im spanischen Erbfolgekriege haben sich vor Landau, und besonders bei der Verteidigung von Freyburg gegen die Franzosen, mehrere dieser Ritter ausgezeichnet, so fiel z. B. Anton Ludwig Freiherr v. Rehlingen mit dem Degen in der Faust am 14. Oktober 1713. Noch heute wird ein von Prinz Eugen unterzeichnetes Anerkennungsschreiben über die Haltung der erzbischöflichen Truppen zu Salzburg aufbewahrt. Aber was hatten diese Kabinettskriege mit den Idealen des geistlichen Rittertums zu thun? Vier Mitglieder haben den Orden verlassen, weil sie Kleriker oder Karmelitermönche wurden. Das Ritterverzeichnis weist viele Familiennamen auf, die wir bei den ausführenden oder leitenden Persönlichkeiten der Gegenreformation und Protestantenvertreibung wiederfinden: die Freiherrn Cristani v. Rall, v. Neuhaus, v. Auer, v. Überacker, v. Motzel u. s. w. Praktische Bedeutung hatte das Institut bald nur noch insofern, als es der Landschaftskasse viel kostete. Schon Kinder in der Wiege erhielten „Sold“ als Ritter; 1773 hat der auf dem Finanzgebiet tüchtige Erzbischof Hieronymus manche derartige Mißbräuche aufgehoben. Für den in der Residenz und Aristokratie herrschenden Geist sind die Stiftungsfeierlichkeiten am 5. November 1701 charakteristisch.

Nach der Messe hielt Wolfgang Herschbaumer in der Dreifaltigkeitskirche eine lange, gelehrte Ritterpredigt, in welcher ausführlich die Erzählung, die Herodotus im vierten Buch circa finem schreibt, mitgeteilt wurde. Darius habe seinem Bruder Artabanus so viel Zopyrusse (treue Ritter) gewünscht, wie ein Granatapfel Körner habe. Dasselbe wünsche Redner dem Kaiser Leopoldus, dessen Namenstag heute sei. Durch Anagramm bedeute der Name, daß der Kaiser vom Aufgang bis Niedergang der Sonne (duplo sole) herrsche und allein Zwei besiege (pello duos). Möge das Erzhaus Österreich herrschen, wie der Mond unter den Sternen!" Ahnenproben, Weihwasserspenden, Tedeum und Volksbelustigungen bildeten gleichsam die Einleitung zu einer Tierhetze, an der die Vornehmen sich unter dem Schall von Jägermusik in der Reitschule ergötzten. Trotz des Ordens lebte der salzburgische Adel so weiter, wie es hundert Jahre früher ein Chronist beschrieb: „Der Adel wohnt auf dem Land außerhalb der Stadt, vertreibt seine Zeit mit Waidwerk, reiten nit gen Hof, denn wer Dienst und Sold hat."

Die eigentliche Großmacht im Erzstift bildete der erste, der Prälatenstand, zu dem der Abt von St. Peter, vier andere Würdenträger, eine Äbtissin und vor allem das Domkapitel gehörten. Die letztere Körperschaft hatte bis zur Verfassungsänderung vom 24. Juli 1620 so gut wie alles bestimmt und übte auch später enormen Einfluß aus. Auf wahres Verständniß für die Bedürfnisse des Volkes war bei diesen Herren kaum zu rechnen. Strenge Ahnenproben schlossen jedes aufstrebende Talent von niederer Herkunft aus; seit 1514 brauchten die Kapitelherren nicht mehr aus dem heimischen Adel, ja nicht einmal aus der Salzburger Kirchenprovinz kooptiert zu werden. Hierdurch stand Salzburg weit ungünstiger da, als etwa Münster oder Mainz. Auswärtige vornehme Geistliche, die das Land nicht kannten, vielleicht nie betraten, bezogen die größten Revenüen und übten die wichtigsten Rechte

aus. Sogar bei der Wahl eines neuen Erzbischofs brauchten sie nicht persönlich zu erscheinen, sondern konnten durch andere ihre Stimmen abgeben. Kein Wunder, daß eine solche Körperschaft vielfach selbstsüchtige Interessen verfolgte. Wenn auch nicht mehr, wie früher, ganz steuerfrei, schob sie doch bei allem Reichtum an Grundbesitz und Einkünften die Abgaben möglichst auf andere Schultern. Die salzburgische Landesgeschichte ist überall angefüllt vom Hader des Kapitels und der Erzbischöfe über Geld und Gut. Auch unter sich waren die Prälaten vielfach uneins. Graf Firmian z. B., dem später die Streitigkeiten mit dem Kapitel Jahrzehnte seiner Regierung verbitterten, hat, als er noch Domherr war, die Rechte der Äbte von St. Peter herabzudrücken gesucht. Die von ihm dabei gebrauchten Mittel wird man heute kleinlich und intrigant finden; seine Kollegen bezeichneten sie damals als unverschämt und wortbrüchig. Man sollte denken, für die 1623 gestiftete Universität, wo der Adel sehr bevorzugt wurde, wo der wissenschaftliche Betrieb ihren Anschauungen völlig entsprechen mußte, hätten diese reichen, vornehmen Prälaten Interesse haben müssen. Aber sie ließen die Finanzlage dieses Instituts ruhig so verfallen, daß schließlich unter Trommelschlag verboten wurde, der Universität zu borgen. Der geistliche Adelsstolz führte bei dem Kapitel zu einer so lächerlichen Verachtung der Wissenschaft, daß es 1701 die Anrede „Wohledle, hochgelehrte Herrn“ als herabwürdigend sich verbat. Es wollte nur „wohledel“ sein und nichts, garnichts weiter.

Da die Akademiker Benediktiner waren, hätte man bei den großartigen gleichzeitigen Leistungen dieses Ordens in Frankreich und nach den früheren Verdiensten desselben um das Erzstift viel Gutes von ihnen erwarten sollen. Es ist auch anzunehmen, daß eine 1741 Aufsehen erregende, zu Köln erschienene lateinische Spottschrift, die übrigens ein guter Katholik verfaßt hat, kein ganz getreues Bild giebt.

In einer an die Dunkelmännerbriefe erinnernden Art werden dort die einzelnen Salzburger Professoren als armselige Pedanten durchgehechelt, die sich in lächerlichen scholastischen Haarspaltereien übten. Aber soviel ist gewiß, daß diese Hochschule, statt zu einer allgemeinen Volksbildung den Grund zu legen, tüchtige Beamte und Pfarrer auszubilden, durch lokalgeschichtliche Forschungen Interesse für die Eigenart des Erzstifts zu wecken, sich vergebens abquälte, den bei den Jesuiten in Flor stehenden Formalismus nachzuahmen. Dabei scheint die Teilung der Arbeit, die Trennung der Gebiete geradezu vermieden worden zu sein: Juristerei, Theologie und Philosophie gingen oft ineinander über. Unter den Geistlichen der Provinz hatten manche juristische Grade erworben. Die meisten derselben hatten freilich überhaupt nicht studiert, sondern waren in Priesterseminaren gebildet. Diese letzteren Priester wurden von ihren vornehmeren und feineren Standesgenossen mißachtet, verbauerten manchmal, trieben auch ihr Amt nachlässig oder handwerksmäßig, zeigten sich aber im Durchschnitt menschenfreundlicher und einsichtiger als die Doktoren, Magister und Lizentiaten, welche auf das geringe Volk, unter dem sie wirkten, mit verständnisloser Verachtung herabsahen. Hieraus erklärt sich zum Teil, daß die akademisch gebildeten Priester in der Verfolgung der evangelisch Gesinnten am eifrigsten waren. Fanatisch, wie der französische Klerus, waren die Priester im Salzburger Gebirge sonst selten. Sie waren auch bei den evangelisch Gesinnten nicht verhaßt, sondern wurden von ihnen wie eine Art geistliche Quacksalber betrachtet. Für diese Geringschätzung rächten sie sich, so lange man sie nicht von oben anstachelte, nur durch eine gewisse passive Befriedigung bei den Leiden der Emigranten, die aber einen starken Beisatz von gutmütigem Bedauern hatte. Natürlich gab es Ausnahmen; die einen ließen sich von den Jesuiten entflammen, andere aber thaten was in ihren Kräften stand, um den Verfolgten

ihr Los zu erleichtern. Von den im Lande hausenden Mönchen, als Benediktinern, Theatinern, Augustinern, Franziskanern, Ursulinerinnen, Karmelitern und Kapuzinern hatten die letztgenannten noch am meisten Einfluß auf das Volk. Weit wichtiger aber waren die bunt gekleideten Bruderschaften.

Mit dem Volksschulunterricht war es kläglich bestellt. Man hat darin oft eine Absicht der geistlichen Regierung sehen wollen. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß wirklich Salzburger Theologen geäußert haben, das wirksamste Mittel, die Ketzerei zu bekämpfen, bestehe darin, physisch das Lesen unmöglich zu machen, eine Ausdrucksweise, die noch mehr auf Vernichtung der Bücher, als Schließung der Schulen hinweist. Auch hat der Bischof von Seckau am 16. Februar 1752 der Kammer vorgeschlagen, alle Schulen auf dem Lande gänzlich aufzuheben und nur wenige in dem einen und anderen Markt unter Aufsicht der Seelsorger und Missionarien bestehen zu lassen, „weil die Kenntnis des Lesens und Schreibens fast die einzige Quelle ist, wodurch die Bauern Gift einsaugen.“ Erzbischof Firmian war im Prinzip anderer Ansicht: um Ruhe, Ordnung und Sittlichkeit herzustellen, müsse man dem Volke nicht die Mittel des Unterrichts rauben, sondern sie vielmehr vervielfältigen; da aber manche seiner Behörden wie jener Salzburger Suffragan dachten, sind unter ihm mehr Schulen verschwunden, als gestiftet. Ja dies Urteil ist noch zu günstig. Es läßt sich geradezu sagen, daß überhaupt bis jetzt keine einzige salzburgische Volksschule als von der erzbischöflichen Regierung gegründet und dotiert nachgewiesen ist. Erst die bayerische Regierung hat später das Schulwesen ordentlich in Gang gebracht. Dieser Punkt ist für die Vorgeschichte der Salzburger Emigration von der größten Wichtigkeit. Man sollte denken, die Gegenreformation hätte vor allen Dingen bei der Schule einsetzen müssen; aber für den einfachen Satz: „wer die Jugend hat, hat die Zukunft“ fehlte im Erzstift alles Ver-

ständnis, wenigstens nach der positiven Seite. Höchstens wurde einmal, wie 1722 in der Flachau, wo sich die Gemeinde in jahrelangem Kampf eine eigene Kirche erstritten hatte, einem Vikar aufgetragen, „sonderbar der Kinderlehre obzuliegen, damit die unschuldig Jugent von den ketzerischen Lehren unbefleckt erhalten werde." Die Regierung beachtete meist die Schulen erst, wenn sie Gefahren für den Glauben befürchtete. So hört man von dem Jugendunterricht in Wildbad Gastein zuerst bei der Generalvisitation des Jahres 1686, und zwar: „der Meßner Hans Lechner macht auch den Schulmeister, hat aber nur drei Schulkinder, indem zu seinem Nachteil Peter Hargasser zwölf Kinder unterrichtet, der doch einst der Ketzerei verdächtig war." 1725 erscheint nur noch Hans Lechner als dortiger Schulmonarch. Für den Pinzgau war zwar 1594 verordnet worden, daß der kleine Katechismus des Petrus Canisius alle Wochen wenigstens zweimal mit den Kindern geübt und repetiert werde; aber mit der Ausführung war es traurig bestellt. In Zell am See beschwerte sich die Gemeinde über die Schulzustände. Zwar rechtfertigte sich der Lehrer Villechner: „schon 21 Jahr habe er die Kinder Latein und Deutsch gelernt, so viel er selber khunt"; aber die Gemeinde klagte: „unter seinen dreißig Kindern habe er keinen einen Knaben, der deutsch schreiben und lesen khunt, noch weniger decliniren; die Plüte der Jugend müsse grob verdorren", und noch 1728 bitten in dem dortigen Bezirk Thomas Rieder und Konsorten um eine förmliche Schule; die Nachbarorte hätten doch wenigstens zur Winterszeit immer eine gehabt! Solche Winterschulen wurden oft von „ambulanten Schulmeistern" gehalten, die bald hier, bald dort umherzogen. Die seßhaften Lehrer fristeten ein kümmerliches Dasein, bis sie und die Eltern der Sache müde wurden, wobei sich dann die Regierung völlig gleichgiltig verhielt. Den Sommer über blieben sowieso fast alle Kinder fort. Selbst in einem so bedeutenden Ort wie

Radstadt berichtete 1676 Fritz Ruchomer, nur im Winter sei seine Schule bedeutend, im Sommer kämen 12—16 Kinder oder gar keines. Hin und wieder ließ sich die Pfleggerichtskasse erbitten, einen Zuschuß zu leisten, aber immer nur als Almosen, nie als feste Besoldung. Der erste Lehrer in Hüttau, von dem man weiß, war der Meßner Peter Rambsauer. Er schreibt 1767: „im Winter habe er 20 Schüler und bekomme von jedem wöchentlich einen Groschen, im Sommer gar keine." Meist zahlte jedes Kind wöchentlich 2 Kreuzer. Die Leistungen waren im 18. Jahrhundert meistens erbärmlich. 1772, als schon die Aufklärung in das Erzstift eingezogen war, heiratete Joseph Felser die Witwe des bisherigen Schulmeisters zu Werfen und bewarb sich um dessen Amt. Als Befähigungsnachweis lieferte er dem hochfürstlichen Konsistorium nichts weiter ein, als ein recht schlecht geschriebenes deutsches und lateinisches Alphabet und eine Reihe von Zahlen. Daraufhin wurde er angestellt. Nicht nur aus diesem Vorfall erhält man den Eindruck, daß es mit dem Salzburger Schulwesen in den letzten Jahrhunderten dieses Kirchenstaates bergab gegangen ist. In früheren Perioden gab es zwar keine Anstalten für Volksunterricht, aber doch Latein- und Chorschulen für Kinder wohlhabenderer Eltern, und das war doch etwas. So z. B. in Hofgastein, wo 1362 eine solche Schule erwähnt wird. Als hier der reformatorische Geist eingezogen war, wird 1555 berichtet: „der Schulmeister hat wenig und jung Knaben, die mit der Grammatica zu thun haben, doch liest er [mit] ihnen das Neu Testament." Erzbischof Paris, vielleicht der tüchtigste Fürst, den Salzburg gehabt hat, stiftete 1621 ein Gymnasium zu Radstadt; angesehene Benediktiner unterrichteten dort. Aber 1627 erhoben der Abt von St. Peter und der Rektor der Salzburger Universität so viel Schwierigkeiten, daß sich im Jahr darauf die Schöpfung auflöste. Das erst später ausgesprochene Hauptbedenken war, durch

die nahe Tochter könne die Mutter (die Hochschule) Schaden leiden.

Zeigte sich also der Wehr- und Lehrstand Salzburgs nicht eben im Aufschwung begriffen, so läßt sich das vom Nährstande noch weniger behaupten. Vor allem waren die früher überaus reichen Bergwerke von Gastein und der umliegenden Orte jetzt meist aufgegeben. Die fürstliche Pracht, welche einst von den reichen Bergherrn, den Weitmoser, Feuersenger u. a. entfaltet wurde, war längst dahin, und die Gasteiner Bergknappen des 18. Jahrhunderts glichen nicht mehr, wie die früheren, den munteren Halloren. Kurz, die Montan-Industrie, soweit sie sich nicht auf die monopolisierte Salzgewinnung bezog, war sehr niedergegangen. Mit dem Bauernstande sah es zweifellos insofern besser aus, als in ihm nicht wenige Leute in pekuniär und wirtschaftlich recht behäbigen Verhältnissen lebten. Auch das Gesinde wurde gut gehalten, und von einer durch Übervölkerung hervorgerufenen Ernährungsschwierigkeit kann keine Rede sein. Wie elend war, mit der ihrigen verglichen, überhaupt die Lage der Bauern in manchen andern, namentlich slavischen Ländern! Und doch war auch hier ein gewisser Niedergang zu bemerken, daneben freilich auch die schier unverwüstliche Kraft deutschen Volkstums. Am Anfang des 17. Jahrhunderts heißt es noch von ihnen: „sie sitzen an der Landschrannen, müssen Urteil schöpfen, auch über das Blut richten." Das war längst anders geworden, auch waren gegen ihre „köstlichen und überflüssigen Mahlzeiten", auch wo sie nicht in Fastenzeiten fielen, wiederholt Gesetze erlassen. Vor allem wurde das früher ganz verbreitete Waffentragen wiederholt verboten. Wer ein Schießgewehr verheimlicht, soll in Eisen und Banden geschlagen werden (1691); wer nicht binnen vierzehn Tagen sein Gewehr abliefert, soll auf die Galeere kommen (1695); jeder, der da, wo der Erzbischoff Steinböcke hegt, mit einer Schußwaffe betroffen wird, soll wie ein Zigeuner

vogelfrei sein (1700). Elf Jahre später erging sogar die erstaunliche Bestimmung: „wer in böser Absicht einen Stein aufhebt, soll, wenn tauglich, zum Militär gezogen, sonst anderweitig streng bestraft werden." Das Salzburger Militär war in Friedenszeiten wenig imponierend. 1704 raubten in der Hauptstadt Soldaten am hellen Tage Bürgern und Bauern ihre Waren. Der Erzbischof ließ vier dieser Banditen auf dem Fischmarkt hängen, mußte aber 1706 abermals Schildwachen und Späher durch einen gedruckten Regierungserlaß „ernstlich bedrohen." Ein Jahrzehnt darauf wenden sich ähnliche Verordnungen gegen Gerichtsdiener, die mit Zigeunern zechen und Hehlereien verüben. Solche Vorgänge erklären die Verachtung, der die einheimischen Soldaten, den Haß, dem die Gerichtsdiener unterlagen. Sie lassen zugleich jene Verbindung von Ohnmacht und Härte ahnen, in der so oft die Unnatur des Salzburger Staatswesens sich offenbarte, jene Unnatur, die geistiger Mächte mit Gewalt, materieller mit dem überredendem Wort Herr zu werden sucht. Davon hat einst Luther geschrieben: „Die Bischöfe sollten mit Bannbriefen strafen, die weltlichen Fürsten durch das Schwert regieren. Jetzt haben sie den Schuh umgekehrt, mit Eisen regieren sie die Seelen und mit Briefen den Leib. Das sind unsere christlichen Fürsten, die den Glauben verteidigen und den Türken fressen." 1703 und 1742 haben Fürst und Volk es teuer bezahlen müssen, daß den Gebirgsbewohnern verwehrt wurde, ihr sicheres Auge und ihre feste Hand zum Dienst der Landesverteidigung zu üben. Die Waffenverbote waren teilweise durch politisches Mißtrauen, noch mehr von der Jagdliebe eingegeben. Fast alle Erzbischöfe wollten „Jäger vor dem Herrn" sein. Der eine starb nach einer Schweinsjagd, vom Schlage gerührt, der andere schleuderte dem Domkapitel als schlimmsten Vorwurf entgegen, es betrage sich völlig unwaidmännisch. Es war derselbe, der auch nach seiner Erblindung keinem erlaubte, in

seinem Gehege Wild zu schießen oder Fische zu fangen. Noch 1723 wurde verboten, Füchsen Gift zu legen, ihre Löcher zu vermauern, ihre Jungen durch Rauch zu ersticken. Wehe dem, der einem Biber nachstellte — ihm drohte Galeerenstrafe! — der nach Allerheiligen Wildzäune stehen ließ, oder sie vorher nicht mit Ranken und Reisig belegte! Außerdem waren die Bauern durch Waldgesetze, z. T. ganz unsinnige Roboten (Gespanndienste), Erschwerung des Viehhandels, Verbot der Lederbereitung und hohe Steuern bedrückt. Aber trotz alledem sahen sie ihre Lage nicht als unerträglich an. Von der schwermütigen Resignation slavischer Leibeigener waren sie ebenso weit entfernt, wie von der wilden Schwärmerei oder dem dumpfen Hinbrüten anderer Stämme. Gesund an Körper und Geist, voll derber Lebenslust, munter und arbeitsam: so schildert sie ein offiziöser Historiker 50 Jahre nach der Emigration. Die Gebirgsbewohner, fährt er fort, seien in der Landeskultur noch musterhafter als die Flachländer, hätten sich aber öfters mit Aufruhr befleckt. Abgesehen von dem großen Bauernkrieg im 16. Jahrhundert kann dies nur von einigen unpolitischen lokalen Tumulten zugestanden werden. Bei den großen österreichischen und bayerischen Bauernempörungen blieb es im Pinzgau und Pongau ruhig. Aber jener Bauernkrieg von 1525 und 1526, sowie die unbedeutenden späteren Tumulte, wurden bei jeder Gelegenheit den Gebirgsbewohnern vorgehalten; sowohl der Kaiser wie der Kurfürst von Bayern wurden unaufhörlich mit der Besorgnis geschreckt, die Tobsucht im Erzstift vor zwei Jahrhunderten könne in jedem Augenblick wieder losbrechen. Auch im Lande selbst wurde die Erinnerung an jene fürchterlichen Vorgänge absichtlich von der Regierung gepflegt, teils in Fest-Privilegien und Weinspenden an die getreuen St. Ruprechtsleute in Zell und das getreue Radstadt, teils durch den „Aufruhrschilling", der bis zur Säkularisation im Jahre 1803 auf manchen Bauern-

gütern im Werfener Bezirk als jährliche Geldbuße lasten blieb. Ebenso dauerte der seltsame „Blutwidderdienst“ vom Jahre 1570 an bis zum Ende des geistlichen Staates. Zwei Bischofshofener wurden dazumalen als Empörer hingerichtet, die verwirkten Güter aber den Nachkommen gelassen, doch mit der Verpflichtung, daß die Besitzer jährlich zwei wohlgewachsene Widder mit einer Elle rotwollenen Tuches bedeckt, dem Erzbischof liefern und sie selbst bis in den Schloßhof nach Salzburg treiben müßten. Dabei fand zu Bischofshofen jährlich ein solenner Akt statt, indem dieser „Bescheid“ feierlich vorgelesen und dazu ein 1570 gemaltes Bild zweier roter Widder gezeigt wurde, damit Kinder und Kindeskinder wüßten, woher dieser Brauch und Dienst stamme. Alle diese Bräuche dürfen nicht als bloße Kuriosa betrachtet werden. Sie waren nicht ungeschickt auf die Denkweise der Bauern berechnet und haben einerseits Scheu, andererseits Furcht vor Wiederholungen von Bauernaufständen im Volk lebendig erhalten. Ebenso unleugbar ist nun aber auch, daß in all den Familien, die im 16. Jahrhundert als unbotmäßig genannt werden, sich lutherische Grundüberzeugungen Jahrhunderte lang fortgepflanzt haben. Neben diesem zähen Festhalten am Überlieferten und Hergebrachten werden als Haupteigentümlichkeiten der Gebirgsbauern genannt: Rechtlichkeit, Hochhalten des Manneswortes, Solidität, starker Familiensinn, endlich ein trockener Humor, der unter der Miene traulicher Dummheit zur schärfsten Aggressive vorgeht. Ihre Hauptfehler bildeten Rechthaberei und Eigensinn. Übertretungen des sechsten Gebotes waren, wie es scheint, früher selten gewesen; doch mehrten sie sich, als die Regierung, besonders 1727, Eheschließungen erschwerte, damit der Bettler weniger würden. Daß diese Landplage mit den Jagdgesetzen, der allein auf Geldvermehrung ausgehenden Finanzwirtschaft und verkehrter Almosenspende zusammenhängen könne, bedachte niemand. Der Erzbischof, welcher die unheilvollsten Jagd-

gesetze erließ, verteilte zugleich riesige Summen an die Armen. Inländischen Bettlern wurde 1724 ein eigenes Zeichen angehängt, wem es fehlte, wurde als fremder Bettler über die Grenze geschafft. Er kam vielleicht als Pilger wieder. Das am Ende des 17. Jahrhunderts in der Hauptstadt eröffnete Pilgerhospital hat bis 1773 an 60000 Personen verpflegt und beschenkt. Dabei stimmten bei Regierungswechseln häufig die Kassen nicht; zuweilen wurde geradezu Betrug nachgewiesen, so hatte Freiherr v. Hegi 1685 das Erzstift um 300000 fl. gebracht. Sehr oft forderten die Beamten zu hohe Gebühren; 1723 wurde das ausdrücklich untersagt, aber 1731 wurden neue Klagen laut, und die Beschwerdeschriften der Bauern strotzen von Nachweisen, daß auf dem Lande höhere Gerichtsstrafen verhängt wurden, als vorgeschrieben war.

Trotz dieser Mißstände fehlten im 18. Jahrhundert alle Voraussetzungen für eine Bauernrevolution. Daß die Gebirgsbewohner eine Art Schweizerrepublik hätten aufrichten wollen, ist ein Hirngespinst von Gegnern, die sie garnicht kannten. Das Volk dachte nicht einmal daran, früher besessene Rechte zurückzufordern, sondern hatte sich an die bestehenden Zustände gewöhnt, war zwar nicht immer mit ihnen zufrieden, aber regte sich auch nicht darüber auf. Nur wenn gewaltsam das althergebrachte Leben gestört wurde, konnte es zu einer Volksbewegung kommen. Diese Störung haben die Jesuiten gebracht.





Den Emigranten werden ihre bücher verbrent, und ihre Lehrer zur gefänglichen Hafft gebracht

III. Die Gegenreformation im Erzbistum Salzburg

Von ultramontanen Emigrationshistorikern wird häufig der Versuch gemacht, den politisch-revolutionären Charakter der Salzburger Bewegung um das Jahr 1730 durch den Hinweis auf den untheologischen Charakter der volkstümlichen Frömmigkeit der Gebirgsbauern zu erhärten. Jene Landleute, so sagt man, waren weder fähig noch willens, über die Frage zu grübeln, welche Konfession die richtige Lehre habe. Nur einzelne Rädelsführer benutzten diese Kontroversen, um die wegen Steuerdruck und Beamtenwillkür Unzufriedenen für ihre aufrührerischen Pläne zu gewinnen, weil durch den Protestantismus die landesherrliche Autorität, zumal in einem geistlichen Staate, am schnellsten und vollständigsten untergraben werden mußte. Den Leitern der Bewegung wird dabei auch wohl zugestanden, daß sie in der Bibel, sowie den lutherischen Erbauungsbüchern, gut bewandert und von der Wahrheit ihrer Lehre überzeugt gewesen wären; die Verführten aber hätten kaum gewußt, um was es sich handle. In dieser Argumentation ist übersehen, daß der Protestantismus im Salzburger Gebirge, nicht etwas

Neues war, sondern vielmehr die von Geschlecht zu Geschlecht tradierte Familien- und Stammesreligion, vielfach dürftig und unklar, aber doch in der Hauptsache bestimmt und einheitlich. Diese Hauptsache bestand in der schlichten Überzeugung von dem unmittelbaren Verhältnis des Einzelnen zu Gott, ohne Vermittelung der kirchlichen Heilsanstalt und der Priester. Diesem trauten sie erstlich nicht die Macht zu, den Heilsbesitz zu garantieren, daher bedienen sich die einfachen Leute sehr häufig des Ausdrucks: „Wir getrauen uns nicht, im Papsttum selig zu werden." Zweitens sprechen sie den Priestern die Befugnis ab, Vorschriften zu geben, an die das religiöse Heil gebunden wäre. Diesen negativen Überzeugungen entsprechen die positiven, daß Christus der einzige Heilsmittler sei, sein Wort und Sakrament die einzigen Heilsmittel. Daher fordern sie freie Predigt des Evangeliums, sowie freien Gebrauch der dies Evangelium enthaltenden Bücher, und den Kelch im heiligen Abendmahl, weil ohne ihn das Sakrament verfälscht würde.

Die Geförderten unter ihnen vermochten auch über die Rechtfertigung allein aus dem Glauben und die alleinige Autorität der heiligen Schrift, ja sogar über schwierige dogmatische Fragen Rechenschaft zu geben; viele jedoch blieben in ihren Aussagen bei dem Genannten stehen, und fügten nur etwa hinzu, daß Fasten und Feiertage nichts zur Seligkeit hülfen, daß Heiligenanrufung und Brüderschaften nicht den Himmel verdienten. Man muß sich jedoch hüten, zwei Klassen unter den Salzburger Evangelischen streng scheiden zu wollen, die Führer und das Volk. Es gab vielmehr sehr verschiedene und allmählich ineinander übergehende Abstufungen, auch konnten oder wollten die Einzelnen nicht immer klar ausdrücken, was sie von den besonderen Lehrpunkten hielten. Selbst unter denen, die nicht lesen konnten, verfügten manche über eine erstaunliche Bibelkenntnis.

Von allen Seiten ist im 16. Jahrhundert das Luther-

tum ins Erzstift gedrungen. Paulus Speratus in der Hauptstadt, Martin Lodinger in Gastein, Georg Schärer in Radstadt waren nur die hervorragendsten unter vielen. Dieselben Bezirke, aus denen 1732 Tausende emigrirten, St. Johann, St. Veit, Bischofshofen, Großarl, petitionierten 1563 um deutsche Taufe, freie deutsche Predigt und den Kelch beim Abendmahl. Als 1575, genau 45 Jahre nach der Übergabe des evangelischen Bekenntnisses auf dem Reichstage, der lutherische Theolog Chytraeus seine Historie der augsburgischen Konfession „den Verordneten des Fürstentums Steier, seinen gnädigen und günstigen Herren" widmete,



stand ein großer Teil der Bevölkerung des Erzstiftes auf demselben Boden. Bis 1585 noch machte dort der Protestantismus solche Fortschritte, daß zwanzig Jahre später der hochfürstliche Sekretär Stainhauser schrieb, in dieser Zeit habe die lutherische Ketzerei bei den meisten und fürnehmsten Bürgern Salzburgs sehr zugenommen. „Zu Hause haben sie das lutherische Gift mit dem Lesen der ketzerischen Bücher, der Postillen, Katechismen, Gebet- und Gesangbücher eingesogen; sie hielten ihren Kindern sektische Pädagogen, schickten ihre Söhne an lutherische Gymnasien, sodaß der wenigste Teil der Bürger in Salzburg katholisch war, auch

nit die Bauern im Gebirg, die Knappen der Bergwerk, so daß zu besorgen, das ganze Erzstift werde lutherisch werden." In der Hauptstadt gelang es, durch rücksichtsloses Vorgehen der Gegenreformation, den Protestantismus so gut wie völlig auszurotten. Wer sich nicht beugte, wurde vertrieben, wenn auch viel Geld damit außer Landes kam; die blieben, mußten öffentlich in der Pfarrkirche mit brennenden Kerzen in der Hand Buße thun. Es wurde „der lutherischen Bücher ein großer Schatz verbrennt", auch Staupitzens Hinterlassenschaft traf dies Schicksal. 1596 wollte man auch im Gebirge reformieren; aber der Kommissar Tobias Hendschel meldete, das Landvolk von Wagrain und in der Flachau erkläre samt und sonders, eher das Leben als seine vermeinte Religion zu lassen. „Unter vierhundert sein nit dreißig katholisch." Zunächst stellte die Regierung das Verfahren ein, vielleicht weil man Unruhen bei der im Gange befindlichen Steuererhöhung befürchtete. Dem Erzbischof kosteten Weib, Kinder und Bauten viel. Derselbe hat den Gewerken und Knappen in Hofgastein einen lutherischen Friedhof bewilligt. Aber welches Ärgernis der Katholiken entstand, als 1603 Frau Ursula Weitmoser, geb. Mosheim, Witwe des reichen und vornehmen Hans Weitmoser, ganz ungescheut öffentlich unter feierlichem Gesang biblischer Psalmen und lutherischer Lieder beerdigt wurde! Der Friedhof wurde bald darauf geschlossen. Bei der Huldigung des Nachfolgers wollten die bürgerlichen Abgeordneten eine mit zahlreichen Unterschriften versehene Petition überreichen, in der, wie vor 49 Jahren, um evangelische Prädikanten gebeten wurde. Der Stadtrichter in Salzburg, ein hochfürstlicher Beamter, hat sie ihnen abgenommen und zerrissen (1612). In den folgenden Jahren wurde die Katholisierung der Bürger und Bauern in Wagrain, Radstadt, Werfen, Großarl, St. Johann und St. Veit mit pfiffiger Berechnung und schlauer Anschmiegung an den Volkscharakter ohne Blutvergießen durchgeführt. Aber ohne dauernden Er-

folg, denn nur die Furcht vor dem Elend des Exils war das Motiv der Bekehrung, und die konsequente Unterweisung der Jugend wurde versäumt.

Was ging nicht in diesen Zeiten alles in den Nachbarlandschaften vor. Welche Tragödie ist die damalige Geschichte der innerösterreichischen Protestanten, die erst vor kurzem durch Loserth's gelehrtes Meisterwerk recht bekannt geworden ist! Erscheinen damit verglichen die ganz einseitig überlieferten salzburgischen Vorgänge unbedeutend, so darf man nicht vergessen, daß der doppelt unglücklich ist, dem kein Gott zu sagen giebt, was er leidet. Wie den Salzburgern bei der Gegenreformation zu Mute war, können wir fast nur aus den Schilderungen ihrer Bedränger schließen. Die innerösterreichischen Nachbargemeinden, z. B. in Schladming, wohin die Pongauer gerne ausliefen, um den Kelch zu empfangen, haben die rührende Klage ausgestoßen: „Wir arme einfältige Leut, die wir im Schweiß unsers Angesichts unser Brot suchen und die ganze Woche arbeiten, wenn wir dann des Sonntags von unserm Werke ausruhen, so haben wir dann den Trost, daß wir die Ehre Gottes betrachten und unser Seelenheil suchen. Sonst haben wir uns des Feiertags und unserer Arbeit wenig zu tröften, denn wir haben in diesem Jammerthal keinen andern Sabbath als Gottes Wort und den Gebrauch der heiligen Sakramente. Davon können wir uns nicht drängen lassen". Die Salzburger Bauern hielten sonst, wie überall ihre Standesgenossen, das Geld fest in der Hand; aber ihren Glauben ließen sie sich etwas kosten. Die ketzerischen Bücher wurden teuer bezahlt. Ein lutherischer Prediger in einem benachbarten, steirischen Grenzort soll auf einmal über 400 fl. Beichtgeld von ihnen eingenommen haben. In der Heimat kamen sie an einem bestimmten Ort zusammen, und einer unter ihnen las aus Luthers oder Spangenbergs Postille das Evangelium und dessen Auslegung vor. Einen solchen nannten sie Prediger. Daher

leugneten manche bei den Untersuchungen, daß sie lesen könnten und wurden sie dessen überwiesen, so entschuldigten sie sich, sie läsen nur das Evangelium, um nicht als Prediger bestraft zu werden. Die Regierung muß das Lesen unter dem Volk für ziemlich verbreitet gehalten haben. Ließ doch der Erzbischof 1615 etliche tausend Exemplare des Katechismus von Petrus Canisius zu Salzburg drucken und in das Gebirge schicken. Als Vorrede diente „ein scharfes Mandat". Auch katholische Gebetbücher, wie der „Crönedankh" wurden in's Gebirge geschickt; aber merkwürdigerweise lasen manche die evangelische Lehre heraus. Den Unterthanen wurde, wie der Sekretär Stainhauser darlegt, durch Kapuziner und Priester vielfach zu Gemüte geführt, die geistlichen und weltlichen Obrigkeiten verständen sich auf den Glauben besser als sie, insbesondere aber Ihre Fürstliche Gnaden, als ihre von Gott fürgesetzte höchste Obrigkeit und Landesfürst, der für seine ihm anvertrauten Schäflein am jüngsten Tag Rechenschaft zu geben schuldig sei. Wo es sich um Ackerbau handele, möge ein Nachbar den anderen fragen; aber die heilige Schrift sei nicht leicht zu verstehen, und der gemeine Bauersmann dürfe nicht glauben, er verstehe sie besser als der Geistliche „welcher viel Jahr auf der hohen Schule studiert und darauf manch schönen Pfennig verzehrt hat". In Radstadt und Wagrain erklärten 1613 anfangs alle, sie wollten bei ihrem Glauben verbleiben, lasse man ihnen den nicht, so müßten sie fortziehen; etliche baten auf Knieen, sie im Lande und bei ihrem Glauben zu lassen. Der Auswanderungstermin war für diese Gegenden auf die Winterszeit gesetzt, „daß die Widerspänstigen in der größten Kälte ihre Reis fürnehmen mußten, und ist auch fürwahr durch dieses Mittel mancher im Land verblieben, welcher in besserer Jahreszeit fortgezogen wäre". Den meisten Ausgewanderten ist es elend ergangen, manche sind wohlhabend ausgezogen und arm wiedergekommen. Andere zogen nach Mähren zu den Wiedertäufern und blieben

dort. Daß alle solche von vornherein dazu gehörten, ist doch sehr fraglich. Vielleicht einige, und die anderen wußten sonst nicht, wohin? So wurde denn diese Gegenreformation durch Dragonaden, Versagung des Begräbnisses und ähnliche Mittel „zu einem glückseligen Ende gebracht." Der Bekehrten sollen 10000, der auswandernden Verstockten circa 600 gewesen sein. Ganze Ladungen von Rosenkränzen wurden ins Gebirge geschafft, buntfarbene Bruderschaften eingerichtet, beim Abendmahl der Spülkelch gereicht, der Landrichter von Werfen erhielt eine goldene Kette und Geld zum Lohn für treue Dienste. Aber in Regierungskreisen selbst argwöhnte man, daß viele nur zum Scheine katholisch geworden seien. Kurz darauf gab es an einem anderen Ende des Ländchens, im Zillerthal, neue ketzerische Unruhen (1617). Eine Menge lutherische Bücher wurde konfisziert, den Prädikanten Thomas Streiter schaffte man außer Landes. Wie im Westen so hielt sich auch im Süden des Erzstifts der Protestantismus lange Zeit im Verborgenen. Von der Regierung konnte er nicht unbemerkt bleiben, aber Erzbischof Paris Lodron (1619—1653) hat ihn nicht bemerken wollen. Mit Recht spricht man von einem Zustand halber Duldung während zweier Menschenalter. 1672 regte es sich zuerst wieder im Zillerthal; es wurde Anzeige erstattet, daß eine ganze Gemeinde mit lutherischen Grundsätzen infiziert sei. 1684 begann im Tefferegger Thal eine Protestantenverfolgung, die in ganz Deutschland außerordentliches Aufsehen erregte. Große Züge von Ausgewiesenen, bis zu 600 auf einmal, kamen durch Augsburg und wurden dort, sowie zu Ulm, über ihren Glauben genau examiniert. Auch unter den Dürnberger Bergarbeitern und den benachbarten Einwohnern wurde die Ketzerei jetzt bemerkt und bestraft. Zu den damals Verfolgten gehörte nun vor allem Joseph Schaitberger. Er entstammte einem Kreise, der „die heimlichen Lutheraner" genannt wurde. Geboren 1658, wurde er von seinem Vater,

der aus Dürnberg stammte, und seiner Mutter, einer Berchtesgadenerin, insgeheim aus der Heiligen Schrift unterrichtet, lernte bei einem älteren Bruder lesen und gewann durch Vergleich der Katechismen des Canisius und Luthers mit der Bibel die Überzeugung von der Schriftgemäßheit der evangelischen Lehre. Nach vielen Drangsalen fand er zu Nürnberg ein Asyl und übte durch Reisen, Briefe, Sendschreiben und vor allem durch seine Erbauungsbücher einen ganz ungemeinen Einfluß auf seine zurückgebliebenen Landsleute aus. Er ist am meisten bekannt geworden als Dichter des Exulantenliedes, welches auf dem Marsche der Emigranten durch Deutschland 1731 überall vernommen wurde. Die Zeitgenossen haben sich wiederholt angelegen sein lassen, das Lied in der Mundart aufzuschreiben, in der sie es den Vertriebenen singen und sagen hörten:



J bin ein armer Exulant,
A so thu i mi schreiba,
Ma thuet mi aus dem Vatterland
Um Gottes Wort vertreiba.

Das waß i wol, Herr Jesu mein,
Es ist dir ah so ganga,
Jtzt will i dein Nachfolger sein,
Herr, mach's nach deim Verlanga.

Ei Pilgrim bin i holt numehr,
Mueß rasa fremde Strosa,
Das bitt i di, mein Gott und Herr,
Du wirst mi nit verlosa.

Den Globa hob i frey bekennt,
Des dorf i mi nit schäma,
Wenn mo mi glei ein Ketzer nennt,
Un thuet mirs Leba nehma.

Ketta un Banda wor mi mein Ehr,
Um Jesu willa z'dulda
Un dises mocht die Glaubens-Lehr
Un nit mein bös Verschulda.

Gott wie du wilt, i gib mi drein,
Bei dir will i verbleiba,
J will mi gern dem Willa dein
Geduldig unterschreiba.

Mueß i glei in das Elend fort,
Will i mi do nit wehra,
So hoff i do, Gott wird mi dort
Oh gute Fründ beschera.

Mueß i glei fort in Gottes Nom,
Un wird mir alls genoma.
So waß i wol, die Himmels-Cron
Wer i onmahl bekomma.

So mueß i heut von meinem Haus
Die Kinderl mueß i losa,
Mein Gott! es treibt mi Zährel aus
Zu wandern frembde Strosa.

Mein Gott, führ mi in eine Stodt,
Wo i dein Wort kan hoba,
Darin will i mi früh un spot
Jn meinem Herzel loba (= laben).

Soll i in diesem Jommerthol
Noch länger in Armuth leba,
So hoff i do, Gott wird mi dort
Ein beßre Wohnung geba.

Der dieses Liedel hot gemocht,
Der wird hie nit genennet,
Des Papstes Lehr hat er verocht
Un Christum frei bekennet.

Dieses Lied war schon vor der Emigration im Gebirge verbreitet, ähnlich wie manche andere derartige Gesänge. Von 1685 an haben nun im Erzstift fortwährend Auswanderungen oder Ausweisungen evangelisch Gesinnter stattgefunden. Solche wandten sich meist nach Regensburg, Nürnberg, Augsburg, Ulm, einige auch nach Leipzig, pflegten sich in der neuen Heimat eng an die Prediger anzuschließen, die ihnen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austeilten und waren oft recht eifrig, zurückgebliebene Gesinnungsgenossen mit den vielbegehrten Büchern zu versehen. Nürnberger Kaufleute, Regensburger Handwerker, und verschiedene Pastoren, vor allem der Senior Samuel Urlsperger in Augsburg, ließen sich diese Sache sehr angelegen sein. Der letztgenannte hat viele Salzburger Handwerksbursche und sonstige Reisende beherbergt und unterwiesen, damit sie in ihrer Heimat die evangelische Lehre ausbreiteten.

Mit Samuel Urlsperger und dessen zahlreichen Gesinnungsgenossen tritt eine Macht auf den Salzburger Kampfplatz, die der Volksbewegung im Süden des Erzstifts innerlich verwandt ist: der Pietismus. Dieser war ursprünglich eine Reaktion gegen den auf die Reinheit der Lehre pochenden Doktrinarismus gewesen, durch den der Grundgedanke Luthers erstickt zu werden drohte, daß es ein lebendig, geschäftig, thätig, mächtig Ding um den Glauben sei. Die Pietisten wollten individuelle praktische Frömmigkeit pflegen, welche auch Gefühl, Gemüt und Willen erfaßt und sich nicht blos

in der Lehre, sondern vor allem im Wandel fruchtbar erweist. Sie erblickten in den gewöhnlichsten Vorfällen des täglichen Lebens das Walten der göttlichen Vorsehung, die unausgesetzt Gelegenheit biete, im Dienst des Reiches Gottes thätig zu sein. Auf diesem Boden sind die Halleschen Stiftungen entstanden, die ersten gemeinnützigen Unternehmungen, die durch freie Privatbeiträge Einzelner aus ganz Deutschland zu stande gekommen sind. Bis zum letzten Viertel des 17. Jahrhunderts hatte man für die Abhülfe öffentlicher Notstände „die Polizeien" sorgen lassen. Wäre darin kein Umschwung eingetreten, so hätten 1731 viele Hunderte von Emigranten im Elend verkommen müssen, wie es 1614 faktisch geschehen ist. Weil den Vertriebenen rasche Hülfe not that, lag auch darin ein Segen, daß der Pietismus die Achtung vor der religiösen Überzeugung als solcher weckte, sodaß man nicht mehr in erster Linie nach Übereinstimmung der einzelnen Spezial-Lehren fragte. Ferner erinnerte man sich jetzt, daß die Apostel keine Schultheologen, sondern fromme Fischer gewesen seien, und freute sich, wenn irgendwo die pristina piscatoria simplicitas zu Tage trat. Deshalb wurde die einfache bibelfeste Frömmigkeit der Emigranten in weiten Kreisen des protestantischen Bürgertums hochgeschätzt, denn „die Stillen im Lande" übten damals großen Einfluß aus, und wie diese sich in privaten Zusammenkünften aus dem Schriftwort erbauten, Andachtsbücher lasen und zusammen sangen, war es fast jahrhundertelang im Erzstift auch geschehen. Ja jene Bauern hatten sich derselben Bücher bedient, die man selbst hoch hielt: neben der Bibel bildeten Chyträus, Johann Arndt, Heinrich Müller, Scriver, Großgebauer u. a. die Quellen, aus denen die Anhänger Speners ebenso schöpften, wie die Landsleute Schaitbergers. Letzterer wollte zwar kein neuer Pietist, sondern ein alter Lutheraner sein; aber er redet doch gern von dem „seligen" Spener, dem „lieben Francke", selbst von „dem guten Herrn

Petersen", obwohl er nicht mit diesem die Bekehrung des Teufels erhoffte. Schaitbergers ganzer Thätigkeit, seiner erbaulichen Briefstellerei und seinen Erweckungsreisen, haftet ein pietistischer Zug an. Nebenerscheinungen des Pietismus, mystische Kontemplation, visionäre Eckstase und schwärmerische Überreizung fehlen freilich bei den Salzburger Bauern völlig, so wenig sich einzelne Exzesse derber Sinnlichkeit leugnen lassen. Daß dergleichen Ausbrüche der Rohheit um sich griffen, wurde durch das kraftvolle puritanische Element verhindert, das ihnen wieder mit dem Pietismus gemeinsam war. Dahin gehört auch der Ernst, mit dem man in Emigrantenfamilien, bis ins 19. Jahrhundert hinein, auf die Befolgung einfacher Bibelvorschriften drang: daß wir Rechenschaft geben müssen von jedem „unnützen" Wort, daß man die Sonne nicht über seinem Zorn untergehen lassen soll. Ferner betonten sie mit den Pietisten, der dritte Stand, „der Hausstand", habe sich in religiösen Dingen nicht lediglich von Geistlichen und Obrigkeit regieren zu lassen, der öffentliche Kultus sei nicht derartig Hauptsache, daß ein Gebet in der Kirche mehr gelte als eins in Wald und Feld oder daheim. Gemeinsam ist ferner die entschiedene protestantische Grundüberzeugung: gerade der Pietismus hat das hierarchische Prinzip der Gewissensknechtung als die Basis des römischen Systems so klar verurteilt und so energisch mit religiösen Gründen bekämpft, wie kaum eine andere Richtung in der evangelischen Kirche. Endlich haben die Pietisten, auch unter Spott und Hohn ihrer Gegner, geübt, was sie als unerbittliche Pflicht einschärften, den Glauben mit dem Munde zu bekennen. Lange konnten die Salzburger Protestanten dazu nicht den Mut und die Selbstverleugnung finden. Manche von ihnen haben darüber später in einer Weise gesprochen, die stark an das methodistische Element im Pietismus erinnert. Nichts haben sie hernach an sich selbst so streng gerichtet, als „die Heuchelei", mit der sie

dieser Forderung ausgewichen seien, bis ihnen plötzlich die Augen geöffnet wären. Das letztere ist nun freilich nicht durch Abgesandte Urlspergers oder sonstige gute Freunde, sondern auf ganz andere Weise geschehen.

Erst durch die vom Erzbischof Firmian in das Land gerufenen Jesuiten nämlich ist die bisher verborgen gebliebene evangelische Überzeugung der Salzburger Protestanten an das Licht gebracht. Die Verfolgungen, welche seit der Exilierung der Tefferegger nie aufgehört hatten, wurden jetzt sehr heftig. Die Inquisitionen mehrten, die Kerker füllten sich, besonders aber wurden hohe Geldstrafen erhoben. Die Jesuiten waren mit keiner unklaren Halbheit zufrieden; sie betrachteten es als ihre Hauptaufgabe, die heimlichen Ketzer und Ungläubigen aufzustöbern. Alles dies drängte auch die Furchtsamen zur Entscheidung. Und gab es denn nicht ein Reich, einen Reichstag der fürstlichen Gesandten, in dem auch Vertreter der evangelischen Mächte saßen? In dem nahen Regensburg tagte er ja seit 1663 ständig. Sehr oft schon war von dort gute Vertröstung gekommen, manchmal auch wirkliche Hülfe, wenn man es nur abwartete, denn es dauerte dort meist lange. Jedenfalls waren auf Verwendung vornehmer fremder Herren evangelischen Glaubens zu Regensburg mehrmals Ausgewanderten ihre Kinder, sowie ihr Hab und Gut verabfolgt worden. Und jetzt war die Not doch viel größer als damals! Kurz die Gebirgsbewohner beschlossen, eine Deputation von tüchtigen Männern aus allen beteiligten Pfleggerichten nach Regensburg abzuschicken. (1731.) Sie dachten dabei nichts Hochverräterisches, wie man ihnen bald vorwarf, stellten sich vielmehr die Sache so vor: sie hätten ihrem Landesherrn in allen weltlichen Dingen zu gehorchen, nicht aber in geistlichen, worin sie jetzt so hart bedrückt würden. Darüber könne man sich „beim hohen Rat" in Regensburg beschweren; denn der Reichstag stehe über dem einzelnen

Fürsten, und er zerfalle ja in eine katholische und in eine evangelische Hälfte (Corpus Evangelicorum und Corpus Catholicorum); sie gehörten zwar sonst einem katholischen Fürsten an; aber in Bezug auf religiöse Dinge sei jene Behörde an der Donau ihr rechtmäßiger Berater. Die ausgeschickten Bauerndeputierten wurden nun in Österreich aufgegriffen, gefangen gesetzt und im September an Salzburg ausgeliefert. Das hatte nicht nur für die einzelnen dieser Leute sehr schwere Leiden im Gefolge, sondern es waren auch Verzeichnisse derer, die sich evangelisch erklärt hatten, mit aufgefangen und eingeliefert: über 17000 Namen. Da die erzbischöfliche Regierung von den protestantischen Mächten wegen der Leiden der Evangelischen immer wieder zur Rede gestellt wurde, entsandte sie im Juli 1731 eine Kommission ins Gebirge, die Beschwerden zu prüfen. Allein im St. Johanner Pfleggericht fanden sich in 18 Bezirken 2432, die sich als evangelisch angaben; zu Werfen noch mehr. Die Gesamtsumme findet man als 20678 angegeben; in der Hauptsache gewiß richtig, aber die Genauigkeit ist bloß scheinbar, da aus manchen Bezirken nur allgemein abgerundete Zahlen zu Grunde liegen. Daß der Evangelischen im Erzstift so viele, oder gar noch mehr seien, hatten die Bauern schon längst behauptet. Bis dahin aber waren die meisten, freilich nicht häufig, sondern nur ab und an, in die katholischen Kirchen zur Predigt gegangen, manche auch wohl gar bisweilen zur Messe, obgleich sie überzeugt waren, daß es unrecht sei, aus dem Abendmahl ein priesterliches Opfer zu machen und den Laien den Kelch vorzuenthalten. In der Woche vom 22.—29. Juli 1731, auf deren Mittwoch der Jakobitag fiel, zogen sie erst die Konsequenz aus ihren Anschauungen, sagten sich entschieden von der Papstkirche los und besuchten keinen katholischen Gottesdienst mehr. Dabei versprachen sie der erzbischöflichen Kommission, sich völlig ruhig zu verhalten, insbesondere keine Rottierungen

vorzunehmen. Ein nach allen Seiten folgenschwerer Entschluß. Sie brachen damit den Stab über ihr ganzes bisheriges kirchliches Verhalten und beschuldigten sich selbst der Heuchelei, weil sie sich so lange als Katholiken geberdet hätten und doch Protestanten gewesen seien. Seit Jahrzehnten hatte Schaitberger in seinen Sendschreiben sie zu diesem Entschluß zu drängen versucht und den Vorwurf der Heuchelei gegen sie erhoben. Genau genommen trifft aber dieser Vorwurf nur diejenigen unter ihnen, welche aus Furcht vor dem Verlust der Heimat, der Güter und ihrer Kinder öffentlich den evangelischen Glauben abgeschworen hatten. Die übrigen hatten sich mit der Hoffnung getragen, es werde in der katholischen, d. h. allgemeinen Kirche auch für ihre Überzeugungen noch Raum werden, mit der Zeit könnten sie Wort und Sakrament im evangelischen Sinne zugestanden bekommen, ohne sich völlig von der alten Kirche zu scheiden. Diese nicht blos im Erzstift, sondern auch in Österreich verbreiteten und tief eingewurzelten Vorstellungen erscheinen uns heute unbegreiflich, sie erklären sich aber aus dem zähen Festhalten an der Vergangenheit. Der Laienkelch mit gesegnetem Wein war im 16. Jahrhundert eine Zeitlang zugestanden gewesen, und 1685, ja noch später, gab es unter den Kirchengeräten Gemeindekelche, in denen damals freilich unkonsekrierter Wein gereicht wurde, „wie er vom Gastgeber kommt". Ferner amtierten im Gebirge lange Zeit manche Geistliche, die mindestens keine eifrigen Katholiken waren, sodaß es Gemeinden gab, in denen z. B. die letzte Ölung völlig außer Brauch kam. In Gastein predigten im 16. Jahrhundert katholische Geistliche die evangelische Lehre, ohne doch aus der Kirche auszutreten. Ferner wurden in verschiedenen Gemeinden noch lange deutsche Kirchenlieder gesungen, was später abgeschafft wurde, weil darunter manche ketzerische gewesen seien. Auch gab es hin und wieder Meßner, die evangelisch dachten.

Nehmen wir nun hinzu, daß die Augsburgische Konfession, welche in den Nachbarländern geradezu gesetzliche Geltung gehabt hatte, und auf deren Boden die Bauern stehen wollten, den Grundgedanken verfolgt, die Berechtigung der lutherischen Reformation innerhalb der allgemeinen Kirche nachzuweisen, so werden wir in der früheren Stellung der Verehrer Schaitbergers eher einem Anachronismus als Heuchelei im schlimmsten Sinne des Wortes sehen. Folgenschwer war die Entscheidung des Jakobitags nun aber für die Beschließenden selbst; freiwillig entschlossen sie sich zur Übernahme einer Kette von Leiden in ungewisser Zukunft. Der Entschluß selbst prägte der Bewegung einen positiv religiösen Charakter auf. Aber eben so klar ist es, daß es den Behörden eines geistlichen Staates schwer werden mußte, die kirchliche Unbotmäßigkeit von staatlicher Insubordination streng zu scheiden. In ihren Augen waren die Ungehorsamen, welche die Autorität des hierarchischen Oberhauptes antasteten, von vornherein Rebellen, die streng genommen nach dem römischen Recht den Tod verdient hatten. Jede Verteidigung abweichender Ansichten, jede Kritik der Maßregeln des Volks- und Seelenhirten mußte ihnen als Verleitung anderer zur Empörung erscheinen. In der Residenz fürchtete man, das Gift könne sich ausbreiten, das ganze Volk könne protestantisch werden, wenn den Verführern nicht Zeit und Gelegenheit genommen würden. Als letztes Schreckbild stand den Salzburger Machthabern die Säkularisation vor Augen. — Am liebsten hätte nun der Erzbischof, resp. sein Berater Cristani v. Rall, natürlich die ganze Opposition mit Hülfe des kaiserlichen Militärs zu Boden geschmettert, und dann durch Jesuiten und Bußbrüderschaften der Gebirgsbevölkerung einen neuen Geist der Unterwürfigkeit eingehaucht. Im Juli 1731 haben diese Machthaber jedoch schwerlich noch geglaubt, daß dies möglich sein werde. Die Jesuiten glaubten das jetzt auch nicht mehr. Darum reifte nun der

Plan, zunächst mit Gewalt die Ausbreitung des Dorngestrüppes zu verhindern, um es dann so schnell wie möglich auszureuten, d. h. die Protestanten aus dem Lande zu jagen.

Dem widersprach freilich der Westfälische Friede. Dieser setzte erstens klar und deutlich fest, daß Unterthanen, „wessen Standes sie seien", welche im Jahre 1624 öffentliche oder Privatübung der Religion der Augsburger Konfession gehabt hätten, dieselbe ferner genießen sollten. Nun hätten die Salzburger mit Grund behaupten können, es sei allerdings 1624 privatim und in der Stille durch Hausandachten, Versammlungen in Scheunen oder im Freien, Bibellesen u. s. w. innerhalb ihrer Gaue das private Religions-Exerzitium der Ausburger Konfession in Übung gewesen, sie beanspruchten deshalb im Lande bleiben zu dürfen. Aber sie hatten selbst auf dies Recht verzichtet, indem sie entweder freie evangelische Predigt, oder das Recht auszuwandern forderten. Dieser Punkt kam also zunächst nicht in Frage, hätte aber später, nach der Emigration, in Bezug auf die Zurückbleibenden festgehalten werden sollen. Das ist nicht geschehen.

Zweitens war den andersgläubigen Unterthanen eines Landesfürsten, so lange sie im Lande blieben, im Westfälischen Frieden gewährleistet, daß sie wegen ihrer Religion nicht verachtet, aus Handwerkerzünften, Innungen, Handelsgerechtigkeiten u. dergl. nicht ausgeschlossen, des ehrlichen Begräbnisses auf öffentlichen Kirchhöfen nicht beraubt werden dürften. Vielmehr sollten sie mit ihren Mitbürgern gleiches Recht, Schutz und Gerechtigkeit genießen. In diesem zweiten Punkt hat die erzbischöfliche Regierung sich nicht nach den Reichsgesetzen gerichtet.

Drittens war im Westfälischen Frieden bestimmt, wer aus Gegenden, wo jene Religionsübung 1624 nicht bestanden habe, weil er seine Religion geändert, abziehen wolle oder vom Landesherrn dazu genötigt würde, solle eine Abzugsfrist von 3 Jahren und das freie Verfügungsrecht über

seine Güter genießen, auch darnach, so oft es die Sache erfordere, um sein Gut zu besichtigen, Schulden einzutreiben u. s. w., sich frei dahin verfügen dürfen. Dieser Punkt wurde von der erzbischöflichen Regierung ganz und gar beiseite gesetzt: den Evangelischen wurden willkürlich die kürzesten Auswanderungstermine anbefohlen.

Aber wie war dies möglich, ohne daß der Erzbischof als Reichsfriedensbrecher zur Verantwortung gezogen, sein Verfahren inhibiert, die Exekution über ihn verhängt wurde?

Die Salzburger Regierung gab drei Gründe an, weshalb der Westfälische Friede in diesem Falle keine Anwendung finde. 1) die Ausgewiesenen behaupteten zu Unrecht, daß sie dem Glauben der Augsburgischen Konfession zugethan seien. Sie gehörten vielmehr einer besonderen Sekte an, auf welche die genannten Bestimmungen keinen Bezug hätten. Als Beweis wurde geltend gemacht, daß viele Emigranten die Augsburgische Konfession ihrem Inhalte nach garnicht kennten und in ihren Lehrmeinungen von ihr abwichen. Das wurde von den deutschen Protestanten bestritten. 2) Der Westfälische Friede beziehe sich nur auf unbescholtene Unterthanen, nicht auf Verbrecher. Die Bauern hätten sich des Verbrechens des Hochverrats und der Empörung schuldig gemacht, verdienten deshalb an Leib und Leben bestraft zu werden und hätten es als freies Gnadengeschenk anzunehmen, wenn sie statt dessen des Landes verwiesen würden. Die offizielle und offiziöse salzburgische Publizistik vermochte aber nicht einmal den Beweis zu führen, daß einzelne Bauern wirklich Rebellen wären. Diese beiden Gründe wurden vom Kaiser nicht anerkannt. 3) Die Evangelischen selbst hätten auf das Recht der dreijährigen Frist verzichtet. Dieser letzte Grund wurde erst nachträglich geltend gemacht, als die Austreibung schon im Werke war. Der Verzicht ist mit List und Gewalt erzwungen worden.

Am 31. Oktober 1731 wurde das welterschütternde Emigrationspatent unterzeichnet, das den Unangesessenen befahl, binnen acht Tagen, den Angesessenen je nach ihrem Vermögen, in ein bis drei Monaten das Land zu räumen. In diesem Schriftstück werden nach einer feierlichen Einleitung zunächst die lieb- und mildreichen landesväterlichen Bemühungen aufgezählt, durch die der Erzbischof den Aufruhr zu ersticken gesucht habe. Sobald ihm unvermutet kund geworden, daß unter dem Deckmantel einer vorgeschützten Religionsbedrückung und anderer angeblicher Drangsale eine Empörung innerhalb des Gebirges ausgebrochen sei, habe er eine Kommission dorthin abgeordnet. Dieser seien die bündigsten Versprechungen gegeben worden. Kaum aber habe sie jene Gaue verlassen, so hätten die Aufwiegler wiederholt die Katholischen mit Feuer und Schwert bedroht, die landesfürstliche Clemenz frevelmütig gemißbraucht, „auch Unsere eigene Person selbst mit solchen Verspott- Beschimpf- und Verachtungen, so die Feder an den Tag zu geben sich entsetzet, nicht verschonet", die gegen so meineidige Bösewichter immer noch liebreichen Patente mit mancherlei spöttlich ausgestoßenen Reden öffentlich zu verschimpfen sich erkecket und klar an den Tag gegeben, wie ihnen nicht um Abstellung ihrer Zivil- und Religionsbeschwernisse zu thun sei, sondern um Einführung einer ganz unbeschränkten Freiheit und um Aufrichtung eines neuen Staates unter sich. Deshalb habe er, nicht der Religion halben, sondern um des gestörten allgemeinen Friedens willen, die Haupträdelsführer am 28. September verhaften lassen. Da hätten die Rebellen aber neue Rädelsführer aufgestellt, Aufruhr in den Nachbarländern zu erregen gesucht, ja sogar ein Religions-Kriegs-Feuer im ganzen römischen Reiche anzublasen getrachtet u. s. w. u. s. w.

Am 5. November wurde das Emigrationspatent verschickt, den 11. sollte es publiziert werden: am Reformationstag erlassen, ist es an Luthers Tauftag veröffentlicht. Die

Zwischenzeit hat man zur allgemeinen Entwaffnung der Evangelischen benutzt. Die Pfleger thaten kund, da ein Teil der Unterthanen trotz früherer Verbote sich strafmäßig unterwunden habe, dennoch Waffen zu führen, zweifelsohne zur Bethätigung ihres landesschädlichen, unverantwortlichen Vorhabens, so seien binnen drei Tagen, bei Vermeidung von Guts-, Leibes- und Lebensstrafen, alle gezogenen und ungezogenen Gewehre, Kugelrohre, Schrotbüchsen, Flinten, Pistolen, Terzerole, Degen, Säbel, Bajonette, Dolche, Stilets, Wurfeisen, Morgensterne und alle anderen Wehr-Gattungen abzuliefern. Zuwiderhandelnde hätten keine Hoffnung einiger Gnade. Zugleich aber erging an die Beamten folgender Geheimbefehl: Bei Vollziehung dieser gnädigsten Verordnung ist zu beobachten, daß bei den gut Katholischen die Visitation solle unterlassen und ihnen das zu Gericht gebrachte Gewehr nach vollendeter Durchsuchung der sektischen Unruhigen sogleich wieder zurückgegeben werden. Ruhig haben die Evangelischen dem Befehl entsprochen, bis auf verschwindende Ausnahmen: der „Erzketzer" Hans Hopfgartner, Bäcker zu Bischofshofen, erklärte, er wolle sein Gewehr lieber zusammenschmieden lassen als es ausliefern.

Auf Sonntag den 11. November wurden durch die Bauernausschüsse, Viertelmänner und Rottleute alle Unterthanen in die Städte zusammenberufen und das Generalmandat angeschlagen. Die einfachen Leute mußten lange lesen, lange zuhören, bis sie nach den gewundenen Tiraden der größeren Hälfte des pathetischen Libells zu dem Hauptkern gelangten, auf den es jetzt zunächst ankam. Alle unangesessenen Bewohner, als Beisassen, Tagelöhner, Arbeiter, eingelegte Personen, Knechte und Dienstboten beiderlei Geschlechts, welche das 12. Jahr erreicht und sich öffentlich oder geheim erkärt haben, bei der augsburgischen oder reformirten Konfession verharren zu wollen, sollen innerhalb der nächsten 8 Tage, von der Publikation an gerechnet, mit Sack und

Pack so gewiß abziehen, als sie im widrigen Fall schwere Strafe an Gut, auch Leib und Leben unausweichlich und ohne Hoffnung einiger Gnade zu erwarten haben.

Diese Ankündigung wirkte nicht aufreizend, eher betäubend. Nach so vielen Friedensversicherungen, bei den häufig gemachten Erfahrungen von der Kraftlosigkeit erzbischöflicher Verfügungen, die so oft erlassen waren, ohne ausgeführt zu werden, dachte man meistens, diese ungeheuerlichen Drohungen seien nicht ernst zu nehmen.

Aber es war der Regierung bitterer Ernst. Schon am Montag den 12. November richtete sie eine Vorstellung an Kurbayern. Zur Wiedereinpflanzung und Erhaltung eines dauernden Ruhestandes befinde der Erzbischof, daß nichts weiter übrig sei, als eine allgemeine Emigration aller, die sich protestantisch erklärt hätten, anzukündigen. Damit sich nun die Emigranten „nicht unter äußerlicher Anstellung katholischer Religion in den kurfürstlichen Landen niederlassen, gleichwohl aber ins Reich sich können begeben", möchten Verordnungen erlassen werden, daß die aus Salzburg kommenden Emigranten durch bayrische Beamte übernommen und in die Reichslande weiter geschoben würden. — — Bayern beeilte sich nicht. Nach 14 Tagen war noch keine Antwort da, und der Erzbischof erließ eine zweite Note.

Selbst die Beamten des Erzstifts schraken vor der Ausführung des Ediktes zurück. Der Landrichter von Gastein wagte es, am 12. November eine Vorstellung an seine Regierung zu richten: ob es nicht bedenklich sei, bei der rauhen Jahreszeit den Auswanderungsbefehl in seiner Strenge zu vollziehen? Aber der Hofkanzler Cristani schrieb am 14. zurück: „Die Emigrationspatente müssen vollzogen werden, es gehe, wie es wolle, leide daran, wer leiden kann; keine Gnade, kein Milt, ein anderes ist nicht zu hoffen; es koste Leben, Blut, Geld und was es immer seyn wolle. Und wird man alsobald mit den Ungehorsamen, andern zum Ab-

scheu, ein Exempel machen, auch wider die Widerspenstigen Gewalt brauchen. Dahero sind auf alle Weise und ohne aller Wideröd die patentes rigorissime und mit höchstem Fleiß zu vollziehen. Soviel in Antwort dero unterm 12. hujus erlassenen Schreiben."

Die als Frist gesetzte Woche verstrich, und aus dem ganzen Werfener Pflegebezirk war nur ein einziger Unterthan emigriert: „ein Dienstmensch, so sich nach Schladming begeben". Der Pfleger, Franz v. Motzel, berief wieder die Bauernausschüsse zusammen und forderte auf, man solle dafür



Wer kan den unbild doch nur mit vernunfft recht fasse
Daß die Gerechtigkeit. sich muß Rechtfertig lassen.

sorgen, daß es zu keiner militärischen Exekution komme; er erhielt zur Antwort, es sei schon eine Bittschrift zur Milderung des Termines im Gange. Da kam dem Beamten der rettende Gedanke, die Regierung bei ihrem schwachen Punkte zu fassen. Er meldete am 19. November, ihm liege zwar nur die strikte Vollziehung der obrigkeitlichen Befehle ob, doch fühle er sich zu der Bemerkung gedrungen, zwei Drittel der Unangesessenen hätten Vermögen, das in den Gütern u. s. w. stecke. Diese Forderungen müßten doch zunächst obrigkeitlich festgestellt werden, weil sonst Ihro Hochfürstl. Gnaden und dero wohllöbliche Landschaft an der gebührenden Nachsteuer gar zu sehr benachteiligt werden würden. Das er-

fordere aber Zeit. Auch sei nicht gesagt, was mit den unter 12 Jahren stehenden Kindern geschehen solle u. s. w.

Auch sonst zeigte sich, wie wenig die Maßregel vorbereitet war. Die Geheimkanzlei in Salzburg ließ noch am 26. November einen „eilfertigen Laufzettel“ bei allen Pflegern und Landrichtern der acht Gaue mit dem Befehl kursieren, ihn durch Eilboten Tag und Nacht „nach Eröffnung, Abschreib- und Wiederzuschließung“ weiter zu befördern. Hier wurde, was längst hätte geschehen sollen, eine gewisse Ordnung in die Menschenmassen gebracht, „damit die Aufsuch- und



Austreibung nit allzu schwer fallen oder zu einer Confusion und Verwirrung Anlaß geben“. Man setzte also eine gewisse Reihenfolge der einzelnen Gerichte fest und bestimmte die Größe der Trupps auf 2—300 Köpfe. Die Verwirrung blieb aber groß, ja sie steigerte sich von Tag zu Tag, denn bei der allgemeinen Unruhe, dem Hin- und Hermarschieren der Truppen, der Überlastung der Beamten mit unsäglichen Schreibereien, Berichten, Visitationen, Vernehmungen, Einquartierungen u. s. w., bei der schlechten Jahreszeit und den schlechten Wegen war die amtliche Kommunikation unterbrochen, die Regierungsmaschine zeigte sich gerade jetzt fortwährenden Stockungen ausgesetzt, wo ihr korrektes Funktio-

nieren am nötigsten gewesen wäre. Die Gewährung der einwöchentlichen Prolongation des Termines wurde am 20. November vom Hofrat erlassen, kam aber erst am 24. in die Hände v. Motzels. Letzterer erklärte, vor dem 4. Dezember könne er in seinem Bezirk die Austreibung nicht vornehmen, dann aber solle gleich über die Hälfte fortgebracht werden. Die Werfener Beamten hatten bis in die Nacht angestrengte Arbeit mit den Verzeichnissen und der Vermögensaufnahme. Ausdrücklich bemerkt ein dortiges offizielles Schreiben, daß die Gemaßregelten sich durchaus willig zeigten. Freimütig entdeckten sie ihr zuvor unbekannt gewesenes Vermögen, „woraus dem hochfürstlichen sowohl als landschaftlichen aerario ein namhaftes emolumentum angedeyet. Die Emigranten," fährt der Bericht fort, „bezeigen sich wegen ihrer erhaltenen Emigrationspässe durchgehends ganz consoliert und, außer des glaubens, in allem gehorsamb". Am Abend des 3. Dezembers waren 700 sogenannte freiwillige Emigrantenpässe in Werfen ausgefertigt; alles war geordnet, daß diese Leute am folgenden Morgen gemustert und weggeführt würden: da traf erst im letzten Augenblick der Befehl ein, höchstens 200 sollten auf einmal fortgeschickt, die Rückkehr von Dragonern, die weggeritten waren, abgewartet werden. V. Motzel erbat sich durch einen Expreßboten Verhaltungsbefehle, damit ihm des Verzuges halben nichts Widriges imputirt werde. Er fragt an, ob er die genannten 700 am 5. Dezember nach Ankunft der Dragoner zusammen wegführen lassen dürfe, „gestalten selbe von einander nit getrennet zu werden inständigst anflehen, auch bei selben eine abseitige Entweichung oder sonst etwas Gefährliches nit zu befahren stehet, mithin ihnen solches unmaßgeblich nit zu mißgönnen wäre".

Während sich so in Werfen die Ausführung des Emigrationspatentes immer länger hinzog, hatte man weiter oben im Gebirge schon am 24. November mit der Austreibung begonnen, so in Goldegg und St. Veit. Unter den dort ver-

triebenen Evangelischen waren auch einige in Bayern, z. B. in Traunstein, gebürtige Personen.

Je weniger die Bevölkerung beim Erlaß des Patentes hatte glauben wollen, daß es der Regierung wirklich ernst sei, um so jäher brach jetzt das Verderben über sie herein. Die Soldaten zogen von Haus zu Haus und zwangen die Unangesessenen sofort abzuziehen. Gewiß war es nicht die grausame Absicht der Regierung gewesen, sie in völliger Hülflosigkeit auszutreiben. In den 14 Tagen seit der Publikation hätten sie sich ja rüsten, ihre Kleider und bewegliche Habe in reisefertigen Zustand setzen, für Wegzehrung sorgen können. Wir wissen nicht, ob auch nur ein einziger daran gedacht hat. Salzburger Historiker beurteilen diesen Mangel an Bereitschaft als hartnäckige Bosheit der Beteiligten, weil sie meinen, die Schreckensscenen, welche sich abspielten, wären bei strikter Befolgung der obrigkeitlichen Vorschriften zu vermeiden gewesen. Aber wenn man es jenen zum Vorwurf macht, daß sie im nämlichen Kleide ihre Häuser und Dörfer verließen, in dem sie von den Soldaten angetroffen worden, — wenn man so weit geht zu behaupten, „die Drangsale, welche sie auf dem Wege auszustehen hatten, mußten sie sich selbst zuschreiben, weil sie boshaft und rasend genug waren,



weder Kleider noch Geld mit sich auf die Reise zu nehmen:" so scheint man sich die Situation nicht genügend klar gemacht zu haben. Wie es zugegangen, hat im Januar 1732 der Emigrant Matthias Wieland vor dem Gericht zu Memmingen ausgesagt: „Unvermutet kam die Soldatesca über sie; wie sie standen und gingen wurden sie genötigt fortzumarschieren. Er konnte weder etwas von seinen guten Kleidern, noch die 10 fl. in der Truhe oder seinen Vorrat von Mehl und Butter mitnehmen. Noch weniger war es möglich, das Erbteil seines Weibes von 40 fl. einzufordern, welches beim Bauer Norcken lag, und die 120 fl., die sein Schwager Hans Rapp ihm schuldete, die 40 fl. eigen verdientes Geld, die bei seinem Vetter, dem Bauer zu Steinach lagen, und 3 fl. rückständigen Kohlenbrennerlohn. Es hieß eben nur: Fort, fort!"

Besonders aufregend waren die Scenen, die in dem Thal der kleinen Arl sich abspielten, das mit dem von Gastein parallel läuft. Hier nahm sich das Volk der Weggeführten an, es waren 48 arme Tagelöhner. Eine Volksmenge aus Wagrain begleitete sie, auf die Soldaten wurden Steine geworfen, gegen den Hauptmann Capponi wurde, wie es heißt, „Gewalt gebraucht". Als er mehrere blinde Schüsse abfeuern ließ, wich der Bauernhaufe zurück, folgte aber in einiger Entfernung dem Zuge nach, und als er in den Flecken St. Johann im Pongau einmarschierte, erschienen auch bald gegen tausend Wagrainer. Sie sangen ihre Lieder; welche, wird nicht gesagt. Wahrscheinlich ist auch damals, wie so oft in dieser Zeit, der „Loinpacher" erschollen, jener alte salzburgische Volksgesang, in dem es heißt:

„Erschrick nit vor der geschornen Rott,
Befiehl dein Sach dem lieben Gott.
Ob sie uns gleich vom Land thun jagen,
Wolln wir Gott Lob und Dank drum sagen,
Christus, der wird uns wohl bescheiden,
Wird uns ein andre Wohnung zeigen."

Der Pfleger, Christoph Bernhard Rottmayr, trat jetzt vor, um mit ihnen zu verhandeln. Auf die Frage, was sie wollten, erklärten sie, wo die Weggeführten blieben, da blieben sie auch; wenn man diese nicht losließe, würden sie alle mit auswandern. Als darauf der Pfleger solch kühnes Beginnen mit harter Strafe bedrohte, fielen sie auf die Kniee und sagten, sie fürchteten keine Pein, und wenn sie zum Tode geführt werden sollten, würden sie sich mit dem Tode des Heilandes trösten. Schließlich gelang es doch den Soldaten, die zur Wegschaffung Bestimmten fortzuführen, die anderen ließen sich zurückhalten, indem sie hofften, durch ein Bittgesuch mehr zu erreichen als durch Unbotmäßigkeit. Dieses war schon in Wagrain übergeben und lautete: „Das ist der gantzen Evangelischen Gemein unser Will und Meynung, und bitten ganz unterthänig und demütig um Gottes Willen. Wir stehen nicht vom Evangelischen Glauben, auch nicht von unsern Gütern, und wann wir es verdient haben, so wollen wir da leben und sterben. Wir bitten ganz unterthänig und demütig um Gottes willen um die heutigen Gefangenen, darnach wollen wir nach Hause gehen". Diese Schrift ist am 24. November 1731 von dem Gerichtsausschuß (einer Art Volksvertretung), Ruep Schwarzenegger, Georg Röckh und Simon Hofer, dem Landrichter übergeben worden im Namen der ganzen im Markt Wagrain versammelten evangelischen Gemeinde. Geschrieben war sie von dem evangelischen Weber Gabriel Oberhauser.

Dieses Gesuch hatte keinen weiteren Erfolg, als daß es benutzt wurde, um die Unbotmäßigkeit der Wagrainer vor Kaiser und Reich zu erweisen. Zu diesem Zweck ließ es die salzburgische Regierung drucken.

Im Radstädter Bezirk ging es ähnlich zu; die Bauern wollten sich von ihren Dienstleuten nicht trennen, und eine ganze Anzahl erklärte, wenn diese weggeführt würden, mit auswandern zu wollen. Eine große Schar zog auch wirk-

lich auf dem Weg nach Werfen mit. Der Kapitänlieutenant suchte sie zurückzutreiben, und es hatte lange den Anschein, als seien die Soldaten mehr dazu bestimmt, solche, die aus-



3. Andreas Gapp welcher 12. Wochen in dem Ker-
cker so hart geschlossen, daß ihme die Glieder sehr
aufgeschwollen, weilen er nicht Meß höre wolle.
sondern sich zur Evangelis Lutherischen Lehre frey
bekante, endlich wurde er gegē erlegung 50 Rthl. gelasse.
Laß Hunger Kält Durst, mich im Gefängnus plage
Laß meine Hals den Ring von schwere Eisen trage.
Laß meine Füeß im Stock sehr hart geschlossen seyn.
Durch diese Plagen geht die Seel in Himel ein.

wandern wollten, festzuhalten, als widerwillig Fortziehende wegzuschaffen. Selbst blinde Schüsse trieben die Nachdrängenden nicht zurück. Endlich gelang es dem Offizier doch, die meisten zur Umkehr zu bewegen, teils indem er drohte, ein

fürchterliches Blutbad anzurichten, noch mehr wohl durch sein gegebenes Ehrenwort, es werde auch ihnen die Auswanderung erlaubt werden. Doch sind bei diesen Transporten manche Grundbesitzer gegen den Willen der Behörden mitgezogen: ein großes Glück für die anderen, und schließlich der Regierung nicht unerwünscht, denn diesen Bemittelten konnte die Unterhaltung ihrer armen Glaubensbrüder, wenigstens teilweise, aufgehalst werden.

Während sich so in der letzten Novemberwoche die Züge von etwa 1000 fortgetriebenen Evangelischen durch das Erzstift bewegten (nach einigen Listen waren es 953, doch dürften mehr mitgegangen sein), wurde ein Hofratsbefehl an die Flachländer erlassen. Da die aufrührerischen Unterthanen aus dem Gebirge jetzt das Land räumen sollten, sei zu besorgen, daß manche aus diesen friedhässigen Leuten trachten würden, sich im flachen Lande einzunisteln und ihre eingebildete irrige Lehre dort einzuführen. Deshalb ergehe der gemessene Befehl, daß keiner eine Person, verheiratet oder ledig, Knecht, Magd, Handwerksgesellen, ob jung oder alt, in sein Haus aufnehmen dürfe. Alle 14 Tage sollten die Häuser daraufhin visitiert werden, daß sich niemand einschleiche.





Frost, Regē, Wind u: Schne, warn nsre Reisz Gefehrte
Doch unter 1000 war nicht ein der wiederkehrte.
9.

IV. Planlose Wanderungen

Es ist fast unbegreiflich und kann nur aus einer zur Gewohnheit gewordenen Heimlichthuerei der Salzburgischen Regierung erklärt werden, daß nicht rechtzeitig mit den Behörden der angrenzenden Länder über den Einlaß und Weitertransport der Emigranten Verhandlungen angeknüpft waren. Dort war man selbstverständlich von der Aussicht auf diese Durchmärsche wenig erbaut. Der Innsbrucker Regierung wurde jetzt vorgeschlagen, es möchten die Exulanten aus den an Tirol grenzenden Gauen durchgelassen werden, weil sie von da bequem nach Schwaben und in die Schweiz kommen könnten, besonders, wenn einige etwa Lust hätten, der reformirten Kirche beizutreten. Aber diese Behörde antwortete, sie hätte angeordnet, alle, die jetzt über die Grenze kämen, nach der Tiroler Bettlerordnung als Bettler zurückzutransportieren, möchten sie evangelisch oder katholisch sein, und nur solche von Gericht zu Gericht weiter zu befördern, in deren Päßen bezeugt sei, N N sei wahrlich ein Emigrant und wolle sich an einem bestimmten ausländischen Orte niederlassen. Später machte aber der tirolische Pfleger von Kitzbüchel noch mehr Schwierigkeiten: durch die Märsche der kaiserlichen Truppen sei die Gegend ohnehin gedrückt, auch fehle es jetzt in der Winters-

zeit dort an Brot. Während hier 200 Emigranten warteten und warteten, harrten 800 an der bayrischen Grenze ebenfalls der Dinge. Sie waren in der erzbischöflichen Residenz, wo sie sich sammelten, vom Pöbel mit Spott und Hohn empfangen, dort wurden sie in Schiffe gesetzt und auf der Salza stromabwärts gefahren; jetzt lagerten sie bei Tittmoning, was damals noch zu Salzburg gehörte. Die kurfürstlichen Behörden zu Burghausen hatten aber Befehl, niemand durchzulassen. Auf keinen Fall sollten nämlich die Züge mitten durch Bayern nordwärts nach Regensburg gehen. Nur darüber erklärte sich die kurbayrische Regierung zu Verhandlungen bereit, ob sie vielleicht erlauben könne, daß die Emigranten sich westwärts wendeten und dann dem Laufe des Lechflusses folgten. Der Erzbischof ließ deshalb die Emigranten nach Waging und Teisendorf führen; aber auch da wurde niemand von dem Pfleger zu Traunstein durchgelassen, bis weitere Bedingungen erfüllt seien. So mußten sie fast drei Wochen warten. Die Not wurde immer größer. Schon auf dem Wege nach Salzburg hatten sie sich selbst beköstigen müssen; jetzt zahlte man den Ärmeren eine Zeitlang zwar ein kleines Taggeld, zuletzt blieb auch dieses aus. Die Vermögenden, hieß es, könnten für die bedürftigen Glaubensbrüder sorgen; aber diese klagten, ihr Zehrpfennig für die Weiterreise werde bald dahingeschwunden sein. Der Erzbischof, über die bayrische Ungefälligkeit sehr aufgebracht, hoffte diese 800 jetzt auch noch nach Tirol abschieben zu können. Sein Gesuch betonte, in krassem Gegensatz zu der früheren Motivierung seiner Gewaltmaßregel, es stehe von den Leuten nichts Widriges zu befürchten, indem es größtenteils Weiber und unmündige Kinder seien. Aber die Innsbrucker Regierung erklärte, nur die 150 bei Kitzbüchel stehenden durchlassen zu wollen, doch müßten für jeden Unbemittelten zuvor zwei Thaler erlegt und die vorauszusehenden Unkosten für Krankenpflege und Begräbnisse garantiert werden. — Diese Abschreckungsmethode

erreichte ihren Zweck: viel mehr als die 153 Köpfe mit ihren spezialisierten Emigrationsscheinen sind überhaupt nicht weiter durch Tirol befördert. In einigen Listen erscheinen sie sogar als die Einzigen der Art; aber die Salzburgische Regierung hat es doch vorteilhaft gefunden, noch bei einer Anzahl von Emigranten, die nahe an der Tiroler Grenze wohnten, auf die Bedingungen der Tiroler Regierung einzugehen. Nach München aber wurde ein Salzburgischer Rat geschickt, der mit dem kurfürstlichen Hofkanzler Baron Unertl die Sache ins Reine brachte. Am 19. Dezember wurde der Zug endlich durchgelassen. Zum Abschied aus dem Vaterlande ließ der Amtsrichter von Teisendorf die Funfzig, welche man für die wohlhabendsten hielt, vorfordern und nahm jedem einen halben Thaler ab. Die Marschunfähigen wurden nun auf Wagen geladen, die Unbemittelten erhielten täglich 6 kr., der salzburgische Gerichtsschreiber von Waging geleitete sie durch das bayrische Gebiet. Sie schlugen zunächst den Weg ein, den etwa heute die bayrische Eisenbahn von Traunstein, am Chiemsee vorbei, über Rosenhein nach Tölz beschreibt. Dann ging es weiter nach Weilheim beim Ammer-See. Es war der erste Weihnachtsfeiertag angebrochen, als ihnen der dortige Landrichter entgegenritt. Er fand sie in einem erbarmungswürdigen Zustand; bald hatten sie von Frost und Schnee, bald von Regen zu leiden gehabt, und ihre Armut war groß: siebzehn von ihnen hatten beim vorletzten Abendbrot zusammen 16 kr. verzehrt. Von da zogen sie weiter nach Schongau am Lech; an der schwäbischen Grenze verließ sie der salzburgische Beamte, und nahm das Personenverzeichnis mit sich: eine schlimme Sache in der damaligen Zeit, da man in Salzburg vielen von diesen ersten Vertriebenen keine Pässe ausgestellt hatte. Es war früher vorgekommen, daß solche Emigrantenscharen als Bettlerhaufen angesehen wurden und an Leib und Seele zu Grunde gingen. Was sollte aus ihnen werden, wenn der Hunger Einzelne trieb,

sich selbst die Nahrung zu verschaffen, einerlei auf welchem Wege? So dachte auch wohl der katholische bayrische Pflegskommissar zu Schongau, Joseph Gabriel Kanß. Er wies seinen Gerichtsboten Antoni Büchler an, die Unglücklichen nach Kaufbeuren zu geleiten und bezahlte das Botengeld aus eigener Tasche. Er handelte damit im Sinne seines Kurfürsten, obwohl er mehr that, als dieser verlangen konnte. Karl Albert von Bayern — später als Kaiser Karl VII. von Friedrich dem Großen protegiert und dessen Bundesgenosse — hatte nämlich bei seiner höchsten Ungnade befohlen, den durchreisenden Emigranten „allen geneigten Willen zu bezeigen", auch das Anthun von Leid oder Schmähworten untersagt. Daran hatte es ihnen freilich in Bayern doch nicht gefehlt, aber sie gaben auf den Ruf: „Verdammte Ketzer!" zur Antwort: „Wer niemand erschaffen kann, der kann auch niemand verdammen." Ihre höchste Sehnsucht war, bald an einen evangelischen Ort zu kommen; einige mögen auch wohl Kaufbeuren als Ziel ihrer Sehnsucht genannt haben. Diese freie schwäbische Reichsstadt gehörte zu den Orten, wo das Toleranzprinzip durchgeführt war, denn Luthertum und Katholizismus bestanden dort nebeneinander. Sie galt als nicht ansehnlich, aber wohlhabend.

Am Abend des dritten, dem Apostel Johannes geweihten, Weihnachtsfeiertages, kurz bevor das Stadtthor von Kaufbeuren geschlossen wurde, zogen in guter Ordnung vierzig fremde Leute heran und baten für sich und viele andere, die noch nachkämen, um gastliche Aufnahme. Bis man sie einließ, warteten sie bescheiden und haben unterdeß „das christliche Lied: Ein feste Burg ist unser Gott sehr andächtig gesungen", wie es in dem Zeugnis des Bürgermeisters und Rates heißt. Die Einwohner waren völlig überrascht, daß solche Gäste „sich ganz unvermutet und ohne die mindeste vorgängige Wissenschaft eingefunden". Von der ganzen salzburgischen Emigra-



N. 1. Prosp. Der Stadt Kauffbeuren, allwo die Emigranten Zum ersten aufgenommen, und mit aller ersinnlichen Mildthätigkeit geistlich und leiblich versorget worden.

tionsangelegenheit scheint man in dem Reichsstädtl, in dessen harmloses Stillleben bei einbrechender Dunkelheit plötzlich solche Unruhe kam, nichts gewußt zu haben. Mit Staunen vernahm man von dem Schongauer Gerichtsboten, er sei mit den 40 Leuten, die sie da sähen, vorausmarschiert, damit nicht etwa der ganze Haufe unversehens in der Nacht ankomme. Anfangs wären es im ganzen über 800 gewesen, jetzt machten sie noch 783 Köpfe aus, „da einige wieder umgekehrt seien" [?]. Als es schon völlig finster geworden, kam der Hauptzug in Kaufbeuern an, ganz zuletzt erschienen fünf Wagen mit Kranken und Kindern vor dem Stadtthor. Einige wurden in evangelischen Wirtshäusern logiert, die große Menge aber „unter Vergießung vieler tausend Thränen" von den protestantischen Bürgern in die Häuser aufgenommen. Sie zeigten sich — so heißt es in den Berichten — gelassen, friedfertig, sanftmüthig, christlich in Worten und Werken, voll Begierde zu Gottes Wort, ergötzten sich allein mit Beten, Singen und Lesung geistreicher Bücher und waren für die in der kalten Winterszeit gespendeten Gutthaten herzlich dankbar. An geistlicher Speise ließ man es nicht fehlen. Es traf sich gerade, daß an dem ersten Morgen nach ihrer

Ankunft, als am Tage des unschuldigen Martyriums der Betlehemitischen Kindlein, zum ersten Mal eine jüngstgestiftete Frühpredigt gehalten wurde. Man erblickte darin eine Fügung und göttlich veranstaltete Fürsorge zur geistlichen Speisung dieser unschuldig leidenden Gäste: sie kamen auch alle dazu in die Kirche. Mittags hörten sie dann noch eine besonders auf sie gerichtete Trost- und Mahnpredigt. Den folgenden ganzen Tag wurden ihre Personalien obrigkeitlich aufgenommen. Da sie erzählten, es würden bald noch weitere 19000 nachkommen, konnte die Stadt nicht daran denken, sie alle dauernd zu verpflegen, zumal die vier katholischen Ratsherren sich beeilten, feierliche Verwahrung gegen das Vorgehen des evangelischen Bürgermeisters einzulegen. Aber 63 Emigranten blieben in Kaufbeuren zurück, einige im Lazareth, viele als Dienstboten bei Handwerkern. Einer der wenigen Wohlhabenderen scheint der Zimmermann Grundner aus Wagrain gewesen zu sein; er blieb mit seiner Familie bei einem Waffenschmied in Kaufbeuren als Einwohner (Mieter). Mehr als die Hälfte der 63 fand in der Textilindustrie Verwendung, meist bei Webern, dann auch bei Tuchscheerern, Kunstdruckern, Färbern, Bortenmachern u. s. w. Unter den Weiterziehenden wurden 326 Personen aus St. Johann im Pongau für Memmingen bestimmt, 152 Radstädter für Kempten, die übrigen (aus Wagrain, St. Veit, Gastein und Salfelden) für Augsburg. Wenn die Obrigkeit in Kaufbeuren die Verteilung nach den Heimatsorten vornahm, so kam sie zweifellos einem Wunsch der Exulanten entgegen. Von Anfang bis zu Ende der Emigration herrschte bei ihnen allen das entschiedene Verlangen, unter keinen Umständen von den Familien- und Gaugenossen getrennt zu werden. So wurden denn die drei Züge am Sonntag den 30. Dezember zur Abschiedsrede in die Dreifaltigkeitskirche geführt, stimmten dort das Lied an „Ein' feste Burg ist unser Gott", und zogen in schönster Ordnung aus der Kirche. An der einen

Seite der Kirchthür standen Bürgermeister, Stadtammann, Ratsherren und Syndicus, an der anderen Seite das evangelische Ministerium. Diese sprachen nochmals einen Segenswunsch, und nachdem die Salzburger noch einmal abgezählt worden, zogen sie paarweis aus der Stadt hinweg den genannten drei Städten zu „wie eine Herde Schafe, voller Demut und Geduld". Als aber die Radstädter Schar eine Strecke südwestwärts marschiert war, verweigerte der Pfleger zu Kemnath im Namen seines Kemptener Abtes, der vom St. Hildegardkloster aus eine ganze Reihe Ortschaften regierte, den Durchzug und erklärte nach längerem Verhandeln, die Sache sei nicht angemeldet. Die Kaufbeurer hätten für etwaigen Brandschaden Kaution leisten müssen, der aus einer womöglich von Emigranten veranlaßten Feuersbrunst entstehen könnte. Solche Bettler wolle sein Herr nicht im Lande dulden. Kurz, es stellte sich heraus, daß der Reichsabt bereits „präoccupiert" war, durch Berichte von Salzburg her. So mußten denn die Radstädter umkehren, da sie sich mit den Hellebarden tragenden Bauern, welche ihnen den Durchzug versperrten, in keinen Kampf einlassen konnten und wollten. Sie trösteten sich mit dem Gesang „Ich bin ein armer Exulant". Die mitgezogenen Reichsstädtischen Deputierten wollten sie jetzt in das zu Kaufbeuren gehörende Dorf Oberbeuren legen; aber die katholischen Einwohner, unter Anführung des Pfarrers, widersetzten sich ihrer Obrigkeit, obwohl ein Senator und ein Gerichtsassessor auf sie einredeten. Die Dorfbewohner erklärten, sie fürchteten, ihre städtische Obrigkeit könne sie vor dem Zorn des „fürstlichen" Kemptener Abtes nicht schützen. Es kam fast zu einer Revolte; gelassen sind die Emigranten auch hier wieder umgekehrt und haben bei ihrem zweiten Einzug in Kaufbeuren abermals das Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott" angestimmt. Die Reichsstadt Kempten hatte alle Vorkehrungen zu ihrem Empfang getroffen und erfuhr erst allmählich den Grund des Ausbleibens. Kurze Zeit

darauf konnte sie aber ihre Gastfreundschaft den oben erwähnten 153 durch Tirol marschierten Emigranten beweisen. Der Kemptener Abt hatte sich inzwischen von der Harmlosigkeit der Wanderzüge überzeugt und erklärte, ihnen keine Schwierigkeit in den Weg legen zu wollen. Derselbe Vorgang wiederholte sich später noch oft bei edeldenkenden katholischen, und auch gerade geistlichen Regierungen. Jene 153 aber wurden von der reichsstädtischen Grenzmark St. Leonhardt mit einer Soldaten-Eskorte des Kreis-Kontingentes eingeholt, in der Illerstadt auf der Bürger-Stube von Prediger Jakob Zeller „mit einer geistreichen Rede empfangen" und alsdann auf das liebreichste verpflegt. Beinahe 100 Köpfe blieben in Kempten, die übrigen zogen weiter nach Leutkirch. Ein folgender Zug, der ebenfalls durch Tirol kam und aus lauter ehemaligen Einwohnern des Pflegegerichts Lichtenberg bestand, zog gen Westen nach der freien Reichsstadt Isny im Algäu weiter. 1685 waren manche Emigranten auch des Weges gewandert und hatten zu Isny Aufnahme gefunden.

Jene erwähnten Radstädter nun wurden von Kaufbeuren nach Memmingen beordert, auch darin folgte man einer Exulanten-Tradition.

Die freie Reichsstadt Memmingen hatte schon fünfundfünfzig Jahre früher, als Erzbischof Maximilian Gandulph die Tefferecker Evangelischen vertrieb, manchem Emigranten Zuflucht gewährt. Es gab dort zwar auch katholische Einwohner, aber die Ratsherren waren alle evangelisch. An der Spitze der Kaufmannsgilde stand der Geheime Rat Johann Christoph Schelhorn, ein in weiten Kreisen angesehener Mann. In seiner Familie, namentlich auch bei seiner Frau und seinem Schwager, herrschte ein überzeugungstreues, opferwilliges evangelisches Bewußtsein. Sein jüngerer Bruder, Johann Georg Schelhorn, hat im Frühjahr 1732 ein auf tüchtigen Quellenstudien beruhendes lateinisches Werk über Ursprung und Fort-

gang der evangelischen Religion im Salzburgischen geschrieben, das sich durch seinen gedrungenen Stil vorteilhaft von der sonst damals üblichen redseligen Breite unterscheidet. Am Schluß nimmt seine Rede einen volleren Ton an, wenn er als Augenzeuge über die Salzburger Emigranten berichtet, die er soeben in Memmingen gesehen und gesprochen. Diese Schilderung ist schon deshalb von Interesse, weil sie zeigt, daß man sich die Emigrantenzüge, auch die ersten der Unangesessenen, nicht als aus lauter hinfälligen Gestalten bestehend zu denken hat. „Es war mir damals zu Mute, als sähe ich mit innerster Bewegung ein lebendiges Bild des Auszugs der Israeliten aus Ägypten vor mir. Da waren durcheinander gemischt gebückte zitternde Greise in weißem Haar mit starken Männern und Jünglingen in blühendem Alter; erschöpfte und ermattete alte Weiber mit kraftvollen Frauen und jugendschönen Mädchen. Auch an Kindern fehlte es nicht, die mit munterem Schritt und munterem Herzen bald hinter den Eltern herliefen, bald lächelnd in den Armen ihrer Mütter ruhten, bald am Halse ihrer Väter hängend mit sicherem Herzen spielten. Dann folgten Wagen voll von Reisegerät, Kranken, Siechen, Kindbetterinnen, Entkräfteten, Säuglingen, Neugeborenen und Wiegen. Wer aber glaubte, diese Heimatlosen hätten, als sie sich uns näherten, alles mit Klagen und Jammern erfüllt, und ihr erbarmungswürdiges Los mit Geschrei, das an die Wolken dringt, und Thränenströmen beweint, würde sehr irren. Wohl wurden die Umstehenden von dem Anblick so gerührt, daß ihnen Thränen über die Wangen rollten, und ihr Mitgefühl sich in Seufzern Luft machte. Sie selbst aber glichen Triumphierenden und waren den altchristlichen Märtyrern ähnlich, von denen erzählt wird, daß sie unter Hymnengesang ihrem Schicksal entgegengingen. So zogen diese unsere Bekenner singend zu uns heran, singend verließen sie wiederum unsere Stadt, sie, die, vom heimischen Boden vertrieben, in ihnen unbekannten

Landstrichen durch viele Gefahren auf rauhen Wegen dahinzogen, ohne zu wissen, wo sie einmal ein Heim und eine feste Wohnstätte finden würden. Sie waren aber voll Vertrauen zu Jesu Christo, daß er sie, die Vertriebenen, führen, geleiten, bewirten und erhalten werde." Beim Einzug in Memmingen sangen sie wieder das Lutherlied; als sie wegzogen, den schönen, gerade für ihre Lage besonders passenden leidensmutigen Choral: „Von Gott will ich nicht lassen, denn er läßt nicht von mir." Auch die übrigen Gesänge, die man während ihres Aufenthaltes von ihnen hörte, zeigten ihre echt evangelische Gesinnung. Es waren außer dem oben angeführten Schaitbergerschen Exulantenlied: Warum betrübst du dich, mein Herz — Was Gott thut, das ist wohlgethan — Wer nur den lieben Gott läßt walten — Auf meinen lieben Gott trau ich in Angst und Not —. Manche der Exulanten blieben in Memmingen, sodaß deren Zahl bei den folgenden Durchmärschen auf 300 anwuchs. Wenn der Magistrat schon für die Durchreisenden treulich sorgte, so nahm er sich noch mehr der neuen Bürger an. Er trat mit dem erzbischöflichen Hofrat ihrethalben in Briefwechsel, bestellte mit dessen Genehmigung den Salzburger Rechtsanwalt Streidt zur Betreibung der von ihnen zurückgelassenen Habe und erhielt einige hundert fl. wirklich für sie ausgezahlt. Unter den im Juli Zuwandernden lernte J. G. Schelhorn einen „venerablen Greis" kennen, den 96 Jahre alten Adam Huber aus dem Pflegegericht Werfen. Er besuchte ihn und erzählt, wie er sich über ihn „recht ergötzet". Er habe sich da einigen Begriff von den Patriarchen und dem alten Simeon machen können. Den alten Mann fand er voll Freude darüber, daß er am nächsten Sonntag das heilige Abendmahl zum ersten Mal unter beiden Gestalten genießen werde. Seine Stimmung finde immer wieder in den Worten Ausdruck: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren."

Ein Teil der nach Memmingen gekommenen Emigranten wandte sich nach der freien schwäbischen Reichsstadt Biberach, heute meist nur bekannt als Heimat eines 1733 dort in der Nähe geborenen berühmten Dichters. Zwischen den beiden genannten Städten lag das Gebiet der freien Benediktiner-Abtei Ochsenhausen. Die Antwort, welche der Prälat am 5. Januar 1732 auf das Memminger Ersuchen gab, gehört zu den erfreulichsten Zeichen der Macht religiöser Humanität auf katholischer Seite in dieser Zeit. Er versicherte, daß den Emigranten nicht blos in seinen Grenzen kein Leid widerfahren, sondern daß man für ihr Unterkommen und bequemes Nachtquartier im Flecken selbst sorgen, auch ihnen freie Verpflegung angedeihen lassen werde. So gewährte er aus freien Stücken mehr, als man fordern konnte.

Doch verfolgen wir die Schicksale des ersten Zuges weiter. Die Mehrzahl der von Kaufbeuren nach Memmingen gewiesenen Emigranten aus St. Johann und Radstadt wandte sich nach der freien Reichsstadt Ulm. Hier hatte man sich einst in noch höherem Maße als in Memmingen der 1685 vertriebenen Salzburger angenommen, wie auch bereits früher vertriebene Kärntner und Steiermärker Exulanten in dem ulmischen Orte Wain angesiedelt worden waren, und der jetzige Empfang ihrer Leidensgenossen entsprach dieser Tradition. Zuerst ging ihnen „fast die ganze Stadt" entgegen, empfing sie vor dem Herdbrucker Thor mit großer Freude und stimmte in die von ihnen gesungenen Glaubenslieder mit ein. Dann wurden sie in Quartiere gelegt und verpflegt. Wie man 1685 ein solides Religionsexamen vorgenommen hatte, dessen Verlauf durch Elias Veyel auf die Nachwelt gekommen ist, so geschah es jetzt wieder. In der Barfüßer Kirche wurde unter großem Zulauf des Volks zuerst von Senior Frick eine stattliche Rede gehalten, dann wurden die Emigranten von einer Reihe Prediger examiniert und in drei Klassen eingeteilt. Die am besten bestanden, wurden zu den Pastoren in deren Häuser

bestellt, um sich dort zum heiligen Abendmahl vorzubereiten, die zweite Gruppe wurde den Predigtamtskandidaten, die dritte, der Unwissenden, den Schulmeistern zum Unterrichten überwiesen. Von Unterricht und Aufklärung erwartete man viel in Ulm, aber die letztere stand zur Frömmigkeit nicht im Gegensatz. Das kirchliche, konfessionelle Bewußtsein war durch die protestantenfeindliche Haltung der französischen und bayrischen Besatzung während zweier schwerer Jahre des spanischen Erbfolgekrieges mächtig gestärkt. Manche der nach Ulm kommenden Emigranten blieben in der Stadt, andere wurden in die jenseits der Donau in ihrem Gebiet liegenden Dörfer, wie Holzschwang, Reuthi, Steinheim, Offenhausen u. s. w. verteilt, andere zogen weiter nach Tübingen, wo sich D. Hagmeyer ihrer annahm, wieder andere nach der Gegend von Gmund, Stuttgart, Eßlingen, Bopfingen: kurz, viele zerstreuten sich in Württemberg, andere zogen den Neckar hinauf und kamen ins Badische u. s. w. Es war nicht anders möglich, als daß mit der Zeit die einzelnen Emigrantenzüge sich vermischten. In Ulm warteten viele der am 8. Januar 1732 Angekommenen auf später aus der Heimat fortgeschaffte Angehörige, und die ganze Stadt freute sich mit, als einer von diesen beim Einzug von 425 weiteren Exulanten am 6. Februar 2 Uhr Nachmittags „bereits sein junges Weib mit vieler Freude wieder bekommen.“ Die von Ulm in das Herzogtum Württemberg ziehenden Emigranten fanden dort die freundlichste Aufnahme. Gerade die Aussicht einer katholischen Regentenreihe, welche sich 1733 verwirklichte, stärkte das protestantische Bewußtsein der Bevölkerung. Wenn man auch von dem Thronfolger Karl Alexander keine Unduldsamkeit befürchtete, so sprach man doch mit Besorgnis von dem Einfluß, den später „Gemüter, welche durch Verfolgung der Protestanten den Himmel zu verdienen glauben“, auf katholische Herzöge ausüben könnten. Bereits am 14. Januar war auf Spezialbefehl des Herzogs Eberhardt Ludwig ein von diesem in

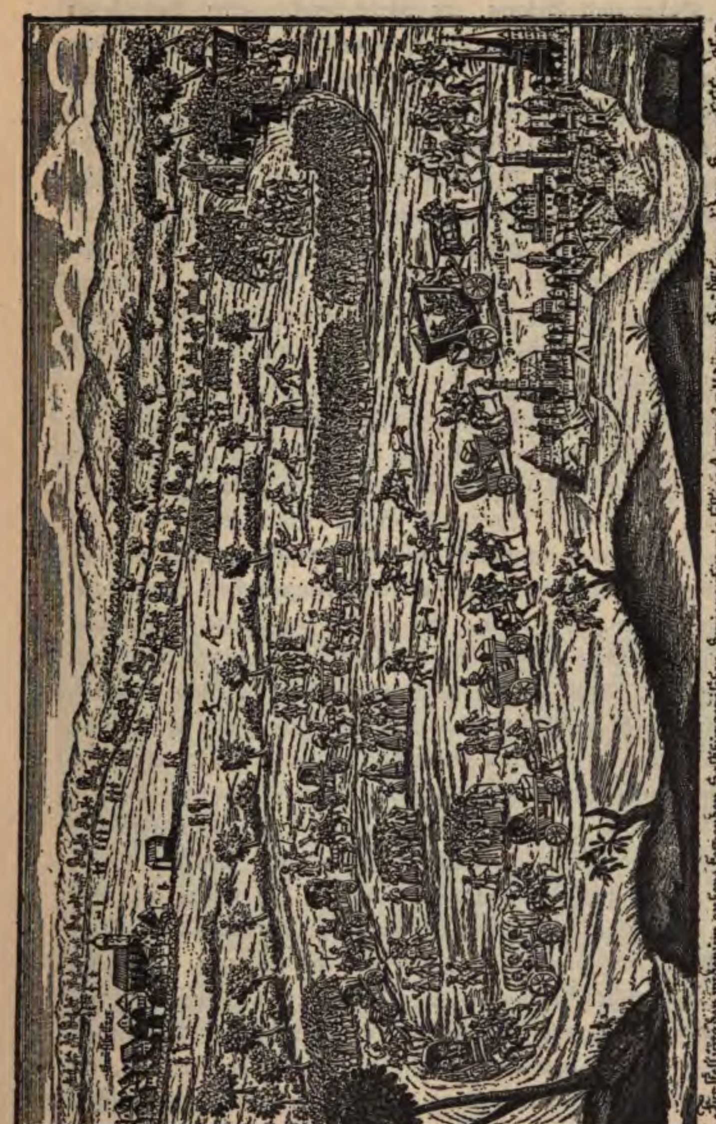
seiner neuen Residenz Ludwigsburg unterzeichnetes Reskript ergangen, wonach besonders die Beamten zu Münsingen, Urach, Heydenheim, Göppingen, Pfullingen, Tübingen und Schorndorff aufgefordert wurden, zur Verpflegung solcher armen Leute, „welche um des Evangelii und der wahren, allein selig machenden Religion willen“ (so antwortete man den Katholiken auf ihren Anspruch!) im Elend umherziehen müßten. Repartitionen der Lasten und Einquartierungen nach dem Steuerfuß wurden dabei mehr vorgeschlagen als anbefohlen. Ferner setzte die Württembergische Regierung eine eigene Deputation für die Emigrirten ein, und verfügte, daß die Handwerks-Zünfte sich der Berufsgenossen anzunehmen hätten u. s. w. Die Beamtenschaft solle den Wandernden aber außerdem zu verstehen geben, sie möchten ihren Zug auch rechts, gegen Franken, Nürnberg, die Ansbachischen und Bayreuthischen Lande richten und sich nicht alle in dies Herzogtum wenden, damit ihre Verpflegung nicht etwa dem Lande zu schwer gemacht werde. — Man wird sich hierbei erinnern, daß selbst die ärmsten Gemeinde- und Kirchenkassen zu dem Bau der neuen Residenz- und Hauptstadt Ludwigsburg hatten beisteuern müssen, und alle Stände unter dem kostspieligen Regiment, das eine mecklenburgische Adelige führte, schwer mitgenommen waren. Von einer Aufforderung an die Emigranten, sich nach Preußen zu wenden, ist um diese Zeit noch nichts zu hören: offenbar hat weder die Württembergische Regierung noch die Emigrantenschar damals daran gedacht.

In Augsburg stieß die Aufnahme der Emigranten, die, wie wir sahen, von Kaufbeuren dorthin dirigiert wurden, auf besondere Schwierigkeiten. Auch hier hatten 1685 die Tefferecker Exulanten Verpflegung gefunden; aber seitdem war einerseits, namentlich durch den trefflichen Pastor Samuel Urlsperger, das evangelische Glaubensleben dort mächtig erstarkt, anderseits aber hatte auch der Widerstand der katho-

lischen Bevölkerung zugenommen, obgleich der Bischof Alexander Sigismund ein milder Mann war. Im Westfälischen Frieden war festgesetzt, daß in dieser Reichsstadt keine Religionspartei die andere hindern dürfe, ihre Religion auszuüben; vielmehr sollten sie friedlich und freundlich zusammen wohnen. Die städtischen Behörden sollten zu gleichen Teilen aus Katholiken und Protestanten bestehen. Das Amt des ersten patrizischen Bürgermeisters, und damit die Verfügung über die Stadtschlüssel, wechselte jährlich unter den Konfessionen. Nun ging mit dem Neujahrstag 1732 dies Amt auf einen Katholiken über. Am 31. Dezember 1731 Nachmittags 4 Uhr langten die ersten Emigranten aus Kaufbeuren an. Erst am Nachmittag vorher war die Bitte von dorther eingelaufen, der Rat möge geruhen, „mit einer Deroselben angestammten Glaubensfreudigkeit zu vernehmen", wie aus Gottes Vorsehung salzburgische Exulanten dort bald eintreffen würden. Gott werde die Opfer, die man diesen dort bringe, sicherlich durch Überschüttung mit geistlichem und leiblichem Segen belohnen und sein heiliges Evangelium auch auf die späteste Nachkommenschaft bis ans Ende der Tage in Augsburg fortpflanzen. Die evangelischen Einwohner wurden sofort benachrichtigt, und es erhob sich ein reger Wetteifer. Noch an demselben Abend erklärten 66 evangelische Bierbrauermeister und eine ganze Reihe von Weinwirten, zur Aufnahme und kostenlosen Verpflegung von im ganzen 445 Emigranten bereit zu sein.

Als aber der Augsburgische katholische Stadtpfleger Holtzapfel von Herxheim von diesem Stand der Dinge benachrichtigt wurde, kam der evangelische Ratsdiener mit solcher Kunde über Gebahren und Worte des Herrn Stadtpflegers zurück, daß man auf „widrige Gedanken" desselben schließen mußte. Noch an demselben Abend brachte der katholische Ratsdiener ein Pro Memoria der Ratsherren seiner Konfession, wonach diese sich entschieden gegen die Aufnahme

der Emigranten in die Stadt erklärten. Solches würde gegen die Parität verstoßen, auch Unzuträglichkeiten ergeben und sei unnötig, da die Wanderer um die Stadt (und ihr Gebiet) herumgehen könnten. Doch wolle man nicht dagegen sein, wenn die Leute nach dem nahen Oberhausen kommen und dort, nachdem ihre Konfessionsverwandten für die Unkosten gutgesagt, einen Rasttag halten wollten. Der evangelische Ratsteil fühlte sich durch diese Auslegung der „Parität" verletzt. Waren die Emigranten nicht in dem konfessionell gemischten Kaufbeuren freundlich aufgenommen, hatte der bayerische Kurfürst sie nicht sicher durch seine Lande geleiten lassen? Aber das Mitleid mit den durch einen weiten beschwerlichen Marsch wohl ermüdeten, bei der eingetretenen Kälte gewiß „ziemlich erfrohrenen" Emigranten drängte jetzt die Gedanken an Remonstrationen und Deklarationen zurück. Man bat „den hochlöbl. Cathol. Geh. Rath" um eine schleunige gemeinschaftliche Konferenz, in der dann unter Beiziehung sämtlicher Rats-Konsulenten mündlich deliberiert wurde. Aber es blieb vergebens, daß man evangelischerseits versicherte, die Stadt sollte durchaus keine Unkosten haben, die Exulanten sollten ja gar nicht in einem großen Haufen durch dasselbe Stadtthor hereinströmen; sondern draußen in drei Hauptzüge geteilt werden, darauf in kleineren Trupps, zu 10, höchstens 20 Mann, durch verschiedene Thore einziehen, und dann in die diesen am nächsten gelegenen, schon bestimmten Wirtshäuser verteilt werden. Der evangelische Ratsteil erklärte sich ferner bereit, dafür zu sorgen, daß den Wirten eingeschärft werde, die Ankömmlinge von anderen etwa zu ihnen kommenden Gästen scharf abzusondern, „sodaß diese mit jenen keine Gelegenheit zur Führung einigen Discourses bekommen mögen". Vergebens machten auch die protestantischen Ratsmitglieder geltend, zu gewissen Jahreszeiten kämen doch viele Tausende aus dem katholischen Landvolk, und zwar mehrere Hunderte auf einmal, in Prozessionen,



Fürstellung der widerum anhero kommenden Saltzburgerischen Emigranten, wie selbige Ao. 1732 d. 18 Maij von Haunstetten nach dem Evangelischen Obe-
ren Gottes Acker gezogen samt denen bey sich habenden Wägen und Güter, und nach dem ihnen von den Herrn Geistlichen ein Evangelischer Trost mitge-
theilt worden, noch selben Abend in Oberhausen bey Augspurg eine Nacht-Herberg ein geraumet worden, den darauf folgenden 22. ejusd. aber nach
Ihro Königl. Mayt. in Preussen abgereist.

Joh. Conrad Stapf ... A. V.

mit Gebet und Gesang, zur Stadt herein, ohne daß ihnen von dem evangelischen Magistratsteil das mindeste in den Weg gelegt werde. Bei den Emigranten handele es sich nun ebenfalls um einen Gottesdienst, denn diesen sei es mehr um geistliche Versorgung ihrer Seelen als um leibliche Pflege zu thun. — Der katholische Ratsteil erwiderte, hierdurch würden nicht im mindesten ihre Befürchtungen widerlegt, daß es beim Einzug so vieler unbekannter Leute vermutlich zu Unruhe und Aufruhr, ja Mord und Totschlag kommen werde. Gar leicht würde der widrig gesinnte Pöbel, zumal der nicht-reichsstädtische, mit den Emigranten allerhand spinöse Themata discutieren und a verbis ad verbera fortschreiten. Habe doch auch der Tumult des Jahres 1719 traurigen Angedenkens damals in kurzer Zeit horribel um sich gegriffen. Es war wohl zum Teil der Verwendung des kaiserl. Residenten Baron v. Garben zu danken, daß die katholischen Ratsmitglieder schließlich erklärten, nicht hindern zu wollen, daß einige Emigrirte bei evangelischen Bürgern in Dienst träten. Sie wollten ferner den Salzburgern allenfalls einen viertägigen Aufenthalt im Lazarett außerhalb der Stadt zugestehen. Auch sollten sie zur Kirche in die Stadt kommen dürfen, doch so, daß immer jeder einzelne sowohl von einem katholischen wie von einem evangelischen Arzt auf seine Gesundheit untersucht werde. Außerdem sollten stets nur je 20 in die den Thoren zunächst liegenden Kirchen von der Stadtwache hinein- und wieder zurückgeleitet werden. Hierauf konnte der evangelische Ratsteil nicht eingehen; er nahm also von der Benutzung der bereits eingerichteten städtischen Logis Abstand. Es war aber keine Zeit zu verlieren. Mehrere vor der Stadt wohnende Bürger hatten sich freiwillig zur Unterbringung von Emigranten auf ihren Grundstücken gemeldet: ein Sägemüller wollte 25, ein Chemiker 22, ein Hammerschmied 15 u. s. w. aufnehmen. Der evangelische Bürgermeister Johann Georg Morell machte sich auf den

Weg, um die Verteilung vorzunehmen und traf gegen 4 Uhr nachmittags auf den von einem Kaufmann und einem Kanzlei-



6. Prosp. Deß obern Evang. Gottes Acker, allwo denen Emigranten von H. Sen. Urlsperger, H. Sen. Weidner und H. Past. Barder geprediget wurde.

beamten aus Kaufbeuren geleiteten Zug. Obwohl eine große Menge von Augsburger Bürgern bis Haußstetten den Salz-



7. Prosp. Von dem Schießgraben bey dem Stahl-Schützen, wo Herr Diac. Reuß denen Emigranten gebredigt.

burgern entgegengezogen war, verlief doch alles in vollkommener Ruhe und Ordnung und es gelang noch vor ein-

brechender Dunkelheit, alle unterzubringen. Morell besuchte dann verschiedene Gruppen in ihren Quartieren, hat sie in den warmen Stuben „ganz vergnügt, zumalen aber an allen dreien Orten entweder singend oder betend angetroffen". Auch erklärten sie, zu aller Arbeit willig zu sein. Am Neujahrstag wurde in allen sechs evangelischen Kirchen Augsburgs eine Kollekte für sie gesammelt, bei der fast 5000 Gulden zusammenkamen. Bei ihrer Ankündigung waren die Gemeinden ermahnt worden, diese Dürftigen als ihre beste



5. Prosp. von dem Schießgraben bey den Handbogen Schitzen, wo den en Emigranten von H. Sen. Urlsperger gepredigt worden

Neujahrsgabe zu betrachten, die außerordentliche Gelegenheit, Gutes zu thun, recht wahrzunehmen, mit guten Gesprächen und vorbildlichem Wandel die Gäste zu unterhalten und zu erbauen; Jesu zur Ehre ihnen alles das anzuthun, was sie wollten, das ihnen gethan würde, wenn sie in jenen Umständen wären. Nachmittags hielten die Senioren Urlsperger und Weidner ihnen im Schauerschen Gartenhaus und im Lazarett Predigten. Alle zeigten dabei, wie man sich damals ausdrückte, „hungrige und durstige Seelen", und manche antworteten auf die ihnen vorgelegten Glaubensfragen treffend. Mit ihrem Unterricht wurde der sogenannte

Pestprediger, Herr Pestilentiarius Wagner, nebst mehreren jungen Theologen betraut. Sie wurden mit Büchern reich beschenkt und in deren Gebrauch unterwiesen. Viele fanden als Dienstboten in der Stadt Aufnahme, wurden von ihren Herrschaften mit warmen Winterkleidern, woran es ihnen sehr fehlte, versehen, und zwei Augsburger Patrizierhäuser versorgten auch solche damit, die bei ärmeren Familien in Stellung waren. Daran war freilich nicht zu denken, daß sie für immer ihren Aufenthalt in der Reichsstadt hätten nehmen dürfen; man traf nur alle Anstalten, sie die Winterzeit über beherbergen zu können. Aber die Gegner glaubten an Eifer nicht zurückbleiben zu dürfen. In Kaufbeuren predigte ein Jesuit gegen den neuen Unfug. Satirische Lieder auf die Emigration und Pasquille über den Augsburger Empfang wurden gedruckt und in der Stadt verteilt. Als einem Salzburger dergleichen zu lesen gegeben wurde, antwortete er mit freundlichem Ton auf die Frage, wie ihm das gefalle: „Wir sind dem Evangelio Christi nachgegangen und haben es gesucht; wir wollen auch thun, was das Evangelium von uns haben will. Es heißt: Liebet eure Feinde. Sie können uns doch Gottes Wort nicht nehmen und den Trost, der Matthäi am 5. steht: Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Übles wider euch, so sie daran lügen." Ebensowenig ließ sich die augsburgische evangelische Bevölkerung durch gegnerische Invektiven zu Zornausbrüchen hinreißen. Am 25. Januar kam ein neuer Zug von über 500 Emigranten an, und zwar völlig unvermutet. Morell traf dieselben Vorbereitungen wie das erste Mal. Sofort aber hielt der katholische Senat eine außerordentliche Sitzung und faßte folgenden Beschluß: Wider unser Wissen und Wollen sind heute abermals 500 Emigranten in das gemeinschaftliche Territorium von dem evangelischen Magistratsteil eigenmächtig eingeführt, um die Stadt herum einlogiert,

ja einzelne durch die Thore gebracht. Demnach hat der catholische Magistrat den Herrn Amts-Burgermeister Leopold



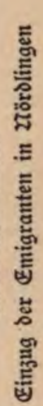
Ein sterbender Emigrant im Augspurger Lazareth. A: 1732

Antoni Imhoff beauftragt, morgigen Tages, und so lange die neu angekommenen Salzburger Emigranten sich nicht vom hiesigen Stadtgebiet wirklich und völlig wegbegeben haben, kein Stadtthor öffnen zu lassen. Außerdem wurde

beschlossen, das Lazarett mit Soldaten zu besetzen. Am 26. Januar 1732 wurde also Augsburg von der Welt abgesperrt. Niemand und nichts durfte aus und ein, keine Post, keine Boten, keine Bauern, die ihre Waren auf den Markt bringen wollten. Nicht einmal zwei vornehme Herren kamen durch, die in Augsburg Station gemacht hatten und mit Extrapost zu dem Kurfürsten von Bayern nach München reisen wollten. Nur der Frau Senior Urlsperger ist es auf fast unbegreifliche Weise gelungen, sich hinauszubegeben, damit sie der Schwachen und Kranken warte. Die übrigen Augsburger hatten es wahrscheinlich jenen beiden Kavalieren zu danken, daß am Nachmittag um 3 Uhr wenigstens nur sieben von den zehn Thoren der Augusta Vindelicorum geschlossen blieben, während an den drei übrigen eine döppelte Wache postiert wurde, um Salzburger abzuwehren, die etwa in des heiligen römischen Reiches Stadt Dienstboten werden wollten. Natürlich beginnt nun trotz des großen Umwegs von einer halben Stunde eine allgemeine Völkerwanderung zu den Emigranten hinaus; doch ist große Eile nötig, denn bald ist die Januarsonne untergegangen, „und das Stadtthor schließt sich knarrend."

An den folgenden Tagen begaben sich wieder viele Bürger mit Geld, Kleidung, Arznei, Eßwaren und Büchern zu den Thoren hinaus, die Augsburger Metzger schickten über 200 Pfund Fleisch an die Exulanten, kurz es zeigte sich, daß gerade durch die Aussperrung die Emigrantensache nur populärer wurde. Auch manche katholische Bürger zeigten sich mitleidig, namentlich wird das von Studenten dieser Konfession berichtet. So entschloß sich denn die regierende Partei, 300 Emigranten den Eintritt in die Stadt zu gestatten, doch sollten es lauter Unverheiratete sein. Weshalb man gerade von den Ehepaaren besonderes Unheil fürchtete, wird nicht gesagt, man besorgte wohl, sie könnten eher seßhaft werden. Auf den 30. Januar aber wurde der Abzug festgesetzt,

und erst als dieser vollzogen war, wurden die gesperrten sieben Thore geöffnet. Die meisten aus diesem Trupp gingen nach Nördlingen. Der Marsch erfolgte in zwei Kolonnen, jede von sechs Augsburger Bürgern zu Pferde begleitet. Für Kinder und Gebrechliche waren zwei Wagen gestellt. Das inzwischen gespendete Geld brachten die Empfänger von selbst der Deputation, damit es an alle gleichmäßig verteilt werde. Die frohe Zuversicht der einem ungewissen Schicksal Entgegenziehenden, die liebreiche brüder- und schwesterliche Art, wie sie und die Zurückbleibenden oder anderen Weges Reisenden voneinander Abschied nahmen, machte auf die Tausende der Zuschauer einen ergreifenden Eindruck. „Darf auch wohl mit Wahrheit sagen — berichtet ein Augenzeuge — daß mancher katholische Bürger oder Bürgerin sich der Thränen selbst nicht haben enthalten können." So zogen sie, mit theologischem Zuspruch reichlich versehen und im Namen des dreieinigen Gottes gesegnet, ihre Straße fort. Der Haupttrupp wurde nach einem Marsch durch das Fürstlich Öttingensche Gebiet in der freien Reichsstadt Nördlingen auf das Freundlichste bewillkommt. „Kommt herein, ihr Gesegneten des Herrn", rief ihnen einer der Prediger als Begrüßung zu, „warum wollt ihr draußen stehen?" Viele blieben dort, die Übrigen fanden großenteils in Württemberg Wohnsitze. In Augsburg aber gingen die Schwierigkeiten noch nicht zu Ende. Bei der Wiederöffnung der Thore erklärte der katholische Magistrat, sie sofort, wenn Salzburger in das augsburgische Gebiet kämen, wieder schließen lassen zu wollen. Der evangelische Ratsteil protestierte, wandte sich in einem umständlichen Schreiben an den Kaiser, wurde auf sein Gesuch auch durch eine Bittschrift der evangelischen Gesandten zu Regensburg bei Karl VI. unterstützt. Alle diese Schritte halfen nichts. Die Sache erhielt erst ein anderes Ansehen, als der preußische Kommissar Göbel diese Gegenden bereiste und über die Emigrantenverhältnisse nach Berlin berichtete.



Einzug der Emigranten in Nördlingen

Infolgedessen erging am 26. April ein Schreiben König Friedrich Wilhelms I. an die Stadt Augsburg, wie er aus christlich-königlichem Mitleiden gesonnen sei, über tausend Familien seiner aus Salzburg vertriebenen Glaubensgenossen in seine Lande aufzunehmen. Man habe diese daher, sobald sie aus dem Salzburgischen ihren Fuß gesetzt, nicht anders denn als königlich preußische Unterthanen anzusehen. Es kam freilich auch jetzt noch zu langen Auseinandersetzungen zwischen beiden Ratshälften, denn der katholische Teil behauptete, es sei ein Aufruhr der Bürger ihrer Konfession gegen die vom Glauben abgefallenen Salzburger zu befürchten, während der evangelische Teil das für eine unnötige Sorge erklärte. Erstere wollten die Emigranten in einem streng katholischen, eine Meile entfernten Dorfe unterbringen, letztere sie womöglich in die Stadt selber führen. Da erklärte schließlich Göbel, wenn beim nächsten Emigrantenzug, der unmittelbar vor der Thür stehe, wieder das Gebiet verschlossen werde, würden die Kosten von sechs Reisetagen, die man hätte ersparen können, von Augsburg eingefordert werden. Das half. So wurde denn endlich am 15. Mai 1732 die Stadt, deren Namen die Salzburger Evangelischen aus ihrer Haupt-Bekenntnisschrift so gut kannten, den Emigranten geöffnet; aber nur als königlich preußischen Kolonisten, wie ausdrücklich erklärt wurde. Am 18. Mai kam der erste dieser neuen Züge vor Augsburg an. Er zeigte einen anderen Charakter als die früheren. Jene hatten meist aus Unangesessenen bestanden, die, von Soldaten plötzlich vertrieben, in der rauhen Winterzeit von dem Notwendigsten entblößt, ziellos und schutzlos in der Welt umherirrten. Die seit dem 24. April aus Salzburg Ausgewanderten gehörten den besitzenden Klassen der ländlichen Bevölkerung an, litten zwar auf ihren Märschen unter der im Jahre 1732 früh eintretenden Sommerwärme, waren aber nicht mehr in Gefahr, durch Hunger und Witterungsunbilden zu Grunde zu gehen. Sie hatten ein

bestimmtes Ziel ihrer Wanderschaft vor Augen und standen unter dem Schutz eines mächtigen Monarchen. Aber die allgemeine Teilnahme, die sie fanden, war nicht etwa im Abnehmen; im Gegenteil, sie erreichte im Sommer erst ihren Höhepunkt. Als man im Winter unvermutet der ersten Emigrantenscharen ansichtig wurde, wirkte ihr plötzliches Erscheinen überraschend, fast verwirrend; viele wußten nicht recht, was sie aus der Sache machen sollten, nur das Eine schien klar, es waren Unglückliche, die schleuniger Hilfe bedurften. Später verwandelte sich das physische Mitgefühl in geistige Sympathie; und je mehr der ideelle Gehalt des Ereignisses sich herausstellte, um so stärker wurde der Enthusiasmus für die Repräsentanten fester Glaubenstreue, die schlichten Vorkämpfer der Gewissensfreiheit. Hatten die ersten Scharen mehr gelitten, so war von den späteren mehr geopfert, mehr verlassen worden. Die Beimischung des Abenteuerlichen, welche von den ersten Eindrücken der Emigrantenscharen schwer zu trennen gewesen war, verlor sich; der solide Charakter des zuerst frappierenden Phänomens stellte sich immer greifbarer dar. Man lernte auch den fremden Dialekt besser verstehen; was Hausväter und Familienmütter erzählten, machte mehr Eindruck, als die früheren Aussagen der ledigen Bursche und Mägde. Das behäbige, seßhafte deutsche Bürgertum fühlte sich von der Eigenart stammverwandter tüchtiger Bauernfamilien angeheimelt, und sah sich doch zugleich über die beschränkte Enge der Alltäglichkeit emporgehoben. Einfache Leute aus dem Volk zu sehen und zu sprechen, die um einer hohen und doch faßlichen Idee willen die freundliche Gewohnheit des behaglichen Daseins geopfert hatten, welche man selbst bei dem steten Kriegsgeschrei nur sorgenvoll genoß: das wirkte in einer Epoche nationaler Versumpfung und litterarischer Armseligkeit wie eine Erquickung durch einen frischen Trunk. Dem Bedürfnis des Menschengeistes, etwas zu bewundern, kam damals kein Held der That oder des

Wortes entgegen; hier mußte man bewundern, und zwar seinesgleichen, und konnte dabei dem Enthusiasmus durch die That Ausdruck geben. Die Salzburger Regierung hätte keinen besseren Moment für die Vertreibung ihrer protestantischen Unterthanen wählen können.





Ein Commissarius, wird gleich wohl zu gegeben
Daß man uns nicht verletz, an Ehre, Guth, u: leben.
12.

V. Das preußische Einladungspatent

Es ist eine oft wiederholte, aber gänzlich unbegründete Behauptung, daß die Unruhen im Erzstift Salzburg von der preußischen Regierung geschürt worden seien, damit dem entvölkerten Litthauen Kolonisten zugeführt würden. Die „Peuplierung" Ostpreußens wurde vielmehr schon vor der Stuhlbesteigung des Erzbischofs Firmian als vollzogen angesehen, und die preußische Diplomatie hat sich lange Zeit gegenüber den Klagen der Salzburger Evangelischen sehr zurückhaltend benommen, obwohl von Anfang an ihr Bestreben dahin ging, den bedrückten Protestanten auf gesetzmäßigem Wege ihr Recht zu verschaffen. Die Beschwerden über Religionsbedrückungen im Erzstift fanden anfangs von seiten Kursachsens und Hannovers ein weit größeres Entgegenkommen, wobei freilich politische Motive im Spiele waren. Erst im August 1731 richtete der preußische Gesandte am Regensburger Reichstag die beinahe schüchterne Anfrage nach Berlin, ob man nicht eventuell einige Leute aus der protestantischen Bauernschaft als Kolonisten engagieren könnte? Als dann der König mit Energie den Gedanken ergriff, trat für Preußen die Angelegenheit erst in das Vorbereitungsstadium.

Ebenso ist die Vorstellung unrichtig, daß die Salzburger Evangelischen von Anfang an Preußen als ihre neue Heimat

7*

ins Auge gefaßt hätten. Mit einer Naivität, die sich zum Teil aus Traditionen früherer Zeit erklärt, haben sie vielmehr lange gehofft, im Lande bleiben und dabei evangelische Predigt, sowie schriftgemäße Abendmahlsfeier, erhalten zu können. Hiermit wurde übrigens nichts Unmögliches gefordert. Der Erzbischof von Mainz hatte doch auch der ihm gehörenden Stadt Erfurt freie Religionsübung gewährleistet, ebenso Fulda für das Amt Fischbach. Nur im äußersten Notfalle, wenn die gegenwärtigen Bedrückungen gar kein Ende fänden, waren sie gesonnen, die ihnen überaus teure Heimat zu verlassen, hatten aber von ihrem künftigen Wohnsitz gar keine klare Vorstellung. Daß die Salzburger ihre Blicke nach Preußen richteten, zuerst als auf eines der Wanderziele neben manchen anderen, rührte vorzugsweise von den Erlebnissen einiger Bauerngesandten her. Wir sahen, daß bereits im Juli 1731 eine Gesandtschaft von Vertrauensmännern nach Regensburg abgeordnet war, um dort den evangelischen Gesandten, die das Corpus Evangelicorum bildeten, ihre Bitten vorzutragen und ein Verzeichnis derer zu überreichen, die sich im Salzburger Gebirge zur Augsburgischen Konfession bekannt hatten. Diese Gesandtschaft wurde unterwegs verhaftet und dem Erzbischof von Salzburg ausgeliefert, der dadurch auch in den Besitz des genannten Verzeichnisses und anderer wichtiger Papiere gelangte. Drei von den Vertrauensmännern wurden aber, weil sie mit Regensburger Pässen versehen waren, von den österreichischen Behörden auf freien Fuß gesetzt. In Regensburg waren fast alle Gesandten auf Urlaub, und dies mag der Grund gewesen sein, daß jene drei sich auf einen weiten Weg machten, um für ihre Glaubensbrüder in dem protestantischen Deutschland Interesse zu erwecken. So kamen sie, wahrscheinlich über Augsburg, wo man Verbindungen mit den evangelisch Gesinnten in den östlichen Alpenländern unterhielt, nach Frankfurt am Main, und von da nach Kassel.

Dort residierte damals der Gemahl der Ulrike Eleonore von Schweden, dem diese Schwester Karls XII. die Regierung überlassen hatte. In der Vorstellungswelt der evangelischen Salzburger spielte Schweden als vermeintliche protestantische Hauptmacht noch immer eine große Rolle, nicht bloß um der Heldenthaten Gustav Adolfs willen, vielleicht mehr noch wegen der Altranstädter Konvention. Diese Hochschätzung der schwedischen Macht begegnet uns z. B. in den Schriften Joseph Schaitbergers. Auch hatte im Jahre 1723 ein abgedankter schwedischer Soldat, Namens Preger, lutherische Bücher ins Erzstift gebracht. Es stimmte mit den Hoffnungen ihrer Gesinnungsgenossen in der Heimat durchaus überein, wenn unsere Bauerngesandten von dem Schwager Karls XII. ähnliches erwarteten, als durch diesen den evangelischen Schlesiern zu Teil geworden war: etwa Gnadenkirchen in Radstadt und Werfen, wie in Hirschberg oder Teschen. Der schwedische Schattenkönig nahm sie freundlich auf und gab ihnen gute Vertröstung. Er hat denn auch später eine diplomatische Intervention beim Kaiser versucht, die aber wenig Erfolg hatte. Greifbarer war der Nutzen, welcher sich aus einer schwedischen Kollekte ergab; der König selbst spendete 6000 fl., noch einmal so viel wie der König von England für die Salzburger gegeben hat, beinahe ein Drittel von der Summe, die in Hamburg von den Bürgern zusammengebracht wurde. Auch 363 Emigranten sind später nach Schweden gekommen, es waren aber keine echten, sondern allerlei zusammengelaufenes Volk, das ein Hochstapler, der sich Karl Mörner von Ehrenberg nannte, für salzburgische Bergleute ausgab, die am 15. Dezember 1731 vom Erzbischof vertrieben seien. Kurz, die Kasseler Reise der biederen Vertrauensmänner, die von den Bauern abgeschickt waren, hatte keine sehr erheblichen Folgen. Um so größere aber ihre weiteren Bemühungen. Sie kehrten nämlich nach Frankfurt zurück, und einer von ihnen, der schon während seines

ersten dortigen Aufenthaltes bei dem preußischen Residenten in der Krönungsstadt, Geheimrat v. Hecht, gewesen war, ging wieder zu diesem. Schon bei der ersten Audienz hatte er sich bemüht, allerlei Vorurteile gegen die Religionsübung der Salzburger Evangelischen zu zerstreuen. Hatte er schon damals erklärt, ihrer aller Wunsch gehe nur dahin, ihnen möchte freie Religionsübung oder die Emigration erlaubt werden, in der Hoffnung, Preußen werde dann auch einen Teil der Exulanten aufnehmen, so wiederholte er jetzt diese Bitte noch dringender. Ende Oktober berichtete v. Hecht abermals an einen preußischen Staatsminister: Salzburger Deputierte hätten ihm am 27. ihren Entschluß mitgeteilt, nach Berlin zu reisen und dort den König fußfällig um Beistand und kräftige Hilfe anzuflehen. Ihrer Bitte um Empfehlung an einen der Minister hat v. Hecht gern entsprochen. Nach der Auffassung des Frankfurter Residenten war durch einen himmlischen Trieb eine große Zahl von Seelen, die bisher irre gingen und in der Finsternis saßen, angeflammt worden, die Ehre Gottes und des evangelischen Glaubens zu befördern; er freute sich, den nach Gewissensfreiheit und der evangelischen Wahrheit seufzenden Leuten die Wege bahnen zu helfen. So brachen jene Deputierten aus dem Pongau um die Zeit, als das salzburgische Emigrationspatent vorbereitet wurde, nach Brandenburg auf, woher schon einmal, unter dem Großen Kurfürsten, den Salzburger Evangelischen Hilfe gekommen war. Unterwegs stürzte einer der drei Bauernabgeordneten so unglücklich vom Wagen, daß die Räder seine Beine zerquetschten. Die beiden anderen drängten ihm fast ihre ganze Barschaft auf und mußten, da zwei Geldsendungen aus der Heimat von 50 fl. und 20 fl. im Salzburgischen aufgefangen wurden, sich langsam und kümmerlich zu Fuß durchschlagen. Das war für Nikolaus Forstreuter aus St. Johann, und noch mehr für Peter Heldensteiner aus Werfen, der im ganzen Pongau als

vermögender Mann bekannt war, eine ungewohnte Sache. Aber ihr festes Gottvertrauen wurde nicht zu Schanden. Man sagt kaum zu viel mit der Behauptung, ihr Besuch in Berlin habe für das Geschick von Tausenden, ja für die Geschichte der deutschen Nordostmark, die größten Folgen gehabt. Gerad ein diesem Moment, da die Not in der Heimat auf das äußerste gestiegen war, da aber auch die Salzburgische Frage sich nach langen Trübungen klärte und durch die Verbindung mit der Garantie der pragmatischen Sanktion das allergrößte politische Interesse in Anspruch nahm: gerade jetzt war es wichtig, daß Friedrich Wilhelm I. sich durch den Augenschein und persönliche Erkundigungen entschied, ob man es mit unzuverlässigen Elementen zu thun habe, oder ob der preußische Staat vor der Gelegenheit stehe, eine höchst wertvolle Erwerbung zu machen. Die Entscheidung fiel aus, wie zu erwarten war: der König empfing die Abgeordneten sehr huldvoll und gewann von ihnen den besten Eindruck. Am 20. November hielten die Konsistorialräte Roloff und Reinbeck ein Religionsexamen mit ihnen ab; nach dem Protokoll antworteten sie klar und bündig, im Sinne der Augsburgischen Konfession. Die beiden anerkannt tüchtigen Theologen bemerkten am Schluß ihres Zeugnisses: „Obstehende Antworten sind den Leuten von uns nicht etwa in den Mund gelegt, sondern sie haben sich auf die Fragen selbst also, und mit den niedergeschriebenen Worten explicieret.“ Mit bestem Gewissen und auf ihre Amtspflicht attestierten sie, daß es rechte evangelische Christen seien. — Von Forstreuters weiteren Schicksalen ist nur bekannt, daß er sich später in Regensburg niederließ. Heldensteiner wurde von der Sehnsucht nach seiner Familie an die salzburgische Grenze getrieben; hinüberzugehen durfte er nicht wagen, da am 13. Juli 1731 ein (noch existierender) Steckbrief gegen ihn erlassen war. Er besaß zwei Güter, ein drittes gehörte seiner Frau. Als diese Nachricht von ihrem Gatten bekam,

ließ sie mit ihren Kindern alles im Stich und wanderte aus. Der sonst strenge Pfleger behandelte sie mit Achtung, konnte ihr aber wenig Erleichterung gewähren; die Regierung hatte schon die neuen Gutsbesitzer bestimmt; ohne alle Geldmittel mußte sie mit den Kindern davonziehen. Heldensteiner hat die Seinen unter den durchziehenden Trupps lange gesucht: in Regensburg, Ulm, dem Öttingischen Harburg und Nördlingen. Endlich fand er sie in Donauwörth. „Sie weineten unter einander vor Freuden, da einer den andern ansichtig wurde, und alle, die es ansahen, mußten mitweinen.“ Es war eine sangesfrohe Familie, die durch ihre Lieder manch bedrücktes Gemüt auf der langen Wanderschaft nach Ostpreußen tröstete, und eine ihrer Töchter lehrte unterwegs viele erwachsene Landsleute, die des Lesens kundig werden wollten. Peter Heldensteiner selbst machte, so wird überliefert, auf alle, die mit ihm in Berührung kamen, den Eindruck eines „recht grundfrommen Mannes“, dem es um die Sache zu thun war, sodaß er den Verlust seiner Güter mit Freuden erduldete. Doch mochte er wohl fühlen, daß infolge der vielen Strapazen und sonstigen Leiden, obgleich er in den besten Jahren stand, seine körperliche Kraft gebrochen sei. Noch mehr als es in jener durch Kriege, Teuerungen und Pestilenz ernst gestimmten Generation sonst üblich war, las er Sterbelieder und sprach er vom Tode. Die preußische Regierung wollte ihm sehr wohl, der Geheimrat Herold traf alle Vorbereitungen, ihn gut zu versorgen; aber er ist nur bis Königsberg gekommen und dort bald entschlafen. Die Seinen kamen rasch zu Wohlstand.

Um dieselbe Zeit, da die Deputierten der Salzburger Bauern in Kassel dem König von Schweden ihre Sache vorstellten, faßten die evangelischen Gesandten zu Regensburg den Beschluß, eine Schrift über die Salzburger Religionsbeschwerden an den Kaiser zu richten und diesen zu bitten, durch eine Lokalkommission, die aus Mitgliedern beider Konfessionen

zusammengesetzt sei, die Zustände des Erzstifts untersuchen zu lassen. Dieser Vorschlag war zwar gerecht und billig, aber ganz unpraktisch und hat nur geschadet. Erstlich mußte man sich sagen, daß der Kaiser schwerlich bereit sein werde, einen derartigen Präzedenzfall für die Behandlung von Religionsverfolgungen zu schaffen, über die man ja gerade aus Österreich stete Klagen vernahm. Karl VI. ist denn auch über diesen Gedanken recht verstimmt gewesen und zeigte sich von da ab gegen den Erzbischof, dessen Eigenmächtigkeit ihn vorher stark geärgert hatte, freundlicher. Zweitens aber hätte die Lokalkommission sofort zur Stelle sein und ihre Thätigkeit beginnen müssen, wenn sie noch etwas nützen sollte, denn es dauerte keine acht Tage mehr, da unterzeichnete der Erzbischof sein alle Welt überraschendes Emigrationspatent. In Salzburg drängte Cristani v. Rall fortwährend zur Eile; in Regensburg ging alles langsam, und in der Wiener Hofburg, wenn es sich um Reichssachen handelte, meist erst recht. Von der grenzenlosen Umständlichkeit, die nach der Etikette nötig war, um das Gesuch des Corpus Evangelicorum auch nur zu befördern, machen wir uns heute schwer einen Begriff. Zunächst waren 28 Pferde erforderlich, um es nur über die Straße zu bringen. Zwei kurfürstliche und zwei fürstliche Gesandte mußten dazu jeder in einer sechsspännigen Karosse, zwei städtische jeder in einer zweispännigen Kutsche bei dem kaiserlichen Prinzipalkommissarius vorfahren, und wann dieser dann das ihm feierlich überreichte Gesuch weiter befördern wollte, war seine Sache.

Ehe man in Berlin über den Erfolg dieser Eingabe etwas erfuhr, meldete der neue preußische Bevollmächtigte in Regensburg, Karl Ludolph v. Danckelmann, die Begegnung, welche der dänische Gesandte v. Holtze von dem salzburgischen Vertreter erfahren hatte. Verweilen wir einen Augenblick bei diesem Vorgange, der ein Bild von den Schwierigkeiten

geben kann, die von der vielfach gewundenen Salzburger Politik den Gegnern bereitet wurden. Der König Christian VI. von Dänemark und Norwegen unterhielt als Herzog von Holstein und Glückstadt bei dem Regensburger Reichstag eine Gesandtschaft. Bei seinem regen kirchlichen Interesse hatte dieser Monarch an den Salzburger Vorgängen lebhaften Anteil genommen. Am 10. November begab sich v. Holtze zu dem Salzburger Geschäftsträger und las ihm ein Promemoria vor, wie S. Majestät mit besonderer Kompassion von den Drangsalen solcher Salzburger gehört habe, die sich zur Augsburgischen Konfession bekennten. Er lasse deshalb Herrn v. Zillerberg bitten, dieser möge bei dem Erzbischof den Bedrückten entweder freie Religionsübung oder ungehinderte Emigration nach Maßgabe des Westfälischen Friedens zu erwirken suchen. Widrigenfalls werde sich der König genötigt finden, sich nebst den übrigen protestantischen Mächten der Bedrückten mit mehr Nachdruck anzunehmen, was jetzt noch verhütet werden könne. Der erzbischöfliche Gesandte erwiderte, die protestantischen Mächte könnten sich der Salzburger Querulanten um so weniger annehmen, da diese nicht evangelisch, sondern Anhänger einer besonderen Sekte mit willkürlichen Lehrmeinungen wären. Außerdem seien es Rebellen. Als der Däne dafür Beweise forderte, gab Zillerberg zur Antwort, er müsse ihm als einem akkreditierten Gesandten das glauben. Damit endete die Unterredung; aber nach einer Stunde kam der salzburgische Kanzlist in das Haus des Nordländers, übergab das Promemoria dem Bedienten, und eilte, als dieser ihn anmelden wollte, davon. Der dänische Kanzlist muß das Promemoria wieder zurückbringen, aber die Annahme wird verweigert: Zillerberg erklärt, er habe sich das erstemal übereilt, als er das Schriftstück annahm; da er kein anderes Oberhaupt im Reich als den Kaiser anerkenne, könne er die Befehle des Königs von Dänemark nicht annehmen. Darauf machte Zillerberg dem Herrn von Holtze einen Besuch, blieb

aber bei seiner Weigerung, und als jener erklärte, er wolle gern einige mißliebige Ausdrücke in seinem Schreiben ändern, erwiderte er, auch das Reskript des Königs von Dänemark selbst, zu dem das Promemoria das Begleitschreiben bildete, enthalte Drohungen, die er nicht übermitteln könne.

Zillerbergs Verhalten war weniger kleinlich als berechnet. Er wußte, daß gerade in diesen Momenten das Emigrationspatent in Salzburg publiziert wurde, daß er bei dem Sturm der Entrüstung, der sich bald erheben mußte, ohnehin einen sehr schweren Stand haben werde, und zwar gerade den kaiserlichen Staatsmännern, sowie den katholischen Gesandten, aber auch seiner eigenen Regierung gegenüber. Er konnte ihr das Memorial weder schicken, noch durfte er es zurückbehalten; deshalb hielt er es für das Beste, die Annahme zu verweigern.

Bei der hermetischen Abschließung der salzburgischen Grenzen waren die ersten Nachrichten der protestantischen Regierungsvertreter von der erzbischöflichen Ausweisung höchst unbestimmter Art. Erst am 26. November gelang es Danckelmann, wenigstens zwei Nachdrucke des Emigrationspatentes, deren er mit Mühe habhaft geworden war, nach Berlin zu schicken. Diese Nachdrucke wichen von einander ab. Fürst Froben v. Fürstenberg, der an der Spitze der kaiserlichen Gesandtschaft in Regensburg stand, hatte zu seinem großen Verdruß erst spät den Erlaß des Emigrationsbefehls, und noch später dessen Wortlaut, erfahren. Er verlangte, es sollten im Text Änderungen vorgenommen werden, um die Protestanten nicht zu erbittern. Zillerberg nahm diese Korrekturen vor und ließ das Patent in solcher Gestalt zu Stadt am Hof nachdrucken, indem er hoffte, die echte Form werde unentdeckt bleiben. Aber ein evangelischer Buchdrucker in Regensburg war trotz aller Vorsichtsmaßregeln der Salzburger Behörden in den Besitz eines authentischen Exemplars gekommen. Ein Salzburger Bauer muß es von dem Ort, wo

es öffentlich angeschlagen war, trotz der aufgestellten Wachen abgerissen, und trotz der strengen Grenzsperre nach Regensburg geschickt haben. Als Zillerberg von diesem neuen authentischen Nachdruck erfuhr, wandte er sich sofort an den Regensburger Stadtmagistrat, damit dieser den Verkauf solcher unbefugten Preßerzeugnisse verbiete. Aber kein Verbot half mehr, eine große Zahl von Exemplaren war sofort vergriffen. Übrigens waren die Abweichungen unwesentlich; der ganze Handel zeigte nur, wessen man sich von der salzburgischen Praktiken zu versehen hatte. Der preußische Gesandte aber erhielt den Befehl seines Königs, sich alle ersinnliche Mühe zu geben, den sichern Wortlaut des im Gebirge publizierten Patentes zu ermitteln und innerhalb des Corpus Evangelicorum dahin zu wirken, „daß Unseren so sehr notleidenden Glaubensgenossen nach Möglichkeit assistieret und zu ihren soulagements alles Thunliche veranstaltet werde."

Bis die ersten Emigranten über die Grenze gingen, wurde das Erzbistum derartig nach außen abgesperrt, daß man weder in Regensburg noch anderswo in der Lage war, sich über die Frage ein selbständiges Urteil zu bilden, ob dort ein Bauernkrieg tobe, der von kaiserlichen Truppen niedergeworfen werde? Oder wurde dort rechtzeitig eine sicher drohende Rebellion im Keime erstickt? Bei diesem Mangel an Nachrichten freute sich Danckelmann, ein Stimmungsbild aus den Kreisen österreichischer Offiziere und bayrischer Hofleute geben zu können, das uns heute zur Beurteilung der Situation nicht ohne Wert ist. Der holländische Gesandte in Regensburg war mit dem kurbraunschweigischen Legationssekretär an den Hof des Kurfürsten von Bayern gereist, der sich Mitte November 1731 zu Geisenfeld aufhielt. Dort trafen sie zwei Offiziere aus dem kaiserlichen Dragonerregiment Prinz Eugen, die aus dem Salzburgischen gekommen waren, um dem Kurfürsten ihre Aufwartung zu

machen. Auf dessen Fragen erwiderten sie, es sei dort ganz ruhig. Die lutherischen Unterthanen hätten keine Schwierigkeit gemacht, als ihnen gleich nach Anrücken des Regiments „das Gewehr" abgefordert sei, und die Waffen hätten eine so unbrauchbare Beschaffenheit gehabt, daß es klar gewesen, sie seien nicht zu einem Auflauf oder Rebellion beibehalten worden. Einige von den zu Salzburg gefangen Sitzenden gäben vor, wieder katholisch werden zu wollen, „allein man trauet den Teufels nicht, sie werden doch wohl im Herzen lutherisch bleiben." Hierauf habe Kurfürst Karl Albert den holländischen Gesandten angesehen und, ohne den Offizieren etwas zu antworten, sich zum Spiel begeben. Der kurbayrische Geheimrat Graf von Thöning fragte ferner den holländischen Gesandten, ob die Generalstaaten sich der Salzburger Sache annähmen? Als dieser erwiderte: gewiß, er sei ausdrücklich dahin instruiert, sprach der Bayer seine Verwunderung aus, da doch diese Leute lutherisch seien. Dieselbe Verwunderung hatte ein salzburgischer Erzbischof geäußert, als der große Kurfürst sich der Tefferecker annahm. Der holländische Gesandte erklärte, seine Herren machten in diesem Punkt keinen Unterschied unter den protestierenden Religionen und lebten der Zuversicht, Seine Kurfürstliche Durchlaucht in Bayern würden Sich der Sache nicht annehmen, worauf der Graf gelassen erwiderte, sie ginge Seine kurfürstl. Durchlaucht nicht an.

Uns erscheinen heute, da wir aus Salzburger Akten und aus Berichten der Emigranten über die Vorgänge in jenen Monaten genau unterrichtet sind, jene Gespräche nebensächlich. Aber je unerheblicher sie an sich sind, um so wichtiger muß es erscheinen, daß die der Konspiration mit den Gebirgsbewohnern beschuldigte preußische Regierung auf solche Nachrichten angewiesen blieb. Übrigens spiegelt sich in diesem Gesellschaftsbild die damalige Gegenwart so ab, daß zugleich die Keime der Zukunft sichtbar werden: das spätere Ver-

halten Bayerns in der Emigrationssache, ohne lebhafte Beteiligung, aber infolge vielseitiger Informationen den Salzburger Bauern im Grunde wohlwollend, wenn auch neutral, — Österreich, von der Unschuld der angeblichen Rebellen überzeugt, und doch dem Kirchenfürsten seine Macht leihend, — die Toleranzpolitik der Generalstaaten, welcher der englische Geschäftsträger am Haag, Graf Chesterfield, sich bald vollständig anschloß, worin das (freilich durch Krämergeist geschmälerte) ideale Erbteil Wilhelms III. von Oranien zum Ausdruck kommt — und endlich das die salzburgische Gegenreformation noch lange bestimmende tiefe Mißtrauen gegen jeden einmal als evangelisch gebuchten Bauern, wenn dieser auch erklärt, katholisch sein oder werden zu wollen. Die erzbischöfliche Regierung wollte alle ihr in religiöser Beziehung verdächtigen Elemente wirklich aus dem Lande forthaben, um die Glaubenseinheit herzustellen.

Anfang Dezember erschienen an demselben Tage der kaiserliche Bevollmächtigte und der salzburgische Gesandte bei Danckelmann. Beide suchten ihn zu überzeugen, daß sich die Bauern selbst des Anspruchs auf dreijährigen Auswanderungstermin verlustig gemacht hätten, teils durch Rechtsverletzungen, teils, weil sie es selbst nicht besser haben wollten als der Erzbischof ihnen zugestehe. Natürlich sprachen beide Gesandte vergebens. Wie Zillerberg hierauf erklärte, als geistlicher Fürst habe sein Landesherr auf die römische Kurie Rücksicht zu nehmen, hielt ihm Danckelmann entgegen, dies müsse Seiner Fürstl. Gnaden billig anheim gestellt bleiben, entbinde ihn aber nicht von der Befolgung der Reichsgesetze. Zillerberg äußerte dann, das Erzstift könne den Unterhalt der kaiserlichen Truppen im Lande nicht drei Jahre lang tragen, mußte freilich zugestehen, daß die Bauern jetzt, vermutlich weil ihnen das geraten sei, sich ruhiger verhielten, und ihren Verpflichtungen nachkämen, wie er das von seinen eigenen Gutsunterthanen auch nicht anders sagen könne.

Indessen sei einer solchen Menge von Malcontenten doch nicht zu trauen, und müsse der Erzbischof auf seine eigene Sicherheit bedacht sein. Als Zillerberg hierauf die Zahl der im Salzburgischen stationierten kaiserlichen Truppen auf eine Eskadron Reiter und drei Kompagnien Fußvolk angab, meinte der preußische Gesandte, wenn so wenig Mannschaft eine Menge von 19—20000 Menschen, wie er selbst angebe, im Zaume halten könne, die durch Ortskunde sehr im Vorteil wären, so sei das doch ein sicheres Zeichen, daß diese bedrängten Leute zu keiner Rebellion inclinierten, sondern geduldig und gelassen auf die Angedeihung der Gewissensfreiheit warteten. Die Sicherheit des Erzbischofs beruhe also nicht auf den kaiserlichen Truppen, diese könnten entbehrt werden, und da die Bauern nach Zillerbergs eigener Erklärung für guten Rat empfänglich wären, würden sie leicht durch die Autorität des Kaisers und die von selbst gebotene Rücksichtnahme auf die evangelischen Mächte in Schranken zu halten sein. Müßten sich die Bauern doch selbst sagen, daß jene Mächte sich zwar ihrer Glaubensgenossen annehmen wollten, Rebellen aber nie unterstützen würden. Die evangelischen Unterthanen des Erzstifts hätten sich doch schon so viele Jahre ruhig und stille im Lande aufgehalten, und man würde noch jetzt wenig von ihnen wissen, wenn sie nicht durch ihre Bedrängnisse genötigt worden wären, ans Licht zu kommen!

Zwei Tage nach Absendung dieses Berichts aus Regensburg wurde das Protokoll des mit Forstreuter und Heldensteiner abgehaltenen Religionsexamens im Auftrag des Preußenkönigs an die Vertreter bei dem Reichstag und am kaiserlichen Hofe abgesandt. Dabei wurde in einem Begleitschreiben geäußert, da man die Salzburger der fanatischen Schwärmerei beschuldige, habe der König zwei in Berlin anwesende Emigranten durch zuverlässige lutherische Prediger examinieren lassen. Wenn nun deren Glaubensbrüder, wie jene beständig

versicherten, mit ihnen die gleiche Lehre führten, so sei leicht zu ermessen, was von den Verfolgungen zu halten, die gegen diese armen Leute ausgeübt würden. Danckelmann antwortete am 27. Dezember — es war der Tag, an dem die ersten Emigranten zu Kaufbeuren die erste Herberge bei Glaubensgenossen fanden — er hoffe, dies Glaubensbekenntnis werde die Evangelischen zu neuem Eifer der Hilfeleistung anspornen. Es wäre zu wünschen, fährt er in Erinnerung an die gemeldete Unterredung mit Zillerberg fort, daß die, so sie bedrängen, bei ihrer mangelnden Einsicht in Religionssachen wenigstens das Westfälische Friedensinstrument so gut verständen wie diese armen Leute die heilige Schrift.

In allen diesen Schreiben Danckelmanns ist von einem Versuch, aus den Emigranten Kolonisten anzuwerben, nicht die Rede. Fünf Monate waren verflossen, seit der damalige Regensburger Gesandte v. Broich die erste Anregung dazu gegeben, er hatte zwar aus Berlin eine bejahende Antwort erhalten, aber es war nichts erfolgt. v. Broich wurde bald abberufen, seine Nachfolger resp. Stellvertreter bekamen kaum Emigranten zu sehen, die Bauerndeputation war abgefangen, das Land wurde abgesperrt gehalten, und als die Austreibung begann, erfuhr man in Regensburg nichts davon, da die Exulanten teils durch Tirol, teils dicht an der Südgrenze von Bayern hin nach Schwaben ziehen mußten. Da wurde der Stein von einer anderen Seite her ins Rollen gebracht. Der kaiserliche Vertreter in Berlin, dem der König auch deshalb, weil er Protestant war, großes Vertrauen schenkte, machte einen Vorschlag, der vielleicht dahin zielte, von dem preußischen Hof eine bei den damaligen Zeitumständen für Habsburg höchst gefährliche Verstimmung gegen die vom Kaiser in der Salzburger Sache eingeschlagene Politik durch die Aussicht auf Erwerbung tüchtiger Kolonisten fern zu halten. Friedrich Wilhelm I. antwortete am 4. Januar 1732: „Für den Vorschlag wegen der protestantischen Emi-

granten aus Salzburg bin Ich auch obligiret und habe Ich Ordre gegeben, jemanden mit Gelde nach Regensburg zu senden, der versuchen soll, ob er einige nach Preußen als Kolonisten engagieren könne. Sonsten bitte ich zu berichten, ob der Krieg in Corsica continuiren werde, als denn Ich einige Officiers auf Werbung dahin schicken werde." Es ist hier also noch garnicht davon die Rede, alle Emigranten, sondern nur einige von ihnen aufzunehmen.

Am 30. Januar 1732 wurde Johan Göbel als preußischer Kommissar abgesandt. Die Wahl war, wie sich bald zeigen sollte, auf den richtigen Mann gefallen; aber ihn nach Regensburg zu schicken, erwies sich als unpraktisch. Er hat dort bis zum 11. März vergeblich auf Emigranten gewartet, weil die Stadt außerhalb der Wanderstraße lag. Nur ganz wenige Flüchtlinge bekam er dort zu sehen, da, nach einem Promemoria des Salzburger Gesandten, noch im April die Gebirgspässe „zu nichts anderem dienten, als daß man die Aus- und Eingehenden examiniere und visitiere, ob sie nit etwa gefährliche oder nachdenkliche Briefschaften verdeckter Weise bei sich haben." Göbel stellte ferner, um doch etwas zu thun, von Danckelmann unterstützt, die Forderungen, daß die Familien der Auswandernden nicht getrennt würden, womit er nicht viel erreichte, und daß man sie den nächsten Weg nach Regensburg ziehen lasse. Die Salzburger Regierung antwortete natürlich, das stände nicht in ihrer Macht, da sie den Grenznachbarn keine Gesetze vorzuschreiben habe. Inzwischen wurde zu Berlin am 2. Februar 1732 das berühmte Schriftstück vom König unterzeichnet, welches die Überschrift trägt: Königlich Preußisches Patent, die An- und Aufnahme der aus dem Erzstift Salzburg emigrierenden evangelischen Glaubens-Genossen in Ihro Königlicher Majestät Lande betreffend. Die Wichtigkeit dieses Erlasses macht die Mitteilung seines Wortlauts nötig, wobei wir nur die (an und für sich nicht uninteressanten) Titel des Eingangs abkürzen.

Wir Friederich Wilhelm, von Gottes Gnaden König in Preußen, Markgraf zu Brandenburg, des heil. römischen Reichs Erzkämmerer und Kurfürst etc. etc. Thun kund und fügen hiemit zu wissen, daß Wir aus christ-königlichem Erbarmen und herzlichem Mitleiden gegen Unsere in dem Erzbischoftum Salzburg auf das heftigste bedrängte und verfolgte evangelische Glaubensverwandte, da dieselben blos und allein um ihres Glaubens willen und weil sie demselben wider besseres Wissen und Gewissen abzusagen sich nicht entschließen können noch wollen, ihr Vaterland zu verlassen gezwungen werden, ihnen die hülfliche und mildreiche Hand zu bieten, und zu solchem Ende dieselben in Unsere Lande aufzunehmen und in gewissen Ämtern Unsers Königreichs Preußen unterzubringen und zu versorgen Uns resolviret haben.

Weshalb dann auch nicht nur an des Herrn Erzbischofs zu Salzburg Liebden durch die von Unserm zu Regensburg subsistirenden Gesandten Dero dortigen Comitial-Ministro gethane diensame Vorstellung, Unser freundliches Suchen ergangen, daß diesen Dero emigrirenden Unterthanen, welche Wir, so viel deren nach Unsern Landen sich zu begeben gewillet und vorhabens sind, als Unsere nächstkünftige Unterthanen consideriren und ansehen, zu einem sowohl ungehindert als ungedrungenen Abzug die Pässe frei geöffnet, auch ihrer Habseligkeiten wegen reichsconstitutionsmäßig verfahren werden möge, als welches Wir Unsern Unterthanen römisch-catholischer Religion hinwiederum ersprießlich angedeihen zu lassen geneigt sind;

sondern Wir ersuchen auch alle Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reichs, deren Lande durch besagte Emigranten werden berühret werden müssen, dieselben frei, sicher und unaufgehalten passiren, ihnen auch zur Fortsetzung ihrer mühseligen Reise dasjenige, was ein Christ dem andern schuldig, erweisen zu lassen geruhen; gestalt Wir solches bei

allen sich dazu findenden Gelegenheiten dankbarlich zu erwidern willig und bereit sind; übrigens aber oft erwähnten nach Unsern Landen gehenden Salzburger Emigranten hierdurch die gnädigste Versicherung erteilen, daß denselben zu Regensburg, wie auch folgends in Unserer Stadt Halle und so weiter durch Unsern zu ihrer Führung abgeordneten Commissarium die ordinairen Diäten gleich andern nach Unsern preußischen Landen vorhin abgegangenen Kolonisten, nämlich für einen Mann täglich hiesigen Geldes vier Groschen (oder funfzehn Kreuzer) für eine Frau oder Magd drei Groschen (oder elf Kreuzer, einen Pfennig) und für ein Kind zwei Groschen (oder sieben und einen halben Kreuzer) gereichet, ihnen auch bei ihrer Etablierung in Preußen alle diejenigen Freiheiten, Privilegia, Rechte und Gerechtigkeiten, welche andern Colonisten daselbst competiren und zustehen, ebenfalls zu gute kommen sollen.

Daferne auch wider alles besseres Erwarten sie an dem Abzuge verhindert, oder auch, daß sie an ihrem hinterlassenen Vermögen verkürzet oder beeinträchtiget, und des vollständigen Genusses der friedensschlußmäßigen Beneficiorum widerrechtlich priviret werden wollten; so wollen Wir solches nicht anders, als wenn es Unsern angeborenen Unterthanen widerfahren wäre, achten und halten, und sie desfalls durch die dazu überflüssig in Händen habenden Mittel und Wege schad- und klaglosstellen, in der gesicherten Hoffnung, es werden alle Evangelischen Puissancen, wo nicht bereits ein gleiches darunter resolviret haben, dennoch Unserem Exempel folgen, und Uns allenfalls in dieser Sache mit allem behörigen Ernst und Nachdruck, wenn es dessen bedürfen sollte, assistiren und beistehen.

Des zur Urkund haben Wir diesen offenen Brief eigenhändig vollzogen und mit Unserm Königl. Insiegel bestärket, denselben auch zum Druck zu befördern und die gedruckten Exemplaria überall wo es nötig, insonderheit aber

oft bemeldeten Emigranten, zu ihrem Schutz und Consolation, auch Versicherung, zu distribuiren und auszuteilen befohlen.

Berlin den 2. Febr. 1732.

Friederich Wilhelm

H. v. Podewils Thulemeier

Dieser Einladungsschrift wurde nun ein Auszug aus den früheren Kolonistpatenten vom 10. April 1723 und dem 17. Februar 1724 hinzugefügt. In der Eile konnte und wollte man nämlich keine neuen Bestimmungen über die in Aussicht gestellten Vergünstigungen treffen und mußte auf acht Jahre alte Schriftstücke zurückgreifen, weil seitdem das Bedürfnis nach Kolonisten als gedeckt angesehen worden war. Die materiellen Vorteile, welche verheißen wurden, waren im wesentlichen folgende: Manufakturisten und Handwerker sollen freies Bürgerrecht und Meisterrecht genießen; wenn die Lehrlinge und Gesellen dies in den Städten erlangt und da geheiratet haben, sollen sie ein Jahr lang von allen Abgaben und Einquartierungen frei sein. Wollen sich die Meister an „wüsten Plätzen" in den Städten anbauen, so soll ihnen das Grundstück unentgeltlich angewiesen, das Bauholz geliefert, Mauersteine, Dachziegel und Kalk gegeben werden, auch bleiben solche neun Jahre lang mit Einquartierungs- und Kommunallasten verschont. Den Webern wird kostenlose Lieferung von Webstühlen und ein zinsfreier Vorschuß auf vier Jahre zugesichert. Weit wichtiger als die genannten Vergünstigungen waren für die große Masse der Salzburger Emigranten die Privilegien, welche den Bauern gewährt wurden. Wer sich ein neues Bauerngehöft aus eigenen Mitteln errichtet, und den nötigen „Besatz" an Vieh, Pferden und Gerätschaften selbst beschafft, bekommt das Bauholz gratis und ist neun Jahre lang von allen Lasten frei. Wer vom König die Reisekosten und einen fertigen Hof nebst Etablissement annimmt, soll zwei Freijahre genießen, unter Umständen auch



Fridericus Wilhemus Rex Borussiae Elec: Bra

Preißwürdigster Monarch, Glorreicher Held der Preußen, Wan zwanzig Tausend durch göttlich Väterhuld
Es blickt selbst aus dem Bild so Huld als Majestät. So schätzt man es Triumph, sie Ehrensäule werth.
So groß der Muth im Krieg, so groß das Gnad erweisen Doch zwanzig Tausende beym leben Sicher halten
Daher dass Ernst u. Lieb in gleicher Waage geht. Ist etwas so den Ruhm auf hoher grad vermehrt.
Von Höchster Tapferkeit sind Probe gnug vorhanden. So lass der Himel dann den grossen Friderich leben
So Fama längst der Welt zum wunder kund gethan Zum Schröcken seiner Feind u. seiner Länder Zier
Der Güte Zeugen sind die Arme Emigranten, Denen er zum Preiß u. Trost Europa hat gegeben
So dieser Grosse Fürst in Sorg u. Schutz nimt an. Es kome stets das glück dem hohen Wünschen vor

mehr. Jeder hat zwei Hufen Landes (= 60 Morgen) anzunehmen und bekommt geliefert vier Pferde, vier Ochsen, drei Kühe, 120 Scheffel Getreide, die nötigen Ackergeräte als Wagen, Pflüge, Sensen und dergleichen, wie auch die nötige Subsistenz für seine Familie auf ein Jahr lang.

Diese Ansiedelungsbedingungen waren gewiß höchst dankenswert und gewährten den Emigranten eine wesentliche Hülfe, aber es waren keine anderen als die schon seit einer Reihe von Jahren weit und breit bekannt gegebenen. Selbst dann, wenn gänzlich neue, bisher unerhörte Vergünstigungen proklamiert worden wären, würde es fraglich sein, ob diese allein ausgereicht hätten, das starke Heimatsgefühl der Salzburger zu überwinden und sie durch Erweckung glänzender Zukunftshoffnungen zum Auswandern zu bewegen. Da aber die am 2. Februar 1732 verheißenen Privilegien keineswegs neu und unerhört waren, ist es von vornherein wenig wahrscheinlich, daß sie viele von solchen, die sonst zu Hause geblieben wären, zur Auswanderung bestimmt hätten. Es beruht auf einer falschen Vorstellung von den Salzburger Zuständen, wenn man meint, materielle Not und Übervölkerung hätten zum Verlassen der Heimat gedrängt. Vor der Glaubensbedrückung lebten die Salzburger Bauern in bequemen, behäbigen Verhältnissen; es ging ihnen materiell viel besser, als den Schweizern, die, den früheren Patenten folgend, wegen Überfüllung des engen Territoriums, das von katholischen Ländern umklammert war, nach dem Nordosten übersiedelten. Vielmehr sind andere frühere Bevölkerungsverschiebungen als verwandt zu betrachten: um 1693 wurden die reformirten Unterthanen des Abtes von St. Gallen wegen ihres Glaubens bedrückt und wanderten deshalb in die Hohenzollernschen Länder aus; ähnlich stand es mit den Pfälzer Kolonisten. Aber bei den Salzburgern handelte es sich um eine eigentliche Austreibung von Protestanten, denen in Preußen Zuflucht gewährt wurde, nicht um eine Aufforderung an

Bedrückte, ihr Vaterland zu verlassen. Dieser wichtige Unterschied wurde in einer königlichen Entscheidung, welche sich energisch gegen die genannten Mißdeutungen verwahrt, klar hervorgehoben. Angesichts der Religionsbedrückungen in Böhmen, Polen, Österreich, Ungarn, Schlesien u. s. w. schlug nämlich am 10. April 1732 das preußische General-, Ober-, Finanz-, Kriegs- und Domänendirektorium die Publizierung eines neuen Patentes vor. Es sollte allen ihres Glaubens wegen Verfolgten gastliche Aufnahme in das Königreich zusichern und ihnen Vergünstigungen anbieten. Obwohl dabei keine Gegenden und Staaten genannt werden sollten, in denen die Religionsbedrückungen stattfanden, lehnte der König doch den Vorschlag, um Mißdeutungen zu vermeiden, ab. Es sei zu besorgen, „daß solches bei den Benachbarten und Auswärtigen mancherlei schweren Vorwurf verursachen, ja wohl gar dahin gedeutet werden dürfte, als ob man, dem Westfälischen Friedensschluß zuwider, fremder Herren Unterthanen an sich zu locken und in Unsere Lande zu ziehen trachten wolle. Inmaßen die anitz noch in motu sich befindende fameuse Salzburgische Emigrationssache mehr denn zuviel an den Tag legt, was auswärtig von dergleichen Dingen geurteilt wird, da man Unser deshalb emanirtes Patent auch nicht anders als auf, der Reichskonstitution widerstrebende, Allicirung der im Salzburgischen Lande Eingesessenen ausdeutet. Es beweist übrigens auch bisher die tägliche Erfahrung, daß dergleichen indirekte Mittel, Unsere Lande zu peupliren, nur vergeblich tentiret worden, wie denn in specie keiner unter den evangelischen Eingesessenen des Königreichs Polen oder s. g. Dissidenten, wo es ihnen nicht nahe bei dem Halse hergegangen, jemalen zu bewegen gewesen ist, Polen zu verlassen und in Unserm Lande sich zu etablieren.“ — Auch die Salzburger Bauern hätte nichts bewogen, sich in Preußen niederzulassen, wo es ihnen nicht nahe bei dem Halse hergegangen wäre. Übrigens würde

derselbe Vorwurf, den man gegen die preußische Einladung erhob, auch die anderen, namentlich die holländischen und englischen, treffen, die z. T. noch günstigere Bedingungen stellten. Aber beiden folgte nur eine geringe Zahl von Salzburgern, und von denen, die nach Neu-England gingen, läßt sich urkundlich darthun, daß sie nicht durch weltliche Vorteile gelockt, sondern durch innere Gewissensüberzeugung getrieben die Heimat verlassen haben. Daß aber von denen, die bereits unterwegs oder im Aufbruch begriffen waren, die allermeisten eine entschiedene Vorliebe für Preußen zeigten, beruhte teils auf der wieder erwachten Erinnerung an frühere Traditionen, namentlich an das Eintreten des großen Kurfürsten für die verfolgten Tefferecker (in dem Schreiben vom 12. Februar 1685), teils auf der trefflichen, den Eindruck voller Zuverlässigkeit machenden Haltung Danckelmanns und Göbels. Die Emigranten merkten bald, daß die Preußen zu kolonisieren verstanden, die Holländer, Darmstädter, Hannoveraner u. s. w. aber nicht.

Das preußische Einladungspatent konnte keineswegs sofort seine Wirkung üben. Bei der schleppenden Art des diplomatischen Verkehrs, der überaus mangelhaften Kommunikation überhaupt, und den überall Schlagbäume aufrichtenden Landespolizeien, dauerte es recht lange, bis es bekannt wurde. Erst am 9. März teilte es Danckelman dem Salzburgischen Gesandten mit. Erst zwei Tage später verließ Göbel, was er längst hätte thun sollen, Regensburg und ging nach Donauwörth. Selbst dann dauerte es noch fast drei Wochen, ehe er der ersten Emigranten ansichtig wurde. Von den Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, macht man sich nur aus gleichzeitigen Aufzeichnungen einen Begriff, welche die ganze Misere der damaligen Kleinstaaterei erkennen lassen. Nehmen wir z. B. den auch in anderer Beziehung interessanten Bericht, welchen der Memminger Pfründtmeister Matthaeus Friederich Schorer seinem hoch-

edlen und hochweisen Rath Aug. Conf. über den Marsch von 425 Emigranten, erstattete, die er von Landsberg am Lech bis zu seiner Vaterstadt leitete. Er hatte den Auftrag erhalten, sich mit dem Pflegsverwalter von Schwabmünchingen, das zu dem Gebiet des Bischofs von Augsburg gehörte, über den Weitermarsch zu verständigen, traf aber weder diesen noch einen seiner Beamten an, begab sich zu dem Landsberger Gerichtsschreiber, legitimierte sich dort, und erfuhr, daß bereits alle Herrschaften, über deren Territorien man passieren müsse, durch eigene Boten benachrichtigt seien. Er setzte sich auch mit dem salzburgischen Marschkommissar, Feldwebel Wolf Ferdinand Klemm, in Verbindung, der sofort eine Abschrift des zu Schorers Legitimation dienenden Requisitionspatentes nehmen ließ. Diese wurde an den Landrichter und Hauptmann Baron Mandel weiter befördert. Der Salzburgische Kommissar äußerte sich über die Emigranten ganz wohlwollend: sie hätten sich aller Orten sehr willig, fromm, still und gehorsam aufgeführt. Durch ein schriftliches Attestat wurde das urkundlich bestätigt. Doch hatten sie bisher mit vier Wagen ihr Gepäck geführt und wünschten es jetzt, um billiger weiterzukommen, auf drei zu verladen. Der Landsberger Burgermeister Heilberger wollte davon nichts wissen. Er vertrat den Grundsatz: „mit wieviel Pferd und Wagen man auf einem Marsch ankomme, mit eben soviel müßte man wieder fort." Schorer und Wolf gingen zu ihm und „widerlegten" ihn, sodaß drei Wagen bewilligt wurden, wofür die Emigranten 9 fl. (statt sonst 12) zahlen mußten. Der Salzburger erzbischöfliche Kommissar appellierte bei dieser Gelegenheit lebhaft an die Milde des Stadtgebieters. Der bayrische Landrichter zeigte sich ebenfalls entgegenkommend: er bedaure diese Leute, daß sie bei so kalter Saison reisen müßten und wünsche einen ferneren glücklichen Marsch. Sechs Berittene begleiteten nun die Emigranten bis an die Buchloische Grenze, dort wurden sie

von einem Pflegsverwalter, einem Fähnrich, einem Korporal, einem Gefreiten und vier Musketieren übernommen. An der Schwabeggischen Grenze kam es zwischen dem besagten Pflegsverwalter und dem Türckheimischen Amtsschreiber, der von seiner Regierung abgeschickt war, zu Streitigkeiten, puncto iurisdictionis. Im Irseer Zollhause standen zwei Türckheimische Kapuziner am Fenster und hielten den Emigranten eine Ansprache: „O ihr guten Leute, kehret um, bleibet bei der katholischen Religion, bei welcher ihr geboren und erzogen! Wollet ihr denn dem Teufel zu?" Aber Schorer war zum guten Glück mit einem der Herrn Kapuzinerpater bekannt und lud ihn zu einem Glase Wein ein, „zog ihn somit von diesen Leuten à bel modo ab." Nachmittags 4 Uhr kam der Zug in Mindelheim an. Die beiden Amtsburgemeister erwarteten ihn vor den Thoren; als er jedoch durch die Straßen zog, erschien ein Eremit oder Waldbruder und begann mit den Emigranten eine Disputation. Aber es gelang Schorer, diese abzuschneiden, und der Stadt- und Landvoigt Baron v. Zindt, den er aufsuchte, traf Vorkehrungen, daß die Exulanten in den Wirtshäusern ungekränkt übernachten konnten. Als sie am anderen Morgen weiter marschierten, kam ihnen im Erckheimer Wald der Reichs-Gottshauß-Ottobeurische Herr Kanzler entgegen und erklärte im Namen seines gnädigen Herrn, des Reichsprälaten, er könne den Emigranten in Erckheim keinen Aufenthalt gestatten. Der Mindelheimer Marschkommissar lehnte jede Intervention von seiner Seite ab: was jenseits der Grenze seines Landes geschehe, kümmere ihn nicht. Als aber Schorer darauf hinwies, wie nötig den Emigranten eine Rast sei, ließ jener Kanzler eine solche von Dreiviertelstunden zu, wenn nicht unter öffentlicher Absingung eines evangelischen Liedes eingerückt würde. Die Evangelischen zu Erckheim bewillkommneten sie freundlich, und drei Salzburger blieben als Dienstboten dort. Endlich kamen die Emigranten, die



in zehn Tagen keinen Rasttag gehabt, sehr ermüdet in Memmingen an. In diesem Trupp nahm ein gewisser Nikolaus Rösch aus St. Johann eine führende Stellung ein. Das Verzeichnis weist manche noch heute in Ostpreußen bekannte Namen auf, wie Gruber, Moser, Kreutzberger, Keßler, Kapeller, Harbrucker, Schrempf, Lackner u. s. w. Dieser Zug begab sich zunächst weiter nach Ulm. Es war hohe Zeit, daß dem planlosen Herumziehen der Scharen ein Ende gemacht wurde.



Am Nachmittag des 25. März 1732 erhielt Göbel in Donauwörth von dem Fürstlich Öttingenschen Geheimrat von Sternstein ein Schreiben aus Harburg an der Wörnitz, einem Städtchen, das heute an der Eisenbahn zwischen Donauwörth und Nördlingen liegt. Er habe gehört, daß jener vom König von Preußen wegen der Emigranten Befehl habe; 750 Köpfe würden dorthin kommen, ob er sie annehmen und verpflegen wolle? Da das Wetter sehr regnerisch und die Wege schlecht waren, schickte Göbel den abgematteten Leuten bis Harburg dreißig Wagen entgegen. Als die Emigranten unweit Harburg auf evangelischem Boden waren, fielen sie alle miteinander auf die Kniee, beteten mit erhobenen Händen und lobten Gott, der ihnen soweit ge-

holfen. In guter Ordnung hielten sie ihren Einzug in Harburg, unter dem Gesang des Liedes: „Wer nur den lieben Gott läßt walten." Dabei trugen sie ihre Bibeln und Erbauungsbücher in den Händen. Am 28. März wurde ihnen erst bekannt, daß ein preußischer Kommissar da wäre, sie unter dem Schutze seines Königs in ihre neue Heimat zu führen. Nun kamen einige zu Göbel, wie es scheint von den übrigen abgeordnet, ihren Dank gegen Gott auszudrücken, daß er des Königs Herz nach seiner allweisen Regierung gelenkt habe, sie, die von aller Welt verlassen, unter seinen mächtigen Schutz zu nehmen. Einer von ihnen trat vor und sagte: „Lieben Brüder! das hat Gott der heilige Geist gethan; der hat solches dem Könige eingegeben." Am 1. April wurde dieser erste Zug, der aus 788 Personen bestand, nach Preußen abgeordnet. Damit nahmen die 32 Transporte ihren Anfang, die im ganzen 20694 Salzburger befördert haben. So viele sind übrigens nicht nach Ostpreußen gekommen; manche haben unterwegs eine andere Heimat gefunden; eine nicht geringe Zahl ist auch, trotz aller angewandten Sorgfalt, den Strapazen der Märsche und dem ungewohnten Klima erlegen.

Um dieselbe Zeit soll nach den Erzählungen katholischer Schriftsteller der Erzbischof von Salzburg in die Gegenden, welche den Schauplatz der bisher geschilderten Emigrantenzüge bilden, inkognito eine Reise unternommen haben. Ihn trieb aber nach jenen Berichten nicht etwa das Verlangen, sich über das Schicksal seiner ausgetriebenen Landeskinder zu unterrichten, sondern eine ganz andere Stimmung: bei einer Prophetin des Franziskaner-Ordens, Maria Crescentia Hössin, die 1744 im Kloster zu Kaufbeuren im Geruch großer Heiligkeit gestorben ist, soll er sich Rats erholt haben. Der König von Preußen hatte nämlich seinen katholischen Unterthanen, namentlich aber dem Klerus zu Halberstadt, dringend empfohlen, sich bei dem Salzburger Erzbischof zu Gunsten eines

dem Westfälischen Frieden entsprechenden Verfahrens gegen seine evangelischen Unterthanen zu verwenden. Mit Recht konnte das preußische Promemoria darauf hinweisen, daß in dem Hohenzollernstaat die Religionsübung der Katholiken nicht nur nicht eingeschränkt, sondern sogar an verschiedenen Orten, wo sie nicht hergebracht, neuerdings verstattet werde. Wenn die ungesetzlichen Maßnahmen gegen diese Leute fortgesetzt würden, werde er sich gezwungen sehen, retorsio juris iniqui Repressalien anzuwenden, und es seine andersgläubigen Unterthanen entgelten lassen, was jenen angethan würde, bis Änderung eintrete. Am 23. März 1732 richtete deshalb der Halberstädter Klerus ein klägliches Bittschreiben nach Salzburg, worin er dringend bat, der Erzbischof möge die Katholiken im Halberstädtischen durch ein glimpflicheres Vorgehen wider seine evangelischen Unterthanen vor den angedrohten Maßregeln behüten. Selbst der päpstliche Nuntius am Niederrhein unterstützte derartige Vorstellungen. Den Erzbischof, so heißt es, habe der Gedanke tief geschmerzt, daß nach unausbleiblicher allgemeiner Meinung die Katholiken im protestantischen Deutschland solches Elend um seinetwillen tragen müßten. Um nun den Willen Gottes aus einem Munde zu vernehmen, den die höchste Weisheit schon so oft zum Organ ihrer Verkündigungen ausersehen, habe er sich ganz insgeheim in tiefstem Inkognito nach Kaufbeuren auf den Weg gemacht. Einen Tag vor seiner Ankunft sei die würdige Mutter Oberin des Klosters durch Maria Kreszentia ersucht, Kerzen und andere Zeichen der Feierlichkeit bereit zu halten: in vierundzwanzig Stunden werde dem Kloster erlauchter Besuch zu teil werden. Zu seiner höchsten Überraschung sei der Fürsterzbischof, der unerkannt zu erscheinen hoffte, am folgenden Tage im Kloster zu Kaufbeuren mit fürstlichen Ehren bewillkommt worden. Kreszentia aber habe ihm Mut eingesprochen: die Feinde der Kirche würden ihre gefürchteten Drohungen nicht ausführen. Görres hat im

dritten Bande seiner christlichen Mystik der Kreszentia, deren Heiligsprechung zwar ernstlich betrieben, aber bis jetzt nicht erreicht ist, ein Denkmal gesetzt. Die Briefe, welche Firmian ihrer Lebensbeschreibung nach an sie gerichtet hat, finden sich vielleicht in der auf sie bezüglichen Aktensammlung im bischöflichen Archive zu Augsburg. Es würde wahrscheinlich seinem Charakterbild nicht schaden, wenn man sie zugänglich machte. Als fromm in seiner Weise hat ihn die Leichenrede seines Beichtvaters, eines Franziskanermönches, zu schildern versucht. Vielleicht weisen seine Briefe sympathischere Züge auf, als seine offiziellen Erlasse.

Die Antwort, welche er am 14. April 1732 an den Halberstädter Klerus richtete, zeigt solche Züge kaum. Er behauptet da, bei der Empörung seiner treulosen Unterthanen den Reichssatzungen, dem Westfälischen Frieden und dem Völkerrecht stets entsprochen zu haben. Da er jenen unruhigen, aufrührerischen Leuten trotz ihrer Halsstarrigkeit und ihrer Exzesse unverdiente Gnade, landesväterliche Milde und freien Abzug angedeihen lasse, stehe von des Königs in Preußen angestammter und weltkundiger Gemütsbilligkeit nichts Widriges zu vermuten. — Man sollte meinen, es habe keine Prophetengabe dazu gehört, um vorherzusehen, daß es unter den damaligen Umständen mit den Repressalien nicht schlimm werden würde. Übrigens standen, auch abgesehen von den Befürchtungen für das eigene Wohl, die preußischen Katholiken in der Emigrantensache keineswegs auf seiten der salzburgischen Regierung. Daß nach einer Meldung vom 17. Mai alle katholischen Klöster und Konvente der königlichen Lande einmütig beschlossen, eine Sammlung zum Vorteile der salzburgischen Emigranten zu thun, erklärt sich doch nicht bloß aus der Furcht vor Repressalien. So roh und unbillig derartige Verteidigungsmittel nun auch unserem heutigen Rechtsbewußtsein erscheinen müssen, darf man doch bei der Beurteilung des späteren Verhaltens der

Salzburger Regierung nicht außer acht lassen, daß ihre Androhung immerhin ein ziemlich korrektes Verfahren bewirkt hat. Augenblicklich wurde freilich der offenbarste Rechtsbruch dadurch nicht verhindert. Von Anfang an hatte der Emigrationsbefehl bestanden, daß die Eingesessenen um den Georgitag (24. April 1732) auszuwandern hätten. Die protestantischen Mächte, Preußen an der Spitze, erhoben von Anfang an die Forderung des durch den Westfälischen Frieden garantierten dreijährigen Termins. Diese Forderung war bei den Unangesessenen im vergangenen Winter nicht erfüllt worden, angeblich weil diese gar keine rechten Unterthanen, und deshalb bei den westfälischen Friedensbestimmungen nicht berücksichtigt worden seien. Außerdem hatte die erzbischöfliche Regierung von allen dissentierenden Gebirgsbewohnern behauptet, sie hätten als Anhänger einer ganz besonderen Sekte keinen Anspruch auf den nur für Katholiken, Lutheraner und Reformirte festgesetzten dreijährigen Emigrationstermin. Durch das mit Heldensteiner und Forstreuter zu Berlin abgehaltene Religionsexamen, dessen Ergebnis durch Augsburgische und andere protokollierte Kolloquien bestätigt wurden, fiel dieses Argument weg. Die salzburgische Regierung war nun, wie es scheint, durch kaiserliche Staatsmänner, namentlich Gentilotti, veranlaßt, auf den Ausweg verfallen, die evangelischen Unterthanen zu bestimmen, freiwillig auf den dreijährigen Termin zu verzichten und hatte dies bei einer großen Anzahl durch Erweckung des Mitleides mit den Unangesessenen, deren Schicksal alsdann erleichtert werden sollte, durch vielerlei Einschüchterungen, Isolierung der einzelnen Abstimmenden u. s. w. wirklich erreicht. Hierauf bezog sich Zillerberg, wenn er dem brandenburgischen Gesandten in seinem am 10. April zugestellten Gegenpromemoria folgendes eröffnete: „Die aufgestandenen zehn Pfleggerichte hätten im vergangenen Februar freiwillig mittelst eines übergebenen Memorials erklärt, wenn ihnen nicht das Recht der öffent-

lichen Religionsübung gestattet würde, wäre es ihnen wegen mangelnden Seelentrostes unmöglich, länger als bis zum künftigen h. Georgitag (24. April) zu bleiben; sie bäten nur um die Gnade, daß auch ihre gefangenen Mitbrüder losgelassen würden, damit sie mit diesen alsdann insgesamt emigrieren könnten. Durch einen am 29. Februar ins Gebirge erlassenen Generalbefehl habe der Erzbischof den aufrührerischen Unterthanen dieses Emigrationsgesuch gnädigst zugesagt. Ferner habe Ihro hochfürstliche Gnaden Dero gehorsamstem Hofgericht aufgetragen, den Inquisitionsproceß gegen die Arrestanten möglichst zu beschleunigen und die Geneigtheit zugesagt, Dero Güte und Clemenz der rechtlichen Schärfe vorzuziehen. Zehn der Aufwiegler und Ruhestörer seien bereits des Arrests entlassen und anstatt der wohlverdienten Galeerenstrafe nur des Landes verwiesen worden. „Jedes unverfangene Gemüt", ja der Herr Kurbrandenburgische Gesandte selbst, könne doch nicht mehr zweifeln, daß alle diese Leute nunmehr als freiwillig emigrierende angesehen werden müßten. Jeder Gedanke an Zwang sei ausgeschlossen bei der unleugbaren Existenz solchen Aktenmaterials, das in vidimierten Kopieen bereits dem Kaiser übersandt sei, da männiglich das Memorial unterzeichnet, bei den Analphabeten aber ein Gerichtsprokurator in Beisein zweier Zeugen die Unterschrift vorgenommen habe. Oder aber ob es nicht dem Westfälischen Friedens-Instrument zugegen laufen würde, wo man denenselben das völlige Triennium im Lande auszuhalten gegen ihren Willen aufbürden sollte? Kurz, es müsse wegen Emigration der Angesessenen bei dem Ziel Georgii sein ungeändertes Verbleiben haben.

Nach salzburgischen Geschichtschreibern sollen sich die evangelischen Bauern schon vor Ablauf dieses Termins in großen Scharen bei den Pflegern zur Auswanderung gemeldet haben. Besonders eifrig hätten sich die Radstädter gezeigt, die den Freiherrn Sigmund von Neuhaus aufs

dringendste gebeten hätten, sie sobald als möglich auswandern zu lassen. Selbst Greise, denen man gestattet dazubleiben, hätten auf ihrem Vorsatz beharrt. Leider wird nicht dabei gesagt, unter welchen Bedingungen jenen Greisen die Erlaubnis dazubleiben erteilt wurde. Gewöhnlich wurde in solchen Fällen ein Quartier bei streng katholischen Leuten angewiesen, das nahe bei der Kirche und dem Missionshaus lag, und eine fortwährende peinliche Beaufsichtigung bis zum Lebensende angeordnet. — Wenn die Sehnsucht, der Heimat Lebewohl zu sagen, wirklich so groß war, warum machte sich dann kein einziger Zug am Georgitag, als Donnerstag den 24. April 1732, auf den Weg, warum ließen sie die Sonntage Misericordias Domini und Jubilate noch verstreichen, und begannen erst am Dienstag den 6. Mai mit dem Abzug?

In Salzburg und in Teisendorf wurden die Emigranten noch mit Ermahnungen bedacht, wie sie allerdings den Unangesessenen, die man zum Beginn des Winters fortgetrieben hatte, nicht zu teil geworden waren. In der Residenz übernahm es der Hofkanzler Cristani, den Abziehenden in wohl gesetzter Rede vorzuhalten, ob sie auch recht bedächten, was es heiße, ihr Vaterland zu verlassen, das sie geboren und ernährt habe, hingegen neue Wohnungen in weiter Ferne aufzusuchen? Ferner sollten sie zu Herzen nehmen, daß sie sich durch den Abfall von der alten katholischen Lehre der ewigen Seligkeit verlustig machen könnten. So ermahne er sie denn zum letzten Male, von ihren Irrtümern abzulassen und im Vaterlande zu bleiben. Denn das sollten sie wissen: wer einmal ausgewandert sei, für den bleibe keine Hoffnung übrig, sich jemals wieder dort anzusiedeln. Wenn diese Reden den Zweck hatten, die Davonziehenden noch im letzten Augenblick durch die Aufforderung, sich der Kirche bedingungslos zu unterwerfen, zur Umkehr zu bewegen, so verfehlten sie ihn gründlich. Auch nicht von einem einzigen Erfolg derart wird berichtet, und die Redenden in der Hauptstadt

und in dem Grenzort haben das auch schwerlich anders erwartet. Wahrscheinlich sollte durch diese Abschieds-Scenen nur die angebliche Freiwilligkeit des Abzugs dargestellt und die Unwiderruflichkeit des Auszuges proklamiert werden. Die Unangesessenen waren vom 23. November 1731 bis zum 29. März 1732 in sieben Zügen ausgetrieben worden, zusammen 3184 Köpfe. Dazu kamen nun jetzt die Angesessenen, von denen bis zum 2. Juli in neun Zügen 7362 Köpfe über die Grenze gegangen sind. Diese Zahlen sind dem 20. Bande der zu Wien befindlichen Emigrationsakten entnommen; auch die offiziösen salzburgischen Emigrationshistoriker haben sie acceptiert; letztere legen aber in anderen Partieen ihrer Darstellungen abweichende Berechnungen zu Grunde, die geringere Zahlen ergeben. Wie dem auch sei, darin haben sie ohne Zweifel recht, wenn sie zu dem Anfang des Juli bemerken: „Der Erzbischof betrieb die Sache noch immer mit Eifer, denn er fürchtete, seine protestantischen Unterthanen, wenn die Protestanten auf der Bekanntmachung eines neuen Ediktes bestünden, durch drei Jahre dulden zu müssen; daher wollte er die Emigration so geschwind als möglich zu Ende bringen."



3. Prospect. Der übergab der Saltzburgischen Emigranten bey der Gräntz scheidung zwischen Bayrischen und Augspurg.

VI. Die Wanderung nach Preußen

Die ersten Emigranten, deren sich Göbel im Gebiet des Fürstentums Öttingen angenommen, gehörten dem siebenten Zuge an, der sich unterwegs in zwei ungleiche Hälften geteilt hatte. Am 29. März zogen sie, von dem Unterkommissar Hermann geleitet, von Harburg gen Ansbach. So lange sie durch das Gebiet des Markgrafen reisten, wurden sie auf dessen Kosten frei verpflegt; aber im Bambergischen wurde ihnen der Durchzug abgeschlagen. Der Bischof von Bamberg und Würzburg, Herzog zu Franken, Friedrich Karl Graf Schönborn, ein bedeutender österreichischer Staatsmann, lebte fast immer in Wien. Er stand dieser Intoleranz persönlich fern; aber die gesamte Bevölkerung, besonders die niedere Geistlichkeit und die Beamten, waren von solchem Fanatismus erfüllt, daß sie die Weisung ihres Oberhirten, den Emigranten bei ihrem Durchzuge nicht das geringste Leid zuzufügen, sondern ihnen mit aller Bescheidenheit zu begegnen, in das Gegenteil verkehrten. Den ersten Zug ließen sie garnicht durch, einen zweiten, bei dem sich der Emigrantenprediger Tobler befand, dessen Führerstab noch heute zu Gumbinnen aufbewahrt wird, behandelten sie folgendermaßen. Kein

Haus wurde geöffnet; für einen Lagerplatz auf der bloßen Erde mußte ein Kreuzer bezahlt werden, für ein Glas Wasser zwei, ein Maß Bier zehn, für die Passierung der Mainbrücke sechzig Gulden. So wandte sich denn die von Hermann geführte Schar nach Nürnberg. Dort hatten schon im März etwa sechzig Emigranten bleibende Aufnahme gefunden. Am Palmsonntag kamen sie nach Erlangen, wo die Markgräfin Witwe Sophie residierte. Diese nahm funfzig Emigranten in ihrem Schloß auf, die Adligen ihres Hofstaates logierten je funfzehn und mehr in ihren Häusern, und die vornehmsten Personen kredenzten den Flüchtlingen Wein. Besonders eifrig traten aber die dortigen Refugiés hervor, die sich kaum ein Genüge thun konnten, zu zeigen, daß sie die vertriebenen Lutheraner nicht blos als Leidensgenossen, sondern als Glaubensbrüder ansähen. Ähnlich war die Aufnahme in Bayreuth. In Schleiz wetteiferten Heinrich von Reuß und seine Gemahlin Dorothea Louise mit der Erlanger Markgräfin, ja thaten es jener noch zuvor. Die Bürger waren bei der Ankunft des Zuges ins Gewehr getreten, Geburt und Taufe eines Emigrantenknaben wurde von Herrschaft und Unterthanen wie ein gemeinsames Familienfest gefeiert, und als ein Elternpaar wegen eines kranken Töchterleins zurückbleiben mußte, nahm jedermann an dem Verlauf der Krankheit Anteil. Als es gestorben war, und von der preußischen Kriegs- und Domänenkammer die Familie abgefordert wurde, sandte der Schleizer Rat eine Bittschrift an den König, er möge doch die Leute gnädigst in der Stadt lassen; was an Diäten für sie ausgegeben sei, wollten sie auf Heller und Pfennig erstatten. Würde ihnen diese Gnade gewährt, so wollten sie zukünftig Durchreisenden desto mehr Güte beweisen. Denn jene zurückgebliebenen Leute dienten ihnen allen zum Muster der Treue, des Fleißes, der Arbeit und der Gottesfurcht.

Fast noch mehr als die übrigen Orte des Voigtlandes

that sich Gera hervor; drei dort verfaßte Flugschriften geben davon Kunde. Eine unter ihnen ist so wichtig geworden, daß es sich verlohnt, den altfränkischen Titel anzuführen: „Das liebthätige Gera gegen die salzburgischen Emigranten Das ist: Kurtze und wahrhaftige Erzählung, wie dieselben in der Gräflich-Reuß-Plauischen Residenz-Stadt Gera angekommen, aufgenommen und versorget, auch was an und von vielen derselben gutes gesehen und gehöret worden. Mit eilfertiger Feder entworfen. Leipzig, bei S. L. Walthern 1732." Hier erscheint zum ersten Mal die Erzählung, der Goethe den Stoff zu seinem epischen Idyll Hermann und Dorothea entnommen hat; und zwar als ein Beispiel der göttlichen Fügung, welches die Emigranten zu Gera berichtet haben. Es wird angenommen, der Dichter verdanke seinen Stoff nicht unmittelbar der Flugschrift. Er soll ihn aus der Emigrationsgeschichte kennen gelernt haben, die Göcking, dessen Sohn später als preußischer Oberfinanzrat und auch als Epigrammendichter bekannt wurde, verfaßt hat. Sie findet sich dort als elftes Stück eines Kapitels, das von den Spuren der göttlichen Vorsehung handelt, die man bei diesem Emigrationswerk augenscheinlich vor sich habe, und führt den Spezialtitel „Wunderbare Heirat". Man kann den Litteraturhistorikern die Untersuchung überlassen, ob für Goethe wirklich Göcking Quelle gewesen ist, bei dem die Erzählung bereits von ihrer Ursprünglichkeit eingebüßt hat. Manches spricht dafür, daß er sie vielmehr aus der bei Teubner 1732 anonym erschienenen „Ausführlichen Historie derer Emigranten" kennen lernte. Allzu viel liegt nicht daran, denn der Dichter hat, wie Schiller den 28. Oktober 1796 an Körner schreibt, die Idee schon mehrere Jahre mit sich herumgetragen, ehe er an die Ausführung ging. Die Vorstellung, als sei er von diesem oder jenem Buche abhängig gewesen, ist bei Kunstwerken nach Art des Clavigo immer noch weniger banausisch,



2. Prospect Deß Lagers der Emigranten bey Haußstellen allwo solche mit Speiß u: tranck seind erquicket werden.

als hier, da die Handlung von Schwaben an den Rhein, vom Frühjahr 1732 in den August 1796 verlegt ist, und alles in eine höhere Sphäre erhoben wird. Schildert doch der Dichter selbst seine Thätigkeit in diesem Falle so, daß er „das Reinmenschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht und zugleich die großen Bewegungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet“ habe. Kurz, wir halten uns für berechtigt, hier der ursprünglichen Darstellung zu folgen, mögen uns auch vielleicht die Litteraturhistoriker darin widersprechen, daß Goethe gerade in dieser Form zuerst mit dem Stoff bekannt wurde. Ein gar feiner und vermögender Bürger zu Altmühl im Öttingischen hatte einen Sohn, welchen er oft vermahnte zu heiraten, aber nie dazu bewegen konnte. Als die Emigranten durch dieses Städtchen reisen, sieht er unter ihnen eine, die ihm von Herzen wohlgefällt. Deshalb faßt er den Entschluß, diese zu heiraten, wo es angehen wolle. Aus der Absicht erkundigt er sich bei den übrigen Salzburgern nach ihrer Familie und Aufführung. Diese berichten, sie wäre von guten redlichen Eltern und hätte sich allezeit wohl verhalten. Um der Religion willen



aber wäre ſie von denſelben geſchieden nnd hätte ſie zurück-gelaſſen. Hierauf geht er zu ſeinem Vater und vermeldet ihm, daß er nunmehr ſeinen Vermahnungen folgen und ſich



in den Ehestand begeben wolle. Er habe sich eine erlesen, die seinen Augen gefalle, wenn er ihm erlauben wolle, diese zur Ehe zu nehmen. Der Vater verlangt zu wissen, wer sie sei, und wie sie heiße. Er erzählt ihm, es sei eine Salzburgerin, die gefalle ihm, und wo er ihm diese nicht lassen wolle, würde er niemals heiraten. Hierüber erschrickt der

Vater und bemüht sich, ihm solches auszureden. Er läßt derowegen auch einige von seinen Freunden und einen Prediger rufen. Alle wenden allen Fleiß an, den Sohn auf andere Gedanken zu bringen. Aber alles war vergeblich. Daher der Prediger endlich meinet, es könne Gott seine sonderbare Schickung darunter haben, daß es sowohl dem Sohne, als der Emigrantin zum besten gereiche. Hierauf geben alle ihre Einwilligung. Der Sohn geht sogleich zu seiner Salzburgerin und fragt sie, wie es ihr hier im Lande gefalle? Sie antwortet: Herr, ganz wohl. Ob sie wohl bei seinem Vater dienen wolle? Sie sagt, gar gerne; wenn er sie annehmen wolle, gedenke sie ihm treu und fleißig zu dienen. Hierauf erzählte sie ihm alle ihre Künste, daß sie das Vieh füttern, die Kühe melken, das Feld bestellen, Heu machen und andere Hausarbeit verrichten könne. Er nimmt sie also mit sich und stellt sie vor seinen Vater. Dieser fragt das Mädchen, ob ihr denn sein Sohn gefalle, und sie ihn heiraten wolle? Sie aber, nichts von dieser Sache wissend, meinte, man wolle sie zum besten haben. Drum sagte sie: man solle sie nicht foppen. Der Sohn hätte für seinen Vater eine Magd verlangt. Doch der Vater beharrte darauf, und der Sohn zeigte auch nach ihr sein ernstliches Verlangen. Da erklärte sie: Wenn es denn ernst sein soll, so bin ich es gar wohl zufrieden, und will ihn halten wie mein Auge im Kopfe. Der Sohn reichte ihr darauf ein Ehepfand. Sie aber sagte, sie müsse ihm doch wohl auch einen Mahlschatz geben, greift in den Busen und überreicht ihm ein Beutelchen, in dem sich 200 Stück Dukaten befanden.

Als man den Emigranten zu Gera sagte, sie kämen nach Preußen in ein rauhes, unbewohntes Land, wo sie sich schwerlich würden ernähren können, ließen sie sich dadurch nicht schrecken. Sie trauten der göttlichen Fürsorge und trösteten sich damit, daß sie auch in einer rauhen Gegend ihre Heimat gehabt hätten. Sie wären der Arbeit gewohnt

und wüßten, daß in Gottes Wort stände: Wer nicht will arbeiten, soll auch nicht essen. Ein Landprediger aus der Umgegend von Gera erzählt: „Als ich den am 19. April aus Gera wieder abgereisten Salzburgern bei dem sogenannten Wacholderbaum begegnete, und eine große Menge von ihnen draußen vor dem Gasthofe auf dem daselbst liegenden Bauholze sitzend antraf, erblickte ich alsbald einen sehr alten, mit einem langen eisgrauen Bart gezierten Mann, welcher ein Büchlein in der Hand hatte und sehr andächtig sich und den um ihn her Sitzenden daraus vorlas. Er zeigte mir solches und sagte, daß es ihm in Nürnberg verehrt worden, und daß es noch seine einzige Freude sei, darinnen sicher lesen zu können." Dem Erzbischof maßen sie an der Vertreibung nur geringe Schuld bei. Dieser liebe ein gutes Glas Wein und verstehe nicht viel von der Regierung. Aber der Dechant, der vor kurzem eingesetzt worden, sei ein abgesagter Feind der Evangelischen. Dieser treibe das ganze Werk. Damit meinten sie offenbar den Jesuitenfreund Graf Gaisruck, Dechant von Salfelden. Hier in Gera taucht, wohl zum ersten Mal in der Litteratur, die Erzählung auf: der Erzbischof habe gesagt, er wolle einmal die Ketzer aus seinem Lande haben, sollten auch Dornen und Disteln auf den Äckern wachsen. Hingegen muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß derartig schlimme Beschuldigungen, als fröhne der Erzbischof italienischen Lastern, nie von Emigranten ausgesprochen, sondern erst später von ganz andern, viel boshafteren Gegnern, ausgesprengt sind, die vornehmeren Kreisen angehörten. Von Gera ging es über Weißenfels nach Halle. Hier erwartete sie der Kriegsrat Herold. Dieser treffliche Mann hat sich um die Salzburger Kolonie die größten Verdienste erworben, wie ihm auch die böhmische Gemeinde in Berlin und Rixdorf zum guten Teil ihre Existenz verdankt. Die Salzburger Emigranten hat Göbel gesammelt und nach Preußen geschickt, von Herold sind sie in dem

neuen Vaterlande aufgenommen und in die künftige Heimat entsendet, in Ostpreußen selbst übernahm v. Görne die eigentliche Leitung des Kolonisationswerks. Während der genialere Görne oft eine gewisse hastige Unruhe zeigt, finden wir in Herold den tüchtigen, besonnenen, klaren altpreußischen Beamten. Seine praktisch gerichtete Religiosität hat sich auch später bewährt. Ihre Hauptunterkunft zu Halle fanden unsere Salzburger Wanderer auf dem Neumarkt, die Kranken wurden meist in der Moritzburg untergebracht. Der damalige Direktor des Waisenhauses, Freylinghausen, und dessen Schwager Gotthilf August Francke hielten ihnen auf dem Singsaal des Waisenhauses Erbauungsreden. Der 14. Psalm in Luthers poetischer Wiedergabe, der 107. mit seinen Danksagungen für Gottes Durchhülfen in mancherlei Nöten, die ausgeführte Mahnung im Anschluß an den Text: „Wer beharret bis ans Ende, der wird selig": alles das war passend ausgewählt und verfehlte nicht des Eindrucks. Die ihnen geschenkten Bibeln sah man viele Salzburger ans Herz drücken und küssen. Vier Studenten der Theologie vom Waisenhause boten sich freiwillig an, den Zug auf dem Wege zu erbauen und unterwegs zu unterrichten, wie sich denn manche Erwachsene unter diesen Flüchtlingen fanden, die lebhaftes Verlangen nach Förderung in der Erkenntnis zeigten; viele lernten jetzt mit Eifer lesen, die doch vom bloßen Hören der heiligen Schrift sich recht bibelfest zeigten. Manche waren sehr schlecht bekleidet in Halle angekommen, man half ihnen auch darin nach Kräften. Auch für die Kranken unter ihnen wurde gesorgt, einem derselben zog ein Hallenser Chirurg die zurückgebliebenen Schrotkörner heraus, womit er beim Abmarsch aus dem Salzburgischen von den Soldaten verwundet war: ein Thatsachenbeweis gegen die Behauptung Zillerbergs, als seien beim Abzuge keine Verwundungen vorgekommen. Am 24. April brach dieser erste Zug von Halle auf und gelangte am 29. nach

Potsdam, wo damals der König residierte. Der Kommissar erhielt Befehl, mit dem Einzug zu warten, bis S. Majestät von der Jagd zurückgekehrt sein werde; unterdessen wurden die Kranken von einem Arzt untersucht. Nach erhaltener Ordre zogen die Emigranten unter dem Gesang geistlicher Lieder, von den Predigern, Schulen und Waisenkindern begleitet, in guter Ordnung ein; im Garten vor dem Schloß mußten sie Halt machen, der König nahm sie in Augenschein, ließ sich über die Reise Bericht erstatten, hörte mit Wohlgefallen einem Glaubensexamen zu und stellte selbst an Einzelne mehrere Fragen, die zur Zufriedenheit beantwortet wurden. Sie wurden beschenkt, reichlich mit Speise und Trank versehen, wovon sie aber mit Mäßigkeit genossen, und erhielten Befehl, sich den übrigen Teil des Tages auszuruhen. Auch die Königin sprach huldvoll mit Salzburger Kindern. Dann redete der König ihnen freundlich zu, richtete ihren Mut auf, und wiederholte mehrmals bei den verschiedenen Gruppen



Der König Herzt des Kind, als der Elenden einen
Wer soll hirüber nicht viel Freuden thränē weinen
13.

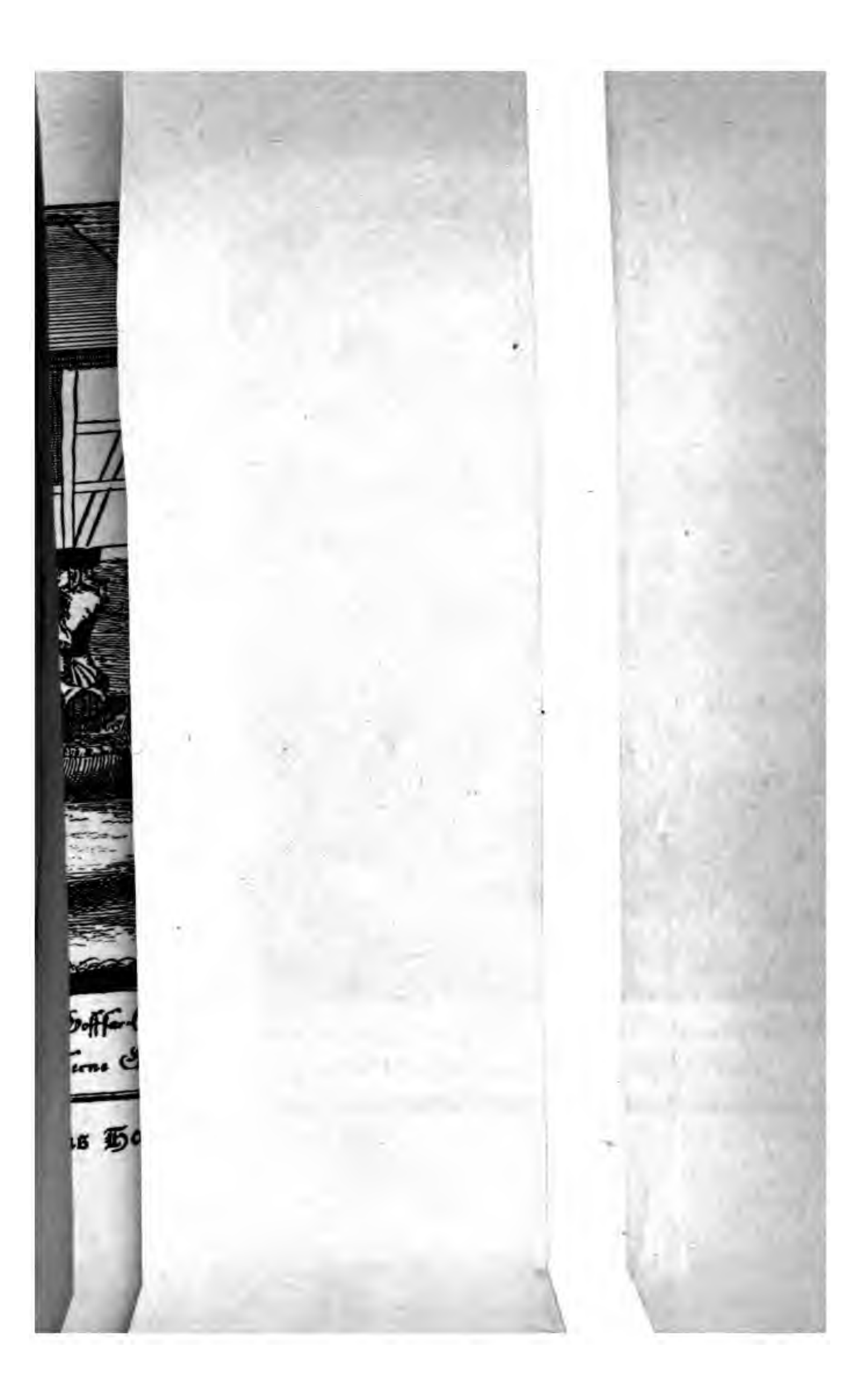
die Worte: „Ihr sollets gut haben, Kinder, ihr sollets bei mir gut haben". Am 30. April und 1. Mai traf dieser erste Zug, 843 Köpfe stark, in Berlin ein. Es machte auf die Einwohner einen beweglichen Eindruck, als die ersten Ankömmlinge ein damals allgemein bekanntes Lied aus dem

Reformationsjahrhundert anstimmten: „Wenn wir in höchsten Nöten sein und wissen weder aus noch ein, und finden weder Hülf noch Rat, ob wir gleich sorgen früh und spat:

So ist dies unser Trost allein, daß wir zusammen insgemein dich anrufen, o treuer Gott, um Rettung aus der Angst und Not."

Bei dem mitleiderregenden Anblick der Leute, die doch eine ruhige Zuversicht an den Tag legten, konnten auch starke Männer sich nicht der Thränen enthalten; ebenso wird aus Potsdam berichtet, mehrere preußische Offiziere seien von dem, was sie sahen und hörten, so überwältigt worden, daß sie, als der Prediger anhob, zu beten, vor allem Volk niederknieten. Bei dem allgemein menschlichen Mitgefühl trat der Unterschied der Konfessionen und Religionen zurück, ohne daß er sich doch in einen rein moralischen Indifferentismus aufgelöst hätte. Das letztere lag noch nicht im Geist der Zeit. Ein katholischer Soldat spendete den Vorüberziehenden Almosen und erklärte dabei, auf seinen Glauben zwar leben und sterben zu wollen, doch eine solche Verjagung hülfloser Menschen komme nicht von Gott. Die Ältesten der Berliner Judenschaft veranstalteten eine Kollekte, die jüdischen Frauen schenkten eine bedeutende Menge Leinwand. Samuel und Benedikt Mayer lieferten diese Gaben zur Weiterbeförderung in Gottes Namen an den Geheimrat v. Herold ab und erklärten dabei, sie seien in der Thorah von Gott gar vielfältig ermahnt, dergleichen Fremden zu assistieren, insbesondere heiße es 5. Mose 10 V. 18: „Er schafft Recht den Waisen und Witwen und hat die Fremdlinge lieb, daß Er ihnen Speise und Kleider gebe." Ein anderer Jude hat seine Gabe mit einem Hinweis auf den dort folgenden Vers begleitet: „Ihr sollt die Fremdlinge lieben, denn ihr seid auch Fremdlinge gewesen in Ägyptenland."

Von Berlin wandte sich nun dieser erste Emigrantentrupp nach Stettin. Die späteren Züge, welche meistens aus



vermögenden Leuten bestanden, die Wagen und Pferde hatten, wurden großenteils auf dem Landwege nach Ostpreußen befördert, dieser erste aber schlug den Seeweg ein. Vor dem Meere hatten die Emigranten starkes Grauen, und der treffliche, von Halle mitgegangene Prediger Bräuer mußte große Mühe anwenden, bei den nicht geringen Beschwerlichkeiten der Seereise, während die Salzburger eng zusammengepfercht in den damals augenscheinlich recht unbequem eingerichteten Zwischendecks zu sterben vermeinten, ihren Mut und ihr Gottvertrauen zu stärken. Sie waren in Stettin auf fünf Schiffe verteilt, von denen das erste am 27. Mai in Königsberg ankam. Mit



Die Emigranten kommen zu Schiff zu Königsberg an.

dem dritten Schiff traf am 29. Mai nebst 295 Exulanten der Emigrationskommissar Hermann ein. Das letzte, welches man schon untergegangen glaubte, kam erst am 11. Juni mit seinen 220 Passagieren an. Die zuerst in Ostpreußen angekommenen Salzburger gehörten also dem siebenten und letzten Zuge der vertriebenen Unangesessenen an. Am 23. März war ihre bevorstehende Ankunft den Kaufbeurern von Schongau aus gemeldet, sie werden also etwa am 18. ihre Heimatsorte verlassen haben. Die Mehrzahl stammte aus Werfen. Von dem Tage, da der preußische Kommissar Goebel sie in Har-

burg an der Wörnitz begrüßte, bis zur Ankunft des ersten Schiffes in Königsberg sind genau zwei Monate verflossen. Weit länger dauerte es, bis die, welche zu allererst, noch im Jahre 1731, vertrieben waren und sich entschlossen, nicht in Süddeutschland zu bleiben, die neue Heimat erreichten. Sie sind erst Mitte August gesammelt und dann nach Ostpreußen geführt worden.

Daß sich der König dieser ersten unangesessenen Ausgewanderten, die größtenteils in einem recht erbarmungswürdigen Zustand von den preußischen Kommissaren angetroffen wurden, so treulich angenommen, gereicht ihm zu hohem Ruhme. Wie sich das preußische Königtum in den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts als Hort und Schirm der Armen und Unterdrückten bewiesen hat, so geschah es auch in den dreißiger Jahren des achtzehnten. Als sich damals herausstellte, daß unter den angesessenen Emigranten viele vermögende Leute waren, als man berechnete, wie viele Kollektengelder nach Preußen gekommen seien, wurde der königlichen Regierung vorgeworfen, am meisten habe sie bei der Sache profitiert. Voll patriotischer Entrüstung weist dem gegenüber der Emigrationshistoriker Göcking auf den philanthropischen Charakter der Anfangsstadien des Salzburger Kolonisationswerkes hin: „In welchem Lande würden sie einen solchen König gefunden haben, der sich zum Vater und Pfleger so vieler Vertriebenen, Witwen, Waisen, Alten und Gebrechlichen, Lahmen, Wahnwitzigen, Tauben, Stummen, Armen und Verlassenen macht?" Das sei der Eindruck gewesen, den vorwiegend die ersten in Preußen angekommenen Trupps hervorgerufen hätten. Und doch seien sie auf das gnädigste angenommen und mit unglaublichen Kosten nach Preußen geschickt. Profitiere ihr König nun zufälligerweise und hinterher davon, so sei das ein Segen, der von Gott komme. „Wen aber der Herr segnet, der wird auch wohl gesegnet bleiben." Man kann hier entgegnen, der König

habe von Anfang an wohl gewußt, daß vermögende Leute kommen würden, und er habe ebenso als Staatswirt wie als Menschenfreund gehandelt. Dies ist richtig; aber ebenso sicher steht fest, daß der Monarch sowohl wie seine Beamten gar leicht hätten anders verfahren und in kurzsichtiger Weise den materiellen Nutzen zum Maßstabe des Handelns machen können. Daß es nicht geschah, war ebenso hochherzig wie weise, denn das Vertrauen zu der preußischen Kolonisation wurde dadurch bei allen vermögenden Emigranten mächtig gehoben, so daß sie nirgends als in Preußen ihre Heimat finden wollten. Diese Dinge zu betonen ist neuesten einseitigen Auffassungen gegenüber, die trotz Carlyle, Schmoller und Ranke über Schwächen und Willkürlichkeiten Friedrich Wilhelms I. seine Größe verkennen, höchst nötig.

Der erste Zug der Angesessenen, der nach Georgi fortzog, hat über Schongau, Augsburg, Gunzenhausen, Plauen, Altenburg, Leipzig und Halle in 209 Marschstunden, mit etwa 30 Haltestellen, Berlin erreicht. Er wuchs auf ca. 2000 Köpfe an, denn die am 6. Mai über die Grenze gegangene Schar vereinigte sich zu Harburg im Oettingen'schen mit einer später fortgewanderten, auch fanden sich in Süddeutschland manche vorläufig untergekommene Emigranten hinzu. Viele in diesem Trupp reisten mit eigenen Pferden und Wagen, führten auch sonst bewegliche Habe mit sich. Leute mit 6000—15 000 Thalern Vermögen waren keine Seltenheit unter ihnen. Bei siebenundneunzig Familien, die unter sich eine enger zusammenhängende Gruppe bildeten, fand der Kommissar offizielle Taxbriefe, wonach deren Verlassenschaft sich auf 162 266 fl. belief. Dieser erste Zug der Angesessenen war auch dadurch bemerkenswert, daß er die geistigen Führer der evangelischen Bewegung mit umfaßte, vor allem 23, die schwere Leiden in der Festung Hohensalzburg auszustehen gehabt hatten. Rupert Stulebner, den Schmidt zu Hüttau, haben wir schon kennen gelernt. Dazu

kamen z. B. aus dem Gasteiner Gericht Wolfgang Langbrandtner, der einer der Bauerngesandten gewesen war, die im Österreichischen abgefangen wurden, Matthäus Lehner, Joseph Wagenpichler und Georg Gruber. Der dem letzteren zu Salzburg am 6. Mai ausgestellte Paß sollte ihn im Auslande verdächtig machen; es wurde aber das Gegenteil erreicht. Er lautete:

Obzwar Vorzeiger dieses, Georg Gruber, Weber zu Dorf, Landgerichts Gastein, [und seine] Mit-Verbrechere, von wegen ihres in diesem hohen Erzstift auf eine ganz aufwieglerische und der ihrem gnädigsten Landesfürsten schuldigsten Treue, Pflicht und Gehorsam allerdings zuwiderlaufende Weise angemaßten Aufstandes für und für bezeigter Widerspenstigkeit mit Verachtung der landesfürstlichen Hoheit, mithin auch höchstgemeldt Jhro Hochfürstliche Gnaden und Dero noch getreuen Landes-Insassen empfindlichst verursacht schweren und unerschwinglichen Unkosten, sowohl nach Ausweisung gemeinsamer und Carolinischen Rechten, dann deren Reichs-Constitutionen und Westphälischen Friedens-Schluß, als auch dieses Landes Particular-Satzungen und Statuten, in die Strafe der Störer gemeiner Ruhe und Landes-Sicherheit verfallen wären, und diese mittelst eines vor aller Welt justificirlichen Vollzugs gegen selbige hätte können verhänget werden;

So haben doch mehr höchstgedacht Jhro Hochfürstliche Gnaden sie, vorgedachte Verbrechere, aus preißwürdigster Clemenz und vörderst auch auf von Jhro Kaiserl. Maj. angelegentlich eingelegt allergnädigstes Vorwort, selbige mit wirklicher Leib- und Schandstrafe gänzlich verschonen, über dieses des ferneren Arrests, sogar mit Begebung der Verhafts-Kosten, entlassen, und die von ihnen supplicirte Emigration gestattet und verwilliget, anbei aber auch alles Ernstes und nachdrücklichst ermahnen und warnen lassen wollen, daß, woferne sie, solchergestalten höchstbegnadete

Delinquenten, durch sich oder ihre Anhänger in Dero Land- und Erzstift, es sei auf welche Weise oder Ursachen als es immer wolle, fürohin die geringste Unruhe erwecken, anspinnen oder anzetteln würden, höchst-Dieselbe den aus sondern Gnaden dermahlen mit ihnen unterbrochenen Prozeß wiederum renovieren zu lassen, einfolglich der heilsamen Justiz und strengen Rechten ihren Lauf in keine Wege zu hemmen oder einzuhalten gedenken.

Welches denenselben zu ihrem wissen Verhalt aus eines Hochfürstlich-Hochlöblichen Hofgerichts gnädiger Verordnung hiemit mitgeteilet wird. So geschehen Salzburg den 6. May 1732. Hochfürstlich Stadtgericht daselbst (L. S.)

gez.

Johann Caspar Börcker.

Natürlich wurden nun Gruber und die anderen Salzburger, welche ähnliche Päße erhalten hatten, unterwegs viel ausgefragt, was es mit ihrer Rebellion für eine Bewandtnis gehabt habe? Ihre Schilderungen wurden von Mund zu Mund weiter gesagt, nicht selten entstellt; Publizisten zeichneten sie auf, und dann haben diese Erzählungen die Grundlage für manche Emigrationshistorien gebildet. So sind die Berichte entstanden, die von ultramontanen Historikern als Emigrationsfabeln verspottet werden. Gerade auf diesen ersten großen Zug der Angesessenen, von welchem wir jetzt reden, lassen sich viele solcher ungenügend verbürgten Erzählungen zurückführen. Was aber der genannte Georg Gruber, Weber und Ackermann in Dorfgastein, damals erzählt hat, stimmt durchaus mit dem, was wir aus den salzburgischen Akten wissen, überein, nur daß hier auch einmal die andere Partei zum Worte kommt. Um die Michaeliszeit des Jahres 1731, so erzählte er, nachts zwölf Uhr, kamen vierzig Soldaten und zwei Gerichtsschreiber, öffneten die Thür mit Gewalt, rissen ihn im Hemde aus dem Bett, setzten ihm das Gewehr

auf die Brust und warfen ihn gefesselt auf den Wagen, wo schon drei lagen. Sein Weib und fünf Kinder liefen weinend und schreiend dem Wagen nach, aber sie wurden durch



2. Simon Clymer, würde wegen deß Liechts deß He: Bibel-Buchs ein Jahr lang in ein finsteres Loch gesteckt mit Wasser Brod, und harten Schlägen gespeisset endlich entlassen, weil er aber die Gerichts kosten nicht bezahle konte müßte er fliehe
Wo die Gewalt regiert wird Unschuld underdrückt
Es müssen schwere Band die matte Glieder plage
Doch wird durch das Gebet der Geist zu Gott gerückt.
Der den Verfolgten will die Hülffe nicht versagen.

Schläge zurückgetrieben. So wurden jene in der Nacht nach Schloß Goldegg gefahren, wo sie zwei Wochen auf der Wachtstube viel Kränkung und Elend auszustehen hatten, kamen dann, als ihrer vierzehn zusammengebracht waren,

nach Werfen und mußten dort drei Tage lang in einem stockfinsteren Turme liegen. Darauf wurden sie von fünfzig Soldaten des Prinz-Eugen-Regimentes nach Salzburg trans-



4. Hanß Clamer wurde auf anklage seiner Nachbarn, daß er in der Bibel lese, u. auf befragen vor Gericht, was er glaube, geantwortet, daß er sich an Lutheri Lehre halte, worauf er gefangē gesetzt endlich von Weib u. Kindern aus dem Land geiagt.
Hier hilfft kein Weinen nicht es muß gelitten seyn,
Umb Jesu wahres Wort dringt die Verfolgung ā
Auf rauher Dornen-bahn geht man zum Himmel ein
Bedenk, Gott lebet noch, der allzeit helffen kan.

portiert. Nun erst begann das Verhör über beinahe hundert Punkte, die sich fast alle auf die Beschuldigung des Hochverrats bezogen. Um ihn zu ängstigen, führte man Gruber in Ketten und Banden auf die Torturstube und schreckte ihn

mit Androhung der Folter, damit er gestehe, er habe eine Rebellion angefangen. Als er das nicht zugab, ließ ihn der Amtmann mit einem Leidensgenossen auf einen Getreideboden bringen und dort sieben Wochen lang einsperren, wobei sie vor Kälte fast umkamen. Als er am 6. Mai 1732 freigelassen wurde, mußte er 8 fl. Arrestkosten erlegen. Später ist er wohlbehalten nach Litthauen gekommen, und stand dort in dem Rufe, daß er sehr fleißig und ein beherzter, frommer Mann sei.

Auch andere Namen, die in der Emigrationsgeschichte viel genannt werden, finden sich in diesem Zuge. So Hans Gaßner [zuweilen auch Gasserer geschrieben], vom Gut Wiß im Radstädter Gericht, der mit Stulebner am 13. Juli 1731 an der ersten Versammlung auf der Schwarzach teilgenommen hatte, Hans Drinker [auch „Trinker" geschrieben], dem man schuld gab, er habe sich öffentlich verlauten lassen, sie wollten die Katholischen abbrennen, Stephan Hager aus dem Forstbezirk Ennswald, welcher der erzbischöflichen Kommission eine Beschwerdeschrift überreicht hatte, der Goldegger Schmied Matthaeus Bacher, in den Augen der Jesuiten ein gefährlicher Verführer, dem wir im ostpreußischen Darkehmen wiederbegegnen werden, und manche andere. Als dieser Zug sich, dicht bei Nürnberg vorbei, östlich wandte, um über den Frankenwald das Voigtland zu erreichen, kam es jenseits des zur Reichsstadt gehörenden Städtchens Lauf bei dem Dorfe Schnattach zu einem heftigen Konflikt. Ein Trupp von 237 hatte sich von den übrigen getrennt, zog singend in das Dorf ein, begegnete einer Prozession und erregte deren Unwillen dadurch, daß nicht alle hohen grünen Hüte der Salzburger abgenommen wurden. Die Emigranten behaupteten, nur die Frauen hätten sie aufbehalten, und stellten die Sache so dar, als sei unbarmherzig auf sie alle losgeschlagen worden. Einige werden sich doch wohl gewehrt haben. Der Amtsknecht und sein Sohn riefen Soldaten herbei und führten funfzig Emi-

granten ins Gefängnis, man schnitt die Stränge von den Wagen ab, sodaß auch die andern nicht weiterfahren konnten. Als der preußische Kommissar heranritt, riß ihn die Menge vom Pferde und führte ihn fort in Arrest, obgleich er sich auf seinen König berief. Endlich wurde von den Emigranten ein Beamter aus dem Nürnbergischen herbeigeholt, und dessen Intervention gelang es, den ungehinderten Weitermarsch zu bewirken. Unterdessen gelangte ein anderer Emigrantenhaufe von 345 Personen nach Thürnau am Nordostabhang des Muggendorfer Gebirges, der Residenz des evangelischen Reichsgrafen Karl Maximilian von Giech. Dort wurden sie mit Glockengeläute empfangen, von den gräflichen Beamten feierlich eingeholt und an Leib und Seele auf das liebreichste verpflegt. In Plauen betraten die Emigranten das kursächsische Gebiet; die Stadt war kürzlich abgebrannt, und dies bestimmte den Kommissar, trotz der Gastfreundlichkeit der in ihrer Verarmung dennoch überaus mildthätigen Bürger hier keinen Rasttag zu machen, obwohl von Zwickau die Bitte kam, er möge dort erst einen Tag später einrücken, weil heute dort Jahrmarkt sei. So standen denn vor Einbruch der Dunkelheit 817 Emigranten, die aus Werfen stammten, plötzlich auf dem Zwickauer Marktplatz, der noch mit Buden bedeckt war. Die Bevölkerung war über den unvermuteten Besuch etwas erschrocken, gab jedoch in ihren Häusern gern Quartier und rüstete sich, am folgenden Tage 907 Exulanten aus dem Pfleggericht Salfelden noch besser aufzunehmen. Diese wurden denn auch mit besonderer Feierlichkeit eingeholt, und bei ihrem Abmarsch entstand unter den Pferdebesitzern ein wahrer Wetteifer, wer unentgeltlich Vorspann liefern solle. Besonders weihevoll war der Empfang in Altenburg. Vor dem Rathaus wurde ein großer Kreis gebildet, und die Bürger sangen mit den Exulanten zuerst das schöne alte Lied von Adam Reusner „In dich hab' ich gehoffet, Herr“, das ganz zu der Situation paßte, und darauf

das damals mancherorts verbotene Lutherlied „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort“. Singend geleitete man sie des andern Tages in die Bartholomäikirche, wo der Generalsuperintendent Löber eine gehaltreiche und erbauliche Predigt hielt. Von dem ersten Zug genossen 251, von dem zweiten 247 das Abendmahl unter beiderlei Gestalt.

Trat in der herzoglichen Residenz die Sorge um das leibliche Wohl etwas zurück, so erfuhren die Emigranten am 13. Juni und den folgenden Tagen zu Leipzig einen überwältigenden Liebesbeweis in materiellen Unterstützungen aller Art. Hingegen verzichteten die Leipziger auf eine feierliche Einholung durch Deputirte des Rats und der Universität, sowie auf das Glockengeläut, als auf unwesentliche Zeremonien, gestanden aber dabei offen zu, daß die Rücksicht auf den Dresdner Hof und die katholischen Einwohner der Stadt hierbei bestimmend gewirkt hätte. Um so großartiger entfaltete sich die Privatthätigkeit. Am Einzugstage waren fast alle Läden in der Stadt geschlossen und die Gewölbe verriegelt. Lange vor der Ankunft war die ganze Landstraße bis Connewitz mit einer fahrenden, reitenden und gehenden Menschenmenge bedeckt. Die städtischen Kontrollschreiber saßen vor dem Thore in einem Zelt und hatten Quartierscheine vor sich liegen, die jeden Fremden an ein bestimmtes Gasthaus weisen sollten; aber sie konnten das Papier ungebraucht wieder mit nach Hause nehmen. Die Leipziger Bevölkerung hat sich damals buchstäblich um die Emigranten gerissen. Ein Kaufmann hatte sich auf funfzig Salzburger Gäste eingerichtet, ritt nach Connewitz und suchte sie sich dort aus; aber mit Mühe brachte er zwanzig heim, die übrigen wurden ihm unterwegs entrissen, einem andern angesehenen Bürger schmolz ebenso sein Haufe von vierzig auf elf zusammen. Dem Hausknecht eines stadtbekannten Traiteurs, gelang es zwar, wie ihm befohlen, sechsunddreißig Leute an sich zu ziehen; aber als er ans Thor kam, hatte er nur noch zwei bei sich. Es kam vor,

daß ein Leipziger dem andern Geld für die Fremden bot; aber gerade die kleinen Leute waren von einer eifersüchtigen Rührigkeit beseelt; ein armer Schuster nahm sechs Gäste mit sich, ebensoviel kettete ein Maurergeselle an sich. So blieb kein einziger übrig, der in einem Wirtshaus hätte einquartiert werden müssen. Am Thore ordneten sich die Emigranten aber doch und zogen, wie gewöhnlich, paarweise ein, voran die Männer, dann die Frauen. Ihre vierzig Wagen wurden, gut bewacht, auf dem Roßmarkt aufgestellt. Am Sonnabend nahmen die Gebirgsbauern die Großstadt in Augenschein. Wo sich einer sehen ließ, suchten ihm alle Gutes zu thun. Ein Stadtsoldat teilte seine ganze Löhnung unter sie aus. Die zum Markt hereingekommenen Bauern drängten ihnen Brot, Käse und Butter auf, eine Milchfrau gab einer leidend aussehenden jungen Salzburger Mutter ihren Tagesverdienst, mit dem Wunsch, Gott möge diese Gabe einer armen Witwe, die auch kleine Kinder habe, reichlich segnen. Eine arme Frau, die Sträuße verkaufte, wollte auch etwas thun und schenkte alle Blumen, die sie hatte, an Salzburger weg. Als eine Salzburgerin mit einem Söhnlein niederkam, waren die Pathen, als es in der Thomaskirche getauft wurde, lauter geringe Leute; aber sobald andere davon erfuhren, erhielt sie soviel Kinder- und Bettzeug, daß davon ein großes Faß voll wurde, so reichlich Geld, daß sie sagte, sie hätte nie soviel Groschen beisammen gehabt, wie nun Dukaten; bei der Abreise ließ man diese Wöchnerin meilenweit in einer Leipziger Kutsche fahren. Der Abmarsch bewegte sich durch die Peters-Straße, den Markt, die Catter-Straße, den Brühl, die Hallische Gasse, das Hallische Thor und die Gerbergasse, überall wurden sie von tausend Wünschen begleitet und vielfach beschenkt. Vor allem standen am Gerberthor zwei große sogenannte Nürnberger Meßbuden. Hier teilten Abgeordnete der Universität und der Kaufmannschaft, sowie der Krämer-Innung, an jeden der Fortziehenden einen Gulden aus. An der letzten Bude

stand ein alter Fleischer mit einem großen Beutel voll einzelner Groschen, aus dem er jedem vorüberziehenden Salzburger eine Münze reichte. Am steinernen Kreuz erwarteten zwei Kaufleute den Zug, die aus zwei Karren voller Strümpfe den Wegziehenden spendeten: die Weiber bekamen grüne, die Mädchen rote u. s. w. Noch in Eutritzsch stand ein Mann, der jeden, der wollte, mit Weißbier erquickte. Ein zweiter, aus Salfeldenern bestehender Zug verließ am Dienstag den 17. Juni Leipzig. In dieser Stadt wurde eine der berühm-



Saltzburgischer Emigranten Abschied von Leipzig den 5 Septembr. 1732

testen unter den vielen Emigrantenpredigten gehalten, von dem Magister Carl Gottlob Hoffmann, die gedruckt wurde und in ganz Deutschland viel Beifall fand. Er bezeugte darin u. a. auf das kräftigste, daß alle Salzburger, die in der Nikolaikirche zur Beichte gegangen seien, richtig und gründlich geantwortet, einige aber eine so vollkommene Erkenntnis gezeigt hätten, daß ihnen nur der ordentliche Beruf zum geistlichen Amte gemangelt habe. Zu den letzteren gehörte vielleicht Hans Hoier aus Salfelden, einer der Wortführer unter den Salzburgern. Als man ihn in einem Dorfe vor Leipzig mit einem Abschiedstrunk erquickte, gab er einem Studenten einen Dankbrief mit, den er durch die Prediger

in Leipzig bekannt gemacht zu sehen wünschte. Nach einer Aufzählung der empfangenen Wohlthaten heißt es zum Schluß: „So bedanke ich mich für alle meine Landsleute von Grund meines Herzens durch Gott, in Gott und mit Gott für das Almosen- und Liebes-Stück. Mithin bitten wir den großen Gott und himmlischen Vater durch Jesum Christum, unsern und unser aller Heiland, daß er die hochberühmte Stadt Leipzig und alle Einwohner und Herren Gutthäter, sie sind edel oder unedel, wes Standes oder Profession sie seien, behüten wolle vor Krieg und Aufruhr, vor Sterben und Pestilenz, vor Schwert und Feuer. Gott behüte die berühmte Stadt Leipzig und eines jedweden sein Haus, und alle die da gehen ein und aus.

Hannß Hoyer.

Anstatt der ganzen Familie.

Begleiten wir zunächst den Werfener Trupp, welcher zuerst, am 16. Juni, Leipzig verließ, auf seinem Weitermarsch! Von zwei Hallenser Studenten geistlich versorgt, kamen sie jenseits Wittenberg an die Elbe. In der Lutherstadt konnte man ihre Ankunft kaum erwarten, die Bewohner kamen trotz der durch das herrschende Hochwasser nötigen Umwege in großer Menge bis an die Elbfähre. Der Wittenberger Rat hatte für 100 Personen zurichten lassen, aber er bekam gar keine. Denn auch hier, wo aus denselben Gründen wie in Leipzig kein offizieller Empfang stattfand, wollte jeder Bürger sich der Fremden annehmen. Manche liefen, als die Emigranten übersetzten, ins Wasser hinein und rissen die Emigranten mit Gewalt an sich. Der kursächsische Kommandant der Garnison, General Bose, ließ um 100 Emigranten bitten, er wolle sie auf seinen Gütern verteilen und dauernd für sie sorgen. Aber der preußische Kommissar glaubte nicht willfahren zu dürfen, weil der Befehl seines Königs fehlte. Am 21. Juni wurde Berlin erreicht, die Prediger der Werderschen Kirche, Roloff und Reinbeck, bewillkommneten die An-

kömmlinge, diese mußten am Schlosse vorbeimarschieren, wo sich der König damals aufhielt und vom Fenster aus gnädig grüßte. Dann bezogen sie Quartiere vor dem Königsthor.

Der am 17. Juni von Leipzig ausgerückte Salfeldener Trupp, wiederum von einem Hallenser Studenten geistlich versorgt, ging über Delitzsch, wo die Herzogin Witwe von Merseburg ihren Sitz hatte, auf Bitterfeld zu. Dort erwarteten sie die Einwohner mit Sehnsucht, „sie schlachteten, sie kochten, sie brieten und richteten alles aufs beste zu." Stundenlang warteten Prediger, Ratsleute und Schulen vor dem Thor, bis es dunkel geworden war. Endlich gingen sie auseinander, und schon schickten die Bürger um 10 Uhr sich an, zur Ruhe zu gehen. „Da entstund ein Geschrei, siehe die Salzburger kommen, stehet auf und gehet ihnen entgegen! Vor dem Rathause zündete man Lichter an, damit ein jeglicher diese Leute sehen könnte." Am folgenden Tage zogen sie durch Gräfenhainichen, den Geburtsort Paul Gerhardts. Die Einholung dort war wie sonst, doch bemerkt ein Leipziger Historienschreiber: „Absonderlich war dies wohl anzusehen, daß viel Bürger in schwarzen Mänteln erschienen und in diesem Habit die Salzburger in ihre Stadt führten." So kamen sie über Coswick und Zerbst, wo der Fürst Johann August sie freundlich aufnehmen ließ, am 24. Juni nach Potsdam. Als sie am 25. auf der Landstraße nach Berlin weiterzogen, erhielt der Kommissar durch königliche Reitknechte Nachricht, der König, welcher auf dem Wege von Berlin nach Potsdam sei, werde ihnen begegnen, fahre aber seitwärts auf dem s. g. Königswege. Der Kommissar sorgte für gute Ordnung des Zuges, die Männer- und Frauenpaare voran, die Wagen hinterher, und als sie unweit Zehlendorf auf die Höhe kamen, bemerkte sie der König und ließ sogleich querfeldein auf sie zufahren. Alle mußten in ihrer Ordnung vor ihm vorbeigehen, und der König richtete an viele unter ihnen die Frage, warum sie emigriert wären? Er versicherte

sie seiner Gnade, versprach, ihnen Äcker zu geben, und verlangte endlich, daß sie das Lied „Auf meinen lieben Gott trau ich in Angst und Not“, anstimmen sollten. Der Kommissarius stellte vor, daß sie das Lied nicht anzustimmen und nach der in Preußen üblichen Melodie nicht zu singen wüßten. Da fingen Ihro Majestät zur höchsten Verwunderung der Salzburger und zu ihrer größten Freude das allen dem Wortlaut nach wohlbekannte Lied selbst an. Die Emigranten sangen es weiter und marschierten währenddessen an ihrem König vorbei. Als auch alle Wagen vorübergefahren waren, rief ihnen der Fürst noch das Segenswort nach: „Reiset mit Gott!“ und fuhr darauf nach Potsdam zu.

Von den beiden Zügen der Werfener und Salfeldener Bauern, die, wie wir sahen, dicht hinter einander über Leipzig nach Berlin marschierten, hatte sich in dem Bayreuther Gebiet eine Abteilung von 450 Köpfen abgetrennt, die auch den ersten nach dem Georgitermin Vertriebenen angehörte. Sie zogen über Weißenfels nach Halle, wo sie ebenso wie die früheren aufgenommen wurden, und von da über Aken im Magdeburgischen nach Brandenburg. Dort erwarben sich diese Emigranten solche Liebe, daß der Rat am 26. Juni eine speziell für sie bestimmte Kollekte mit folgendem Begleitschreiben nach Berlin schickte: „Wir haben am 23. huj. die Ehre und das Vergnügen gehabt, daß über 400 salzburgische Emigranten bei uns eingetroffen, welche den folgenden Tag unter herzlichem Gebet von uns hinwiederum dimittieret. Weil nun die beiden Städte (nämlich Alt- und Neubrandenburg) durch dieser lieben Leute standhaftigen Glauben und exemplarische Aufführung sehr erwecket worden; so haben wir auch die Veranstaltung gemacht, daß eine geringe Kollekte von 600 Rthr., welche hierbei kommt, für sie gesammelt worden. Und wünschen wir ihnen von Herzen, daß der große Gott diesen wenigen mitleidigen Beitrag ihnen tausendfältig segnen wolle. Wir können aber

nicht unangeführt lassen, daß die Einwohner dieser Städte durch dieser standhaften Glaubensbekenner gottselige Aufführung zu dieser Beisteuer sind veranlaßt worden und bitten Nichts mehr, als daß diese Gabe auch diesen 400 und etlichen 30 Köpfen einzig und allein verbleiben und zugestellet werden möge. Welches wir dergestalt anzuordnen gehorsamst gebeten haben wollen. Wir verharren übrigens mit aller Veneration

Dero
dienstschuldigst-gehorsamste
Direktores, Bürgermeister und Rath.

Über Tremmen, Spandau und Charlottenburg marschierte dieser Zug nach Berlin und traf abends 6 Uhr am 25. Juni dort am Tiergarten vor dem Thor auf den vom König bei Zehlendorf begrüßten Salfeldener Zug. Dieser hatte eine Zeitlang im Tiergarten gelagert, um auf jene zu warten; jetzt zogen sie zusammen, nachdem Reinbeck und Pastor Campen sie mit ermutigenden und ermahnenden Ansprachen begrüßt hatten, durch Berlin bis vor das Königsthor, unter Absingen vieler geistlicher Lieder. In der preußischen Residenz genossen sie eine längere Ruhezeit. Hatten sich schon bei der ersten Ankunft von Emigranten die Einwohner mildthätig gezeigt, so wuchs das Interesse an ihnen mit der Zeit immer mehr. Man wollte die Gäste nicht bloß unterstützen, sondern auch erfreuen. Ein bejahrter Berliner Bürger war einst wegen der Religionsverfolgung aus Schlesien eingewandert und hatte in Berlin eine Kuchenbäckerei errichtet. Er schickte eine große Kiste Pfefferkuchen zur Austeilung an die Emigranten, wenn sie in Stettin zur See gehen müßten. Es gab Berliner Häuser, die, so lange Salzburger da waren, fast täglich zehn bis fünfundzwanzig Leute speisten. In einem vornehmen Hause — wahrscheinlich war es das des Geheimrats v. Herold — lud man gruppenweise Gesellschaften von Exulanten ein, bald dreißig alte Leute von über sechzig, bald dreißig Kinder

unter zehn Jahren, bald Familien mit den Kindern. Man feierte die Geburtstage, indem man Salzburger an den Tisch zog, man ließ den Emigrantenprediger Breuer im eigenen Hause Trauungen vollziehen, gab Hochzeitsmahle und stattete die Paare aus, man lud die zu Abend ein, welche an dem Tage das heilige Abendmahl genossen hatten. Die Königin ließ mehrere Emigrantenportraits anfertigen, die später nach Monbijou gekommen sind, ließ Kleider, Bücher und Geld verteilen und eine große Zahl im Königlichen Garten bewirten. Ähnlich die Prinzessin Philippine Charlotte. Die Herzen der Emigranten wallten in dieser Frühlingszeit ihrer Verbindung mit dem preußischen Staats- und Volkstum in überschwenglichen Dankesäußerungen über. Die Bischofshofener und Werfener baten, man wolle in der Übermittelung ihrer Ergebenheitserklärung an den König genau die folgenden Worte gebrauchen: „Gott möchte es ihm so viel millionentausendmal vergelten, als er einzelne Thaler an sie wendete." Hans Hoier setzte am 1. Juli eine Dankschrift im Namen aller Salfeldener auf, die er durchaus dem König oder, als er hörte, daß dieser abwesend sei, der Frau Königin überreichen wollte. Sie seien darum vertrieben, weil sie gemäß der Augsburgischen Konfession einzig und allein glauben wollten, was Moses und alle Propheten, die vier Evangelisten und die heiligen Apostel geschrieben haben. So seien sie zum Lobpreis des dreieinigen Gottes bewegt worden, als sie im Winter vernommen hätten, Ihro königl. Majestät wolle sie aufnehmen in das Land Preußen. Unterwegs sei ihnen überall unbeschreiblich viel Gutes geschehen, aus christlichem Mitleiden und zu Lieb und Ehr Ihro königl. Majestät, ja sie hätten auch durch die Kommissare Wegzehrung auf der Reise erhalten, was vielen höchstnötig gewesen. „Item was Denkwürdiges auf dem weiten Felde zwischen der Stadt Potsdam und der Residenz Berlin den 25. Junii uns armen Emigranten geschehen, als Ihro königl. Majestät von einer andern Straßen

auf uns zugefahren, mit Seinen Allerdurchlauchtigsten und Königlichen Händen gewinket und gerufen: Kommet, kommet her zu Mir!" Sie wären damals ihres Laien-Unverstandes wegen so erstaunt und erschrocken gewesen, daß sie nicht mehr wüßten, was sie geantwortet hätten. Damals versäumte fußfällige Danksagung und Bitte möchten sie gern jetzt nachträglich aussprechen. Anjetzo bedankten sie sich allesamt und sonderlich für die unbeschreiblichen, väterlichen, königlichen empfangenen Gutthaten, Lieb und Treue von Herzensgrund durch Gott, in Gott und mit Gott und bäten, solch schlechtes und einfältiges Danken für gut anzunehmen. Ferner bäten sie mit gebogenen Knieen und geängsteten Herzen Ihro Königl. Majestät, daß er ihr irdischer Vater und Schutz neben der Gnade Gottes verbleiben, die bedrängten Salfelder bei ihrer Glaubens-Religion um Jesu willen beschützen, die zurückgelassenen Güter ihnen wiederverschaffen, ihnen Unterkommen einräumen, „auch wann's sein könnte, daß wir Saalfeldner beisammen wohnen könnten." Sie hofften und zweifelten nicht, da Jesus, der selbst die Segensquelle sei, im Evangelium versprochen habe, ein den Dürftigen gereichter kalter Trunk Wasser solle nicht unbelohnt bleiben, so würden noch viel mehr solche großen, unbeschreiblichen Gutthaten bei Gott dem Allmächtigen ein Denkmal sein. „Und wenn wir in Preußen sollten ankommen mit Gottes Gnade, wollen wir beten, arbeiten, redlich und ehrlich uns aufführen, uns gehorsam und unterthänig verhalten." Nach dem Datum (Königsthor in der Vorstadt an Berlin den 1. Juli 1732 t. Jahr) und der Unterschrift des Andre Fränzl, Bauer aufn Rain und Hans Hoyer gewester Bauer auf dem Berge „für die ganze Familie von Salfelden" folgt noch ein kurzes Schlußgebet. Es ist nicht ohne schlichte Erhabenheit, da es in biblischen Worten den Glauben an Gottes allmächtiges, allweises Walten zum Ausdruck bringt. Es gipfelt in der Bitte, Gott wolle dem Könige langes Leben, Glück und Sieg verleihen „und zu

allen Dingen und Vorhaben den heiligen Geist zu einem Trauringe".

Bedenkt man das unbedingte Vertrauen, das Hans Hoyer schon in der Salzburger Zeit bei seinen Landsleuten genoß, die Gewalt, welche er bereits früher über die Gemüter ausübte, so wird man nicht zu zweifeln brauchen, daß er am 1. Juli wirklich im Namen aller geschrieben hat. Damals waren in der That die Herzen von Dank und Vertrauen erfüllt. Als später harte Zeiten kamen, die vielen nicht gefielen, drohte ein anderer Geist die Oberhand zu gewinnen. Er ist, wie wir noch sehen werden, wesentlich mit durch diesen Mann überwunden worden. Auf Hoyer paßt vollkommen ein Wort, das heute zuweilen von allen Ostpreußen gesagt wird, und sich bei vielen ohne Zweifel bestätigt: „Sie haben das Herz auf der Zunge und Treue im Herzen."

Ende Juni 1732, während die geschilderten Scenen sich abspielten, hatte die Emigrantensache eine schwere Krisis durchzumachen. Dies beruhte auf der allmählich überraschend groß werdenden Zahl der nach Preußen sich wendenden Schutzsuchenden Zwar war von den Salzburgischen Gebirgsbewohnern, die beim Regensburger Reichstag Beschwerde führten, schon vor einem Jahre die Zahl der dortigen Evangelischen als auf mindestens 19 000 sich belaufend angegeben. Aber die Salzburgische Regierung stellte das als eine lächerliche Übertreibung hin, und niemand glaubte es. Ebenso wurden die Erklärungen, die Ende Juli 1731 vor der erzbischöflichen Kommission abgegeben wurden, als durch die Ränke der Rädelsführer erschlichen, durch ihre Drohungen erzwungen u. s. w. ausgeschrieen. Dazu kam, daß viele der bereits Ausgewanderten im Anfang des Jahres 1732 sich nach Südwestdeutschland zu wenden schienen, wohin sie durch die von Bayern beliebte Marschroute gedrängt wurden. Aber die Mehrzahl kam dort nicht recht zur Ruhe, zu Hunderten zogen sie ziellos umher. Immer neue Scharen

ergossen sich aus dem Erzstift. Göbel und die übrigen Kommissare hatten alle Hände voll zu thun, sie waren immer unterwegs; eine Zeitlang wußte man im Reich gar nicht, wo Göbel eigentlich geblieben sei. Die preußische Regierung hatte auf höchstens 4000, allerhöchstens 6000 gerechnet — das waren doch schon 1000 Familien, die Familie zu vier Kindern angenommen. Göbel meldete an seine Oberbehörde, die Zahl sei schon überschritten, und er erhielt jetzt wirklich Ordre, nun innezuhalten. In diesem Sinne wurde dem König am 26. Juni der Bericht eingesandt, es seien wieder an 2000 Salzburger angekommen. Aber wider alles Erwarten schrieb Friedrich Wilhelm I. die Worte darunter: „Sehr gut. Gott Lob! Was thut Gott dem Brandenburgischen Hause für Gnade! Denn dieses gewiß von Gott herkommt." Diese impulsive Äußerung, so königlich und echt christlich sie war, konnte doch, weil sie keinen bestimmten Befehl enthielt, noch nicht als maßgebend für die Zukunft angesehen werden. Göbel hatte am 23. Juni eine Stafette an seinen Landesherrn abgesandt, ob er nicht jetzt Halt machen sollte. In Süddeutschland erregte seine Sistierung der Annahme neuer Emigrantentrupps nicht geringe Bestürzung. Man richtete, wahrscheinlich aus Augsburg, ein Vorstellungsschreiben an ihn: Was jetzt werden sollte, wenn gerade in der Ernte- und Heuzeit keine preußischen Verpflegungs- und Transportkosten mehr bezahlt würden? Man ließ durchblicken, daß Südwestdeutschland überhaupt nicht im stande sei, auf die Dauer die immer aufs neue dorthin flutenden Menschenmassen zu ernähren, und wies endlich darauf hin, daß auch die im Erzstift noch weilenden und sich zum Abzug rüstenden Evangelischen des guten Glaubens lebten, sie müßten infolge des Einladungspatents vom 2. Februar in Preußen ein Unterkommen finden. Gewiß hätte hierauf geantwortet werden können, die Liste sei jetzt geschlossen; die übrigen könnten sich nach Schweden, England,

Holland oder Ungarn wenden, von welchen Ländern damals viel die Rede war. Der Entschluß des Königs fiel anders aus. Daß hierbei ein religiöses Moment stark im Spiele war, kann nach der angeführten Marginalresolution zu der Anfrage vom 26. Juni nicht bezweifelt werden. Andrerseits ist höchst wahrscheinlich, daß der große Staatswirt von dem günstigen Eindruck, den die materielle Leistungsfähigkeit der ihm bei Zehlendorf begegneten Emigranten hervorrief, mit beeinflußt wurde, sowie von der Erwägung, daß es irrationell sein würde, den bisher eingewanderten, größtenteils der niederen Klasse angehörenden Schutz zu gewähren, die Thore aber zu schließen, wenn die Hauptmasse der Grundbesitzer herankomme. Diese verstandesmäßigen Erwägungen nehmen den idealen Motiven nicht das mindeste von ihrem Wert. Im Gegenteil, der König würde nicht als Idealist, sondern als Phantast gehandelt haben, wenn er sich nicht gefragt hätte, was dem Nutzen des Staates förderlich sei. Sobald die von Göbel abgesandte Stafette angekommen war, wurde der Befehl zurückgegeben, es sollten von den Salzburgern soviel als immer noch zu bekommen, wenn es auch gleich 10 000 wären, angenommen werden. In der Folgezeit ist auch diese Zahl noch bedeutend überschritten: Göbel hat im ganzen nicht 16000, sondern über 20 000 Emigranten befördert. Diese Entscheidung wurde bald überall als höchst wohlthätig empfunden. „Was würde es nicht für ein Elend gewesen sein", schrieb damals ein kursächsischer Unterthan, „wenn diese Leute mit so vielen kleinen Kindern aus einem Lande ins andere gezogen wären und hätten doch nirgends sichere Wohnung angetroffen! Wie groß würde nicht jetzo die Verwirrung im deutschen Reiche heißen!" In einer evangelischen Reichsstadt Frankens wurde bald darauf ein Kirchengebet abgehalten, in dem es hieß: „Gedenke im besten aller christlichen Potentaten, zumalen Ihro Königlichen Majestät in Preußen, welche diesen christlichen Exulanten in Dero königlichem Lande Aufenthalt,

Schutz und andere viele Gnaden und Wohlthaten aus königlicher Großmut und christlichem Erbarmen preiswürdigst genießen lassen. Segne Sie dafür aus Zion und schmücke Sie samt Dero königlichem Hause mit täglich neuem Heil! Laß auch wegen dieser christlichen Emigranten inbrünstigen Gebets, Lobens und Dankens diesem königlichen Hause, Landen und Leuten viel Glück, Segen und Gedeihen widerfahren!" Kurz, es ist nicht zu bezweifeln, daß Preußen durch diesen Entschluß des Königs moralische Eroberungen in Deutschland gemacht hat.

Gleichzeitig mit der entscheidenden königlichen Antwort an Göbel ging ein Schreiben an Danckelmann in Regensburg ab: er solle jenem bestens assistieren und, wenn er es verlangte, ihm einen oder zwei getreue, geschickte, zuverlässige Leute zusenden, um ihm in Annehmung und Führung der Emigranten auf differenten Routen hülfliche Hand zn leisten. Wie stark die Stauung der Emigrationsbewegung in Südwestdeutschland während der letzten Juniwochen gewesen sein muß, sieht man an der Höhe der mächtigen Flutwellen, die sich nach Norden ergossen, sobald von Berlin aus die Schleusen geöffnet wurden. Schon vom 2. bis zum 10. Juli nahm Göbel 2250 neue Emigranten an; vom 16. bis zum 21. Juli aber täglich mehr als 800, sodaß binnen acht Tagen 5018 Köpfe zu den genannten 2250 hinzukamen. Es würde ermüdend und eintönig sein, wollten wir alle einzelnen Züge auf ihren Märschen begleiten. Vielleicht wird hier eingewandt, es müßten sich doch große Unterschiede der damaligen Kultur in den einzelnen deutschen Landen an der Hand der Emigrantenwanderungen nachweisen lassen. Auf dem östlichsten Wege, der Dresden berührte, sah es doch zweifellos anders aus, als auf dem westlichsten, der über Heidelberg und Frankfurt am Main führte. Aber unsere Quellen bieten in dieser Hinsicht nicht viel. Redselig über das, was sich tausendmal wiederholte, sind sie stumm über vieles, was

uns gerade das Interessanteste wäre. Sie erzählen wie jener Improvisator, der vor Goethe und Eckermann die Aufgabe der Beschreibung einer Rheinreise überraschend schnell löste, nur daß die Reise eben so gut auf der Donau oder Elbe hätte gemacht sein können. Die aus dem Jahre 1732 überlieferten Reisetagebücher einzelner Emigranten, unzählige Druckschriften aus den verschiedenen Städten, die gastlich ihre Thore und Häuser öffneten, Predigten und Lieder, mit denen man sie begrüßte: das alles fügt dem Bilde, das wir bereits kennen, kaum neue Linien hinzu. Wie bei allen derartigen Erscheinungen kann man jedoch eine aufsteigende Bewegung, einen Höhepunkt und eine Abnahme in der Begeisterung unterscheiden, mit der man die Emigranten begrüßte. Als die ersten Trupps heranzogen, war man in Mittel- und Norddeutschland, wenn auch nicht mehr in gleichem Maße, wie wir es oben in Kaufbeuren und Augsburg kennen lernten, von dem Neuen überrascht, z. T. auch etwas mißtrauisch. Als monatelang die Wanderungen nicht aufgehört hatten, wurde man auch dieses Anblickes als eines fast alltäglichen gewohnt und zeigte sich zwar hülfsbereit, doch weniger freigebig mit Bewunderung und Mitleid. In der Zeit des Höhepunktes aber bieten zwei kleine Residenzen eigenartige Bilder, die nicht ohne kulturhistorisches Interesse sind: Coburg und Wernigerode. Als am 21. Juli die ersten Emigranten heranzogen, ritt ihnen der Herzog von Saalfeld, begleitet von seinen Cavalieren, entgegen und bewillkommnete sie unter freiem Himmel. Wie sie sich Coburg näherten, wurde zum erstenmal mit allen Glocken geläutet, und alles strömte zusammen; ein zweites Glockengeläut gab das Zeichen zum Ordnen des Festzuges, und unter den Klängen des dritten Glockenschalles setzten sich der gesamte Rat, die Prediger, das Schulkollegium, alle Schulkinder und viel tausend Zuschauer in Bewegung, dem äußersten Thore zu. Dort hielt der Generalsuperintendent eine erbauliche Ansprache, und

dann zog die ganze Menge unter dem Gesange geistlicher Lieder auf das Rathaus. Dort wurde die Einquartierung geordnet; es war unmöglich, alle Nachsuchenden mit Fremdlingen zu versehen, „ob man sich gleich noch so kläglich darüber bezeugete." Am 22. Juli geleitete dieselbe Prozession wie tags vorher die Exulanten in die Moritzkirche; als nach der Predigt ihrer 146 zum Abendmahlstisch traten, sang die Gemeinde unter dem Schall von Pauken und Trompeten das „Herr Gott, dich loben wir." Als bei einem zweiten Emigrantenzug die Salzburgerin Anna Margaretha Zehner in Coburg starb, wurde sie mit aller Pracht beerdigt. Die Leiche wurde in der Hauptkirche aufgestellt, was sonst nur bei den vornehmsten Familien geschah. Der gesamte Rat, die Bürgerschaft, alle Emigranten geleiteten sie zur letzten Ruhe, und der nächste Verwandte der Gestorbenen wurde von dem Generalsuperintendenten und dem Bürgermeister geführt. Als die Herzogin dem Glaubensexamen der Salzburgerinnen beiwohnte, gefiel ihr das Antworten eines Mägdleins von vierzehn Jahren so ausnehmend, daß sie es wiederholt umarmte. Sie war aus St. Veit und hieß Margaretha Genser(in), Tochter des Hans Genser und der Anna Hopfgärtner(in) (die Salzburger Frauen behielten stets ihren Familiennamen bei). Die Herzogin bat den Kommissar, ihr das Mägdlein da zu lassen, und sah es, als sich Schwierigkeiten ergaben, ungern ziehen. Doch als sie fort waren, ließ es ihr keine Ruhe, sie schickte ihr eine Chaise mit zwei Pferden hinterher, die den Trupp in Meiningen einholte. Dem Kommissar ließ sie sagen, sie werde sich bei dem König von Preußen über ihn beschweren, wenn er ihr nicht das Mädchen herausgäbe. Der Kommissar rief es und seine Eltern herzu und stellte alles in ihren freien Willen. „Weil es nun mit allerseits Bewilligung geschahe, so nahm die Tochter von ihrem Vater, Mutter, Bruder und Schwester einen so jämmerlichen Abschied, daß allen Umstehenden die Thränen

über die Wangen flossen. Darauf suchte sie ihre Barschaft, die ungefähr in drei Thaler bestand, hervor, verteilte dieselbe nebst ihrem Geräte unter die Familie, setzte sich in den Wagen und fuhr nach Coburg davon." Dort wurde sie mit den kostbarsten Kleidern geschmückt, die aber alle in Salzburger Tracht gemacht waren, mußte von nun an quer vor dem Bette der Fürstin zu ihren Füßen schlafen und in dem Gemach der Herzogin an einem besonderen Tisch von silbernen Schüsseln essen. Man hat sich damals dafür interessiert, was sie zu Weihnachten bekam: ein Paar Schuhe mit Gold bordiert, grüne seidene Strümpfe mit goldenen Zwickeln, einen Rock in Carmoisinrot mit dreifachen, handbreiten goldenen Tressen besetzt, eine Schnürbrust von grünem Sammet mit Gold durchnäht, eine mit Gold gestickte Haube und einen mit handbreit goldenen Tressen eingefaßten Hut. — Ob sie sich dauernd glücklich gefühlt hat, scheint nicht überliefert zu sein. — Die gothaische Linie blieb hinter der Coburger nicht zurück. Den durch Hildburghausen, wo die Herzogliche Durchlaucht Ernst Friedrich residierte, durchreisenden Emigranten warteten der Regent, die Herzogenmutter, die Herzogin, ein Prinz und zwei Prinzessinnen bei Tische selbst auf, legten die Teller hin und nahmen sie auch wieder weg. Räte und Cavaliere trugen die Speisen auf den Tisch und schenkten ihnen ein. Die Herzogin behielt eines wohlhabenden Salzburger Bauern, Leonhard Fleischmann, Tochter Charlotte mit Bewilligung der Eltern bei sich; sie versah in eleganter Salzburger Tracht das Amt einer Kammerjungfer.

Man kann zwar diese und ähnliche Vorkommnisse aus Modeschwärmerei für Salzburgische Baueneinfalt erklären, die an den Höfen Wurzel gefaßt habe, wo sonst oft die unnatürlichste Verwelschung herrschte. Aber das trifft doch nicht den Kern der Sache. Koburg, Weimar, Gotha u. s. w. betrachteten sich als Erben der Wettiner Tradition aus der

Reformationszeit, und indem sie sich zu dieser in der Salzburger Emigrationszeit offen bekannten, traten sie in Gegensatz zu einer starken Zeitströmung innerhalb der hohen Aristokratie und der Fürstenhäuser. In einer 1732 von der akademischen Buchhandlung des Breslauer Jesuitenkollegs zum zweiten Mal gedruckten Predigt des Augsburger Jesuitenpaters Franz Xaver Pfeyffer heißt es: „Was soll auch das für ein eclatanter Beweis sein, daß 20000 dergleichen Leute, wie diese salzburgischen Gebirgsleute seind, sich auf einmal zu dem lutherischen Glauben bekennet, gegen die Bekehrung einer einzigen Fürsten-Person von der lutherischen zu der katholischen Religion? Wir Katholische aber können uns rühmen, daß gegen die 60 Fürstenpersonen sich von der lutherischen, darin sie geboren, zu der katholischen Religion gewendet haben, da die Herren Lutheraner nicht mit einer einzigen können aufziehen, die katholisch geboren, nach dem Tode des Luther ihren Glauben habe angenommen!" Eine damals erschienene poetische Flugschrift „Catholisch ruffende Glaubens-Stimme an den Saltzburgischen Gebürg-Bauern", weist auf diesen Gegenstand hin:

„Betracht' so viel König, viel Fürsten dazu,
Die vormals im Gwissen empfunden kein' Ruh,
Als lang sie Calvinisch und Luthrisch gewest,
Bis Gott sie vom Irrtum hat gnädig erlöst.

Hochgräfliche Häuser, freiherrlich Geschlecht,
Großmächtige Menge, nicht zählen ich's möcht,
Sich haben von Calvin und Luther getrennt,
Zur römischen Kirche großmütig bekennt.

Man weiß kein Calvinisch, kein Luthrisches Haus,
Wo nicht einig Fürsten und Prinzen daraus
Durch göttlich's Einsprechen den Glauben changirt,
Zur Römischen Kirch sind glückselig marschirt.

O irrendes Schäflein, ach folge doch nach,
Herfür aus dem Finstern zum hellen Mittag,
Zur römischen Kirchen, in der nur allein
Das ewige Leben zu finden wird sein!"

Die Ernestinischen Höfe feierten die salzburgischen Emigranten vor allem als Vertreter lutherischer Bekenntnistreue. Die thüringische Bevölkerung war darin mit ihnen eines Sinnes. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß gerade in diesen Gegenden, zum Beispiel um Schleusingen herum, sich der damals von den Exulanten mitgebrachte „Evangelische Sendbrief" Joseph Schaitbergers bis auf den heutigen Tag als vielgebrauchtes Andachtsbuch beim Volke erhalten hat.

Die Religiosität der Salzburger hatte aber auch andere Elemente, als das konfessionelle, nämlich pietistische. Diese sind in Preußen, besonders von Halle und Berlin aus, wo Francke und Spener gewirkt hatten, gepflegt worden. Unter den damaligen kleinen Höfen vertrat vorzugsweise der Stolberg'sche zu Wernigerode diese Richtung. Es würde nun nicht viel Bemerkenswertes darin liegen, daß die Exulanten dort demgemäß aufgenommen und beurteilt worden sind, wenn uns nicht gerade für die Wernigeroder Episode eine Quellenschrift zu Gebote stünde, welche sich von den oben gekennzeichneten Mängeln der Durchschnittslitteratur fast völlig freihält. Sie trägt den Titel „Erbauliches Andencken der Saltzburgischen Emigranten, welches dieselben zu Wernigerode hinterlassen, als derselben bey drey Hundert den 25. Mey und Tausend und fünf und viertzig den 16. September 1732 daselbst durchgereiset." Verfasser ist der Wernigeroder Hofrat v. Caprivi, ein Vorfahr des zweiten deutschen Reichskanzlers.

Schon die Art der historischen Betrachtungsweise ist charakteristisch. „Es hat Gott im 1732. Jahre diejenigen Seelen, welche um der evangelischen Wahrheit willen in dem Salzburgischen alles verlassen, auf ihrer Reise nach Preußen durch verschiedene Umwege geführet. Sie sollten als ein gutes Salz vielen Städten zum Nachdenken, und besonders allen denen, die bey so hellem Licht des Evangelii unter uns schlafen, ja im Tode liegen, zu einer kräftigen Aufweckung dienen. Darum mußten sie auch

durch viele Lande geleitet und zerstreuet werden." Wernigerode war damals Residenz des Grafen Christian Ernst von Stolberg, eines Mannes im Anfang der vierziger Jahre. Sein Hofprediger war, als Nachfolger des in eine Hallenser Professur berufenen Landeskindes Liborius Zimmermann 1731 Samuel Lau geworden, beide bekannt als Dichter von Kirchenliedern. Mehr als von diesen jüngeren Männern ließ sich der Graf durch den uns schon bekannten Augsburger Senior Samuel Urlsperger in seinen Anschauungen und in seinem Verhalten bestimmen, im Sinne eines keineswegs engen, opferfreudigen Pietismus. Durch diesen Mann wurde auch der Wernigeroder Hof mit der freundlichsten Stimmung gegen die Salzburger erfüllt. Der erste Trupp, welcher dorthin kam, bestand aus Unangesessenen, meist jungen und ledigen Leuten, die Anfang Mai von Schwaben nach Frankfurt am Main marschiert, und am 5. Mai von dort nach Darmstadt und Kassel aufgebrochen waren. Er kam am Sonntag der Erhörung, Exaudi, (25. Mai) aus dem Gebiet des Herzogs Ludwig Rudolf von Braunschweig, der an der Grenze den Männern je sechzehn, den Frauen je acht Groschen auszahlen ließ, gen Wernigerode herangezogen. Von Staplenburg wurden sie eingeholt. Der Graf kam ihnen zwei Stunden weit entgegengeritten, empfing sie aufs freundlichste und ließ sie schon unterwegs mit Speise und Trank bewirten. Eine ziemliche Anzahl frommer Bürger, teils aus Wernigerode, teils aus Ilsenburg, kam ihnen singend entgegen und trafen bei dem letzten Verse des Lutherliedes mit ihnen zusammen: „Wer soll Israel, dem Armen, zu Zion Heil erlangen? Gott wird sich seines Volks erbarmen und lösen, die gefangen. Das wird er thun durch seinen Sohn, davon wird Jakob Wonne han und Israel sich freuen." Dann mischten sie sich unter die Salzburger und knüpften mit vielen derselben ein inneres Gemeinschaftsband. Zehn Uhr abends trafen

sie unter beständigem Singen und Läutung aller Glocken in Wernigerode ein, wie denn auch an allen anderen Orten der Grafschaft, durch die sie zogen, an die Glocken geschlagen wurde, „zum Zeichen, daß Personen, welche Gott als besondere Zeugen der Wahrheit gebrauchet, ihren Einzug hielten." Für eine eigentliche Predigt war es zu spät, es fand nur eine kurze Abendansprache statt. Dann ereignete sich dasselbe, was wir schon von manchen Orten berichtet haben. Aber wie ganz anders faßte man hier in Wernigerode dieselben Vorkommnisse auf, als etwa der Leipziger „Ausführliche Historicus"! Caprivi berichtet: „Nach geschlossenem Sermon suchte ein ehrsamer Rat die werten Salzburger zur leiblichen Verpflegung in die schon vorher besorgten und bereiteten Quartiere weisen zu lassen, allein die herzlenkende Kraft Gottes ließ sich das Recht nicht nehmen, selbst die Einteilung für die zu machen, welche sich desselben alleiniger Führung mit verbundenen Augen bisher überlassen. Sie neigte das Gemüt hiesiger Bürger dermaßen zu den Fremdlingen, daß, ehe man sich umsah, jeder seinen Wirt hatte. Keiner hatte der Gäste genug." Sie blieben drei Nächte und zwei Tage dort. Etwa 500 Thaler an barem Gelde nahm der erste Trupp von Wernigerode mit. An der Grenze angelangt, baten die Emigranten den begleitenden Pastor Gieße, ein Gebet zu sprechen, bei dessen Abhaltung dann, wie Caprivi gewissenhaft sagt, man eine „fast" allgemeine Bewegung vermerkte. Alle standen im Kreise, die Männer hielten ihre grünen Hüte in den Händen. Zum Schluß wurde, sehr passend, der letzte Vers aus dem Glaubenslied des Speratus: „Es ist das Heil uns kommen her" gesungen, und der Zug ging nach Halberstadt weiter, wo man sie, wie es in der „Ausführlichen Historia" heißt, „mit ängstlichem Verlangen erwartete".

Die zweite nach Wernigerode gekommene Emigrantenschar zeigte in manchen Stücken ein ganz anderes Bild. Sie



gehörte einem Zuge an, den man als den siebzehnten der Eingesessenen zu bezeichnen pflegt. Dieser umfaßte von allen die größte Menge Menschen, zu Zeiten wohl an 2000 Köpfe, teilte sich aber bisweilen unterwegs. Er war über Memmingen gekommen, wurde von dem preußischen Kommissar Dr. Brückner geführt und langte am 13. September mit 104 eigenen Wagen, von denen 60 vierspännig waren, in Nordhausen an. Dort wurden sie feierlich empfangen. Auf beiden Seiten des Zuges marschierten über anderthalbhundert bewaffnete Bürger und gaben bis zum Marktplatz das Geleit, damit die Salzburger nicht auf dem Wege weggerissen würden, wie das vorige Mal in dieser Stadt geschehen. Wohl waren die Nordhäuser stolz auf das, was am Ende des letzten Monats bei ihnen geleistet worden, aber nicht alles war im Wiederholungsfalle zuläßig, so schön es auch damals gewesen. In der Nacht vom 27. zum 28. August 1732 hatte nämlich die Thüringer kaiserliche Reichsstadt einen Anblick geboten, wie man ihn zu jener Zeit nicht kannte: sie prangte in Straßenbeleuchtung. Die Emigranten waren durch stürmisches Wetter aufgehalten und kamen erst, als es schon dunkel war, an. „Es war schon ganz finster, aber dem ungeachtet war es in der ganzen Stadt helle." Man sandte ihnen



Die kleinen Kinder, und so lagen hart gefangen
Mit denen kunde man, wie ein Triumphe prange.
10.

nicht nur viele Laternen aufs Feld entgegen, sondern die Bürger hatten auch in allen Straßen, da die Emigranten durchmußten, „in und vor die Fenster Lichter gestellet" und an die Häuser brennende Laternen gehängt, was bei den Salzburgern nicht wenig Verwunderung erregte. Dabei waren die liebreichen Bürger von solcher Begierde gewesen, Salzburger als Gäste zu bekommen, daß sie deren Wagen schon vor dem Thore auffingen und mit ihren eigenen Vorspannpferden in ihre Remisen führten; alle Ordnung war damals durch die überströmende Hilfsbeflissenheit gestört; selbst die Kranken wurden in die Privathäuser davongetragen, so daß die Beamten des Hospitals, wo für dreißig Betten Einrichtung getroffen war, mit knapper Not sich sieben Salzburger bemächtigten, von denen zufällig fünf gesund waren. Jetzt aber ging alles ziemlich ordentlich zu, obwohl die herzliche und opferbereite Gesinnung der Bürger dieselbe geblieben war. Reich beschenkt und erquickt zog die große Schar am 15. September nach Elbingerode weiter. Dort teilten sie sich, denn der Graf von Stolberg hatte von dem preußischen Kommissar verlangt, daß er tausend Mann nach Wernigerode schicke, weil er diesen seine besondere Liebe in geistlicher und leiblicher Verpflegung erweisen wolle; die

übrigen 900 wandten sich nach Halberstadt. So fuhr denn am 16. September die gräfliche Herrschaft den 1045 Gästen entgegen; 920 Personen wurden von ihr im Orangeriesaale gespeist; die Bürger Wernigerodes zeigten ebenfalls ihre Mildthätigkeit in dem besten Lichte. Aber vor allem hat man es sonst nirgends so darauf angelegt, die Geistesgemeinschaft mit den Salzburgern zu pflegen und in das ihnen eigentümliche Innenleben einzudringen. Aus anderen Städten werden über das innere Leben der Gäste aus diesem Zuge meist nur zufällige Einzelbeobachtungen berichtet. Einiges davon möge hier angeführt werden, weil es sich um dieselbe Gruppe von Salzburgern handelt, von denen Caprivi erzählt, und weil dessen Bericht dadurch ergänzt und bestätigt wird. In Nordhausen machte Eindruck, was Rupert Aesteck erzählte: Wenn es seine Kinder nicht gethan hätten, wäre er auf seiner Hefen liegen geblieben. Er hatte schon immer emigrieren wollen, als aber der Haufe vorbeizieht, stellt sein Weib ihm vor, es sei doch zu schwer mit den kleinen Kindern. Sie entschließen sich zu bleiben und „Jesu heimlich zu dienen“. Dazu hätten sie freilich abschwören müssen. Sie schicken sich an zur Arbeit zu gehen, doch dem Vater ist weh zu Mute. Da werden die Kinder vermißt und endlich im Zuge gefunden; die zwei ältesten führen das jüngste; jedes hat sein Bündelchen mit und einen Laib Schwarzbrot. Von den Eltern gerufen antworten sie, sie müßten mit den Glaubensbrüdern fort in die evangelischen Lande! Drauf redet der Vater die Mutter an: „Liebe Christine, wir wollen mit“, und sie erwidert: „Ja, lieber Mann, wo du hingehst, da gehe ich mit.“ Wie diese Leute, war auch die 33 jährige Christina Leidnerin aus Goldegg in dem Zuge gegangen, der nach Wernigerode kam. Sie hatte sich des Evangeliums wegen von ihrer ganzen Familie getrennt. Zu Nordhausen lag sie geduldig an schwerer Krankheit darnieder und äußerte auf die Frage, wie es ihr gehe: „Sehr schlecht, Gott sei

Dank." Darüber zur Rede gestellt, daß sie sich wohl prüfen müsse, ob solcher Dank von Herzen gehe, gab sie zur Antwort: „Es ist mir genug, daß ich in der evangelischen Religion sterbe. Haben wir das Gute von dem Herrn empfangen, warum sollten wir das Böse nicht auch mit annehmen?" Derartige einzelne Züge werden auch sonst oft berichtet, auch aus Gera, Halberstadt u. s. w. Aber nirgends hat man sich so wie in Wernigerode bemüht, dem Wesen der ganzen Bewegung auf den Grund zu kommen. Was Caprivi in dieser Beziehung berichtet, trägt zwar die Färbung der Anschauungen seiner Kreise, stimmt aber im wesentlichen durchaus mit dem überein, was aus den Wiener und Salzburger Archiven zu entnehmen ist und erscheint im Grunde weniger subjektiv aufgefaßt als manche Berichte des trefflichen Göcking, dem die meisten Emigrationshistoriker folgen.

Alle Emigranten in Wernigerode versicherten durchgängig, sie hätten nicht rebelliert gegen die Obrigkeit, sondern sich um des Wortes Gottes willen nur gegen den falschen Glauben aufgelehnt. Essen und Trinken hätten sie im Salzburgischen genug gehabt, deswegen hätten sie nicht nötig gehabt, auszuziehen; sondern um des Wortes Gottes willen kämen sie. Als man viele einzelne über Erweckungen und Bekehrungen unter ihnen fragte, meinte Johannes Francke, einer der sehr wenigen Bergleute unter diesen Emigranten, er habe Läuterungen Gottes erfahren, als er zu Salzburg gefangen gesessen. Die folgenschwere Entscheidung in der letzten Juliwoche des vorigen Jahres, da die erzbischöfliche Kommission im Gebirge umherreiste, und ganze Scharen ihren von den Vätern ererbten und heimlich gepflegten evangelischen Glauben bekannten, auch von da ab keine katholische Kirche mehr betraten, konnte auch als Durchbruch, als Bekehrung aufgefaßt werden, und so stellte es sich jetzt vielen Emigranten dar. Ein Salzburger erzählte, sie hätten lange Zeit bei dem öffentlichen Gottesdienst der Katholiken mitgeheuchelt und sich

mit Weihwasser besprengt; aber um Jacobi (25. Juli) des Jahres 1731 wären sie fest geworden. Ein anderer rühmte, wie Gott an diesem Jacobitage große Barmherzigkeit an seiner Seele gethan hätte, nachdem er sein Elend sehr fühlen und empfinden müssen. Ein dritter sagte auf Befragen, wie lange Gott an seiner Seele gearbeitet? „O wohl schon 10 Jahr; aber ich bin ein Heuchler gewesen bis auf Philippi Jacobi, da habe ich was erfahren! Eine solche Freudigkeit, daß ich Kühe und alles konnte stehen und fahren lassen." Noch mehrere andere gaben diesen Tag als den an, da ihren Seelen besonderes Heil durch lebendige Erkenntnis Jesu Christi widerfahren sei. Einige beweinten, daß sie so lange vor Menschen geheuchelt und nicht eher das Wort öffentlich bekannt hätten. Ein alter Mann beteuerte, daß er dafür Gott sonderlich lobe, daß er diese Verfolgung geschickt, weil sonst die Wahrheit bei einigen wohl gar wäre zurückgegangen, bei anderen nicht recht durchgebrochen; diese Trübsal habe jedoch bei diesen alles wieder erweckt, und durch sie seien noch mehr herzugetreten. Ein anderer brach mit Thränen in diese Worte aus: „Heuchler, Heuchler wären wir geblieben, wenn uns der liebe Gott durch unsern Erzbischof nicht so aus Babel ausgetrieben; und daß so viele sich mit zum Evangelio bekannt auf die angesetzten Termine bei unsern Pflegern, das hat Gott nach seiner Weisheit dadurch hervorgebracht, daß die meisten glaubten, je größer der Haufe der Evangelischen würde, desto leichter und gewisser würde man ihnen evangelische Prediger hineinschaffen." Da nun Gott durch diese Hoffnung sie erst zu dem Entschluß gebracht, sich öffentlich als evangelisch zu bekennen, so habe er sie, nachdem sie nun einmal ins Wasser hineingestoßen, mit der Freudigkeit und Kraft begabt, daß sie getrost durchschwimmen konnten. „Merkt's wohl, ihr Herren", fuhr er fort, „hierunter liegt ein Geheimnis, wie es beim roten Meer ging!" Dieser versicherte, sie hätten nur das Wort gern ins Land hereinhaben,

nicht aber mutwillig hinauslaufen wollen. In den Pässen stehe zwar „freiwillig" — ja wohl freiwillig zum Evangelio bekannt und um deswillen, weil man davon nicht lassen wollte, ausgezogen; aber sonst hätten sie wohl gemußt. — Caprivi berichtet weiter, „eine hohe Person" (vielleicht der Graf selbst) habe einen Bergmann gefragt, ob wohl alle diese Seelen Buße und Glauben erfahren hätten, und also gewiß zum Leben eingingen? Der Mann gab hierauf die nachdrückliche Antwort, nachdem er zuvor die zwei vordersten Finger hoch emporhub: „Josua und Caleb." Die Standesperson, so über solcher unvermuteten Replik sehr bewegt wurde, erinnerte ihn: Er möchte für sie beten, daß sie mit unter diesen wäre, und Gott sie tüchtig mache, alles darüber zu leiden, sollte sie auch einmal, wie der Bergmann, mit dem Stabe davon gehen müssen. Auf dieses versetzte er: „Das war ein Wort! Gott gebe Gnade! Es scheint ja, als wären wir in eine Schule gegangen, ja nun, es hat uns ein heiliger Geist gelehret. Wir freuen uns, wenn wir solche Leute antreffen." Viele der Emigranten bejahten die Frage, ob sie um des Evangeliums willen auch ihr Leben gelassen haben würden. Dabei wird ausdrücklich hervorgehoben, daß keine Selbstgerechtigkeit bei ihnen zu finden war: „Wir sind noch böse Leute, Gott hat uns nicht anders bringen können." In Luthers Schriften, namentlich den Katechismen und der Kirchenpostille, sowie in den Büchern Johann Spangenbergs fand man viele gut beschlagen. Caprivi nennt unter den Schriftstellern, die sie gut kannten, auch Staupitz; doch stammte, was sie von ihm wußten, wohl aus sekundären Quellen. Die Antwort „Josua und Caleb", welche der Bergmann gab, weist übrigens nicht bloß auf die Bibel, sondern zugleich auf des Gasteiner Lutherfreundes Martin Lodinger „Trostbüchlein und Vermahnung in der Verfolgung" zurück, wo Josua und Caleb als Vorbilder der wenigen gepriesen werden, die allein Gott gehorchen wollen. Auf den Besitz

von guten Büchern legten jene Exulanten ungemein hohen Wert. Als im August 1732 der Ratsherr Stötzer zu Quedlinburg Emigranten beherbergte, fand er, daß einer ein Buch in einem Futteral von Eisenblech mit sich führte. Auf Befragen erklärte jener, dies habe er aus Not so verfertigen lassen müssen, denn da er das Buch aus Furcht vor Entdeckung und Strafe tief in die Erde vergrub, konnte er es nur so vor Nässe und Moder schützen. Dieser Bericht giebt ein Beispiel für viele. Wie oft sind später im Erzstift halbvermoderte evangelische Bücher von Gerichtsdienern ausgegraben! — Als dem Vorsteher der Salzburger von einem Wernigeroder Buchbinder eine Bibel verehrt wurde, war er so fröhlich darüber, daß er sie bald in die Höhe hielt, bald besah, bald an die Brust drückte und äußerte, er freue sich, daß er die Bibel nun frei lesen dürfe. Von der Bibelkenntnis mancher Salzburger, die in sehr vielen gleichzeitigen Emigrationsschriften gerühmt wird, giebt Caprivi ein Beispiel. Eine hohe Person (es scheint der junge Graf gewesen zu sein) habe einem Salzburger den Spruch zugeschickt Jes. 49, 15 (Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen u. s. w.). Da habe der Mann, sobald er es gelesen, gesagt: „Ja wenn man das mitnimmt, was vorher steht, V. 14!" Dort heißt es nämlich: „Zion aber spricht: Der Herr hat mich verlassen, der Herr hat meiner vergessen." Er wollte sagen, daß es oft so aussehe, als vergesse Gott die Seinen, daß gerade dann aber die, und nur die, welche mit Grund sich als unter „Zion" mitbezeichnet ansehen können, Ursache haben, sich auf die mütterliche Leitung der Vorsehung zu verlassen. Auch sonst wird oft gerühmt, daß viele Salzburger in der Bibel nicht bloß kapitelfest seien, sondern auch die Verszahlen wüßten. Selbst bei einigen, die nicht lesen konnten, fand man in Wernigerode überraschende Kenntnisse, die sie sich durch angespannteste Aufmerksamkeit beim Vorlesen und festes Einprägen des Gehörten erworben hatten. Öfter wird berichtet, daß manche

Salzburger die Gewohnheit hatten, nach dem Anhören von Predigten sich an keinem Gespräch zu beteiligen, sondern, wenn möglich, die Zurückgezogenheit aufzusuchen, damit sie alles noch einmal überdenken könnten. In Wernigerode und anderswo bildeten sich auch nach den Predigten Gruppen, in denen man zusammensaß, um das zu wiederholen, was von dem guten Samen des Wortes in das Herz gefallen war. Wie bei den Religionsexamina, die mit den Salzburgern abgehalten sind, so wird auch in Wernigerode aus dem Eindruck der Gespräche mit vielen Einzelnen das Ergebnis berichtet, die meisten zeigten richtige Begriffe über Wesen Gottes, Dreieinigkeit, Wort Gottes, Christus, Sünde, Rechtfertigung, Buße und Glauben. Wiedertäuferisches zeigten sie nicht. Von dem Wert des Taufbundes und des Altarsakraments unter beiderlei Gestalten wußten viele klar und deutlich Rechenschaft zu geben. Andere freilich, und namentlich solche, die den ersten Zügen angehörten, fand man noch recht unwissend in religiösen Dingen; bei den von Caprivi beschriebenen Emigranten scheinen solche nicht gewesen zu sein. Übereinstimmend wird aus den verschiedensten Orten berichtet, daß die Salzburger sich eifrig in andächtigem Gebet zeigten und sich dabei völlig kindlich und unbefangen geberdeten, als sei das Gebet die natürlichste und selbstverständlichste Sache von der Welt. „Man trifft Betende auf dem Kirchhofe, im Hofe, im Haus, in Zimmern." Sie beteten oft sachte vor sich hin und ließen sich nicht stören, ob auch von andern geredet wurde. Die Emigranten selbst thaten hierbei, als ob sie einander nicht sähen. Abends und morgens fand man sie meist auf den Knieen liegend. Sie waren sanftmütig gegen ihre Verfolger, nannten Firmian ihren lieben Erzbischof und versicherten, daß sie, wie ihr Ausdruck lautete, „schrecklich" für ihn beteten. Caprivi urteilt über sie im allgemeinen: „An dem Leben und Wandel des mehresten Teils dieser Salzburger hat man eine Abbildung von der

Gestalt der ersten Christen und eine lebendige Apologie für die angetroffen, welche heutiges Tages ihr Christentum auf ein rechtschaffenes Wesen setzen ... Sie befleißen sich der Wahrheit, machen nicht mehr von sich, als ihnen zukommt, sind mäßig, halten überaus fest zusammen."

Diese Auffassung des Charakters der Emigranten hat selbstverständlich, wo immer sie damals laut wurde, auf katholischer Seite lebhaften Widerspruch gefunden. Wir wollen auf diese Invektiven hier nicht näher eingehen und nur eins hervorheben. Die Exulanten haben selbst ihren Gegnern eine Hauptwaffe in die Hand gegeben, wenn sie oft bekannten, sie hätten bis zum Jacobitag 1731 in der Heuchelei gelebt. „Da hört ihr es ja", so hieß es, „was es für Leute sind, die ihr so feiert, nämlich Menschen, die nach ihrem eigenen Geständnis ihr bisheriges Leben in Heuchelei zugebracht haben. Und denen wollt ihr jetzt glauben und trauen?"

Aus Selbstvorwürfen Anderer Anklagen zu schmieden, sind die stets am schnellsten bereit, die ihr eigenes Verhalten nie einem Selbstgericht unterziehen. Mit dem gewöhnlichen Maßstabe gemessen, ist der Vorwurf der Heuchelei ein viel zu harter. Die evangelischen Gebirgsbewohner im Salzburgischen haben sich Generationen lang in den optimistischen Traum eingewiegt, sie könnten im Herzen evangelisch sein und doch die katholischen Gebräuche mitmachen, hatten an der trügerischen Hoffnung festgehalten, die im Reformationsjahrhundert über einen Melanchthon so oft eine fast berückende Gewalt gewann: in der „allgemeinen", d. i. katholischen, christlichen Kirche müsse auch für sie Raum sein. In der Praxis ging es dabei ohne Selbstbetrug nicht ab, und weil sie selbst als Motiv desselben das Streben nach Gemächlichkeit und guten Tagen erkannten, beurteilten sie später ihr aus furchtsamer Unentschlossenheit hervorgegangenes Verhalten als Heuchelei. Es fehlte übrigens damals nicht an Leuten in Deutschland,

die, vom Standpunkt eines aufgeklärten skeptischen Indifferentismus aus, den Salzburgern gerade ihre spät und mühsam errungene Überzeugungstreue zum Vorwurf machten. Ein kleiner Trupp von 51 Personen kam am 11. Juli nach Frankfurt am Main und zog von da über Hanau nach Eisenach. Unterwegs hatten sie (leider wird nicht gesagt, wo) eine Art Religionsexamen zu bestehen, von dem „ein vornehmer Freund" der Emigranten später einen ausführlichen Bericht aufsetzte. Die Prüfenden meinten, alle Religionen seien einerlei, die guten Leute hätten ruhig katholisch bleiben sollen. Als die Emigranten in der ihnen gewohnten Ausdrucksweise erklärten, sie hätten sich nicht getraut, dabei selig zu werden, wurden sie gefragt, wie sie denn auf den Gedanken gekommen wären? Als jene sich auf die heilige Schrift beriefen, an die sie sich allein halten wollten, gab man zu verstehen, es sei falsch und willkürlich, sich so genau an die Bibel zu halten; die katholische Konfession könne ebenso gut damit in Übereinstimmung gebracht werden, die Papisten bewiesen ihre Lehren ja auch aus der Schrift. Sie hätten nicht so viel in der Bibel grübeln, lieber in der Einfalt bleiben, sich an dem begnügen lassen, was die Priester lehrten, und es die Pfaffen verantworten lassen sollen. Es wäre auch, so redete man weiter auf sie ein, kein Unglück gewesen, wenn sie im Herzen evangelisch geblieben und sich äußerlich zum Katholizismus bekannt hätten. Sie erklärten darauf, dann käme ja das Wehe über sie, das Jesus den heuchelnden Schriftgelehrten zugerufen: wer Christum verleugnet, werde von ihm auch verleugnet. Paulus lehre, daß man durch Herzensglauben und durch das Bekenntnis des Mundes gerecht und selig werde. Es heiße auch: „Weil du lau bist und weder kalt noch warm, will ich dich ausspeien aus meinem Munde u. s. w." Aber jene meinten doch: „Ihr hättet besser gethan, ihr hättet euch wieder zur katholischen Religion bequemt, ehe ihr aus

dem Lande gezogen wäret.“ Jetzt hätten sie ja alles verlassen und verloren. Aber die Salzburger antworteten: „Besser das Zeitliche als das Ewige verloren. Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele.“

Was den Vorwurf der Heuchelei betrifft, so ist er durch die spätere Geschichte der Emigrantenkolonie widerlegt, denn diese zeigt uns nicht Leute, die mit frommen Redensarten um sich werfen, sondern solche, die schlicht und recht in harter Arbeit sich eine neue Existenz gründen. Sie zeigt freilich auch, daß die Beurteilung, welche man den Emigranten in Wernigerode und anderwärts angedeihen ließ, was die große Masse anbetrifft, zu optimistisch war. Daß die Salzburger Kolonieen in Ostpreußen eine geistig welterobernde Kraft gerade auf religiösem Gebiet entfaltet hätten, wie es die ersten Christengemeinden doch thaten, wird sich schwerlich nachweisen lassen. Die Emigranten kamen ja auch nicht als Träger neuer Ideen, welche Keime einer unendlichen geistigen Entwickelung in sich bargen. Was sie brachten, war das Alte, längst Bekannte, kaum von einer besonderen Seite angefaßt oder ausgebildet, aber in herzgewinnender kindlicher Einfalt ergriffen und mit lebendiger, opfermutiger Thatkraft behauptet. Auf ein auch in religiöser Hinsicht kulturmüdes Zeitalter übte ihre vom Handwerkszeug gelehrter Theologie und von pietistischer Dressur nichts wissende, ursprüngliche evangelische Frömmigkeit einen erquickenden Zauber aus, wie Morgenfrische nach einer durchwachten Nacht. Auch wo die Rede dieser Männer aus dem geringen Volk ein bloßes Stammeln war, freute man sich, die Naturlaute einer Kinderseele zu hören. Das gilt besonders von Schaitbergers Exulantenlied, doch auch von den Gesängen, die Rupert und Georg Schwaiger für die Wandernden gemacht hatten. Die zuletzt Genannten gehörten einer Familie an, die mit den Vorwalders und anderen Hauptträgern der

Bewegung verwandt war. Ruep Schwaiger war ein lediger Bursch im Anfang der zwanziger Jahre; er ist unter den ersten unangesessenen Emigranten am 26. November 1731 aus St. Veit vertrieben. Diese ersten Exulanten konnten nicht einmal das Notwendigste mit fortnehmen. Da hat er gesungen:

In Gottes Namen, so heben wir an,
Mit Gott allein ich alls wagen kann.
Steht er mir bei, so bin ich doch frei,
Ja mitten im Tod, oder wo ich nur sei.

Ach Gott, meine Seele ist sehr lang betrübt,
Ich hab' mich schon so lang in dein'm Wort geübt.
Das ist mir ein' Freud' in Kreuz und in Leid,
In Trübsal, Verfolgung und Traurigkeit.

Ich geb mich schon drein, wie es Gott wohlgefällt,
Ob ich schon viel muß leiden in dieser Welt,
Es ist ja das Leiden in der Zeit
Nicht wert der ewigen Herrlichkeit.

Wer hier in der weltlichen Freude will steh'n,
Dem werd'n dort die himmlischen Freuden vergeh'n;
Mit weltlichen Lüsten, mit weltlicher Freud'
Verdient man bei Gott nichts als ewige Traurigkeit.

Bei Römern am achten, da stehts also fein:
„Ist Gott für uns, wer wird wider uns sein?"
Mit Gott will ich leben und sterben allzeit,
Er führt mich in' Himmel in die ewige Freud'.

Jetzt nehm ich mein' Wanderstab in meine Hand
Und ziehe mit Jacob in fremde Land.
Allhie bin ich arm in der Zeit,
Dort aber werd ich reich in der ewigen Freud'.

Das ist mir ein Trost, eine Freud' und ein Ehr',
Geschicht um der evangelischen Glaubenslehr',
Daß ich hier werd' vertrieben aus meinem Vaterland,
Wenn ich sonst niemand hab', ist mir Gott wohlbekannt.

Finde dich Gott, du schönes Vaterland,
Und alle meine Gefreundte, die mir bekannt,
Weil ich es hier muß seh'n mit dem Rücken an,
Adieu Haus und Hof, hier reis' ich davon.

Sein Verwandter Georg Schwaiger gehörte zu den wohlhabendsten Salzburgern; er selbst war bei St. Veit begütert, seine Frau stammte aus dem Radstädter Gericht und hatte dort viele bemittelte Verwandte. Schon am 13. Oktober 1730 hatte er sich in Goldegg zu verantworten, weil er es in dem vergangenen Quatember St. Crucis mit Fleischessen verbrochen habe, besonders aber weil in seiner Leibtruhe ein lutherisches Gebetbuch war gefunden worden. Wenn das Protokoll richtig ist, hat er damals im Glaubensexamen sich zu der Äußerung bringen lassen, die römisch-katholische Kirche sei die wahre, und sonst keine. Seinem evangelischen Predigen wurde erst im März 1732 ein Ende gemacht und dabei an das Hofgericht geschrieben, wenn solche Hauptprediger unter den angesessenen Bauern nicht bald fortgetrieben würden, kämen die wenigen noch übrigen Katholischen völlig zum Abfall. Aus seinem etwas umfangreichen Wanderlied sei hier folgendes mitgeteilt:

Mit Gott woll'n wir anheben allesamm insgemein, unsern Glauben zu besteh'n vor der Welt und jedermann. Wir haben lange Zeit geschmeichelt, bei der Herrschaft lange geheuchelt. Aber hier schweigt man nicht mehr still, mag es gehen, wie Gott will.

Gott läßt noch einmal rufen, jetzt in der elften Stund, und will uns alle heimsuchen, daß wir nicht geh'n ewig zu Grund. Wer sich jetzt nicht läßt finden, wo will der Errettung finden? Wann es kommt zu dem Gericht, da hilft auch kein Bitten nicht.

Noch eins, meine lieben Christen, laßt euch den Weg nicht sein zu lang, wenn's schon oftmals wird gar dunkel, ist uns Christus doch vorhin gang'n. Mit Gott ist es ja

gut wagen, mit dem Glauben wir uns anhaben, und Christi Gerechtigkeit, das ist unser bestes Kleid.

Schlafet wohl, ihr Hinterlassene, wollte Gott, ihr gingt mit uns! Wollt ihr nicht folgen, so laßt euch gesagt sein: Euer Glaube wird gehen zu Grund. Gott mag nicht mehr lang zuschauen, auf die Fürbitte thut nicht bauen. Wann's wird kommen zum Gericht, da helfen auch die Heiligen nicht.

Also wollen wir beschließen dieses Wanderliedelein. Um uns darf gar niemand trauern, nur um die, die Hirten sein. Gott schickt es euch zum besten, sag' ich euch noch zum letzten. Nun fangen wir die Reise an, setzen das Vaterland hintan.



Die letzten Emigrantentransporte nach Preußen waren, wie sich denken läßt, an Kopfzahl geringer und folgten in längeren Zwischenräumen aufeinander, als die früheren. Am 24. September 1732 wurden 22 Personen aus dem Württembergischen über Nördlingen befördert; am 17. März 1733 von Regensburg aus 72 Emigranten, die sich aus den verschiedensten Orten dort zusammengefunden hatten; am 7. Mai 1733 endlich in dem letzten zweiunddreißigsten Transport 126 Exulanten; dann hörten die Züge ganz auf, es kamen nur noch hin und wieder einzelne Nachzügler an. Wohl gab es noch außer diesen nach Preußen ziehenden andere aus dem Salzburgischen und den Nachbargegenden durch Deutschland wandernde Emigranten; aber sie fanden wenig Teilnahme mehr, höchstens daß sie aus der Regensburger Emigrantenkasse, die recht gut dotiert war, eine Unterstützung erhielten. „Man läßt sie als ehrliche Leute passieren und macht nicht mehr so gar viel aus ihnen", sagt der Verfasser der „Ausführlichen Historie derer Emigranten" in der Vorrede zum vierten Teil seines Werks und erklärt zugleich, er lege hiemit seine Feder nieder und wolle

seinen Fleiß auf andere Schriften richten. Denn der blutige Mars sei aufgestanden und lenke aller Augen auf sich, daß man der Emigration gar zu vergessen scheine. Beratschlage man doch zu Regensburg im Reichstag, ob man den Franzosen den Krieg erklären, oder im Deutschen Reich neutral verbleiben wolle; der Kaiser aber rüste sich mit aller Macht, seinen Feinden unter die Augen zu treten. Am 1. Februar 1733 war August der Starke unvermutet gestorben, der polnische Thronstreit zwischen dem russischen Schützling August III. und dem französischen Prätendenten Stanislaus Lescinsky begann, die ganze politische Physiognomie Europas hatte sich verändert. Die konfessionellen Fragen traten für lange Zeit im öffentlichen Interesse völlig zurück. Die großen Hoffnungen, die man evangelischerseits auf ein allgemeines Vordringen des Protestantismus gesetzt, erfüllten sich nicht. Für die ruhige Entwickelung der Salzburger Kolonisation war es ganz gut, daß nicht mehr aller Augen auf die so viel Gefeierten gerichtet blieben. Die Frühlingstage waren vorbei, der Blütenschmuck mußte abfallen, damit die Frucht ansetze, wachse und reife.

Der letzte, 32ste Transport, von dem wir redeten, hatte nicht bloß aus Salzburgern, sondern zu zwei Dritteln aus Berchtesgadenern bestanden. Diese Emigration stand mit der aus dem erzbischöflichen Hochlande in innerem Zusammenhang, zeigte aber charakteristische Unterschiede, vor allem darin, daß es nicht Bauern, sondern Handwerker, Drechsler und Schnitzer waren, die auswanderten. In der gefürsteten Propstei Berchtesgaden war das Evangelium seit langer Zeit weit verbreitet. Das hatte sich schon bei der Salzburger Protestantenvertreibung des Jahres 1685 gezeigt: Joseph Schaitbergers fromme Mutter, Magdalene Danner, die ihn früh im Luthertum unterwies, und seine ebenso gesonnene Gattin, Magdalene Kemmlin, waren Berchtesgadnerinnen. 1708 kam es im Corpus evangelicorum in Regensburg zu Verhandlungen über die Verhaftung von Berchtesgadener

Emigranten, die in Regensburg und Nürnberg Wohnsitz genommen hatten und bei einem Besuch in der Heimat verhaftet und gequält worden waren. Ähnliches wiederholte sich später öfters. Im Spätsommer 1732 aber wirkte, wie im Erzstift, das Wiedererwachen des vielfach eingeschlummerten evangelischen Glaubenslebens mit der Propaganda der Jesuiten zusammen, so daß es zu einer Protestantenvertreibung kam. Vom 6. August bis zum 3. September arbeiteten in dem benachbarten Dürnberg Jesuitenmissionare. In einer Relation an die Ordensoberen findet sich folgende Ausführung: „Die ganze Berchtesgadener Nachbarschaft ist, wie aus unserem Bericht zu ersehen, kaum minder als das Dürnberger Pfleggericht inficiert, denn alle Berchtesgadener, auf die wir gestoßen sind, versichern bis auf den letzten Mann, daß sie von ihren Eltern ketzerisch erzogen sind. Daher läßt sich von dem Dürnberger Gau so lange nichts Gutes hoffen, bis nicht auch dort die Emigration erzwungen und durchgeführt wird." Bei den weitreichenden Verbindungen, die den Jesuiten in Rom, am Kaiserhofe und sonst zur Verfügung standen, ist nicht daran zu zweifeln, daß auf den regierenden Propst Cajetan Antoni, einen alten Herrn, der damals als mit einem Fuße im Grabe stehend geschildert wird, von verschiedenen Seiten ein Druck ausgeübt worden ist. Andrerseits zeigten nun aber die zu jener Zeit mit neuem Eifer verbreiteten und gelesenen Bücher Schaitbergers und die Nachrichten von dem Opfermut der Salzburgischen Evangelischen ihre Wirkung. Wenig später, als die erwähnte Jesuitenrelation geschrieben ist, reichten einige Berchtesgadener Handwerker aus Bischofswiese, jetzt einer bei Ausflügen sehr beliebten Bahnstation zwischen Reichenhall und der Vaterstadt Haydn's, im Namen von etwa 120 Gesinnungsgenossen beim Corpus evangelicorum eine Bittschrift ein. Sie hätten lange geheuchelt und ihren Glauben nie öffentlich bekannt. Ihr Gewissen hätte ihnen aber nimmer keine Ruhe gelassen, sondern sei immer im Herzen

aufgewacht. Darum hätten sie sich nun öffentlich bekannt, daß sie keine katholischen Christen sein wollten, sondern evangelische, der Augsburgischen Konfession zugethan. Das hätten sie ihrem Pfarrer erkärt und zugleich den Wunsch geäußert, ihr Vaterland zu verlassen, gemäß dem Westfälischen Friedensschluß mit Weib und Kindern, auch Habseligkeiten und Handwerkszeug. Der Pfarrer habe gesagt, er wolle es schon einschreiben, sie sollten Mittwoch wiederkommen, und am Mittwoch habe er sie an den Herrn Dechanten verwiesen, dort seien sie angemeldet und hätten gewartet, zwei ganze Stunden lang, drauf haben die Diener gesagt, die Sache werde heut schwerlich mehr vorkommen. Am Freitag seien sie, weil sie noch mehr anzumelden gehabt, wieder gekommen, aber seien wieder abgewiesen. „Jetzund wissen wir nicht, was wir anfangen söllen.“ Sie gingen wenig in die Kirche, und wenn die Predigt vorbei, immer gleich hinaus. Fast schon ein ganzes Jahr habe die Sache diesen Lauf genommen. Die Bittsteller geben zu verstehen, daß ihnen gerade diese Stille und Ruhe unheimlich sei. „Es wissen's auch schon, daß wir zusammengehen und thun lesen und singen, aber sagen nichts zu uns, sie lassen uns gehen. Mithin so bitten wir ganz herzinniglich, durch Ihre milde Güte sich unser zu erbarmen und uns einen Rat zu überschicken, was wir doch anfangen sollen, damit wir nicht als Aufrührer des Landes ausgerufen würden, und sie uns in die ärgsten Gefängnisse stecken.“ Wie die Gefängnisse in Berchtesgaden beschaffen waren, davon geben die Akten des Regensburger Corpus evangelicorum ein schauerliches Bild: wer da „in der äußersten Finsterniß“ saß, dem vermoderten die Kleider am Leibe. Aber auch andere Mittel wurden angewandt, sie zum Dableiben zu zwingen. Die Arbeitgeber der Holzschnitzer und Drechsler erregten am Sonntag den 28. September einen großen Lärm, der fast einem Aufstande ähnlich sah, indem sie den Abt bestürmten, die Leute nicht ziehen zu lassen, denn durch ihren

Weggang werde das ganze Land ruiniert. Er solle doch lieber das heimliche Luthertum im Lande dulden. Die Rechtslage war in Berchtesgaden ganz anders wie in Salzburg. Während es im Erzstift so gut wie gar keine Leibeigenschaft gab, blieb es eine im Regensburger Reichstag viel ventilierte, aber bis zum Ende des heiligen römischen Reiches nie gelöste Streitfrage, inwieweit die niedere Bevölkerungsklasse in der gefürsteten Propstei „an die Scholle gebunden" sei. Die Ansprüche der Berchtesgadener Regierung an diesen Teil ihrer Unterthanen gingen aber noch viel weiter. Sie glaubte, diese Leute an gute Nachbarn verleihen zu können. Oder soll man es anders bezeichnen, wenn der wohledelgeborene Berchtesgadener Hofrat und Salzkommissarius Philipp Löhr am 11. Oktober 1732 mit andern Bevollmächtigten den Vertrag abschloß, Christian und Hans Lindtner, Wolfgang Khurz, Simon und Sebastian Pfiner und Ulrich Angerer sollten an Salzburg, welches um taugliche Bergarbeiter gebeten, überlassen und von ihrer Leibeigenschaft frei und losgesprochen sein, aber nur solange sie in erzstiftlichen Dienst verblieben, sonst aber wieder als leibeigen gelten? Dabei war es auch noch eine strittige Frage, ob der Berchtesgadener Arbeiter wirkliches Eigentum habe, und nicht vielmehr sein Handwerkszeug, wenn man ihn aus dem Lande entließ, zurückbleiben müsse. Das eben charakterisierte Bittgesuch, welches sie durch Abgeordnete in Regensburg einreichen ließen, unterschied sich also sehr wesentlich von den früher erwähnten der Salzburger Bauern: dort handelte es sich nur um Religionsfreiheit, hier auch um die soziale. Die Salzburger wollten am liebsten überhaupt nicht fort, und wenn man nicht ihre Wünsche erfüllte, dann erst innerhalb dreier Jahre. Die Berchtesgadener verlangten je eher je lieber auszuwandern und besorgten, man werde sie ganz im Lande festhalten und darauf durch Kerkerstrafen u. s. w. in bezug auf ihre religiöse Über-

zeugung mürbe machen. Ein Teil dieser Besorgnisse zerstreute sich schon in Regensburg. Der Propst erklärte sich in den mit ihm von dort aus geführten Verhandlungen bereit, die Leibeigenschaft durch den geringen Preis von 5 fl. pro Kopf ablösen zu lassen, und die evangelischen Gesandten waren willig, diesen zu bezahlen. Danckelmann berichtete über diese Vorkommnisse nach Berlin, und die Sache wurde dort wohlwollend aufgenommen. Als jene Abgeordneten der Berchtesgadener in ihre Heimat zurückkehrten, fanden sie aber ein am 26. Oktober erlassenes Edikt des Landesherrn vor, das die Auswanderungsfrist dem Westfälischen Frieden zuwider festsetzte, vor allem jedoch die Bestimmung, wohin sie sich wenden dürften, der Obrigkeit vorbehielt. Wie es hieß, sollte der Kaiser darüber entscheiden, und es waren Vorbereitungen getroffen, sie nach Ungarn zu schaffen. Ursache dazu sollen die Vorstellungen der Arbeitgeber gewesen sein, die eine Schmälerung ihres Absatzgebietes fürchteten, wenn sich die Schnitzkünstler nach dem Norden wendeten. Die Leute wurden alle vor eine Landeskommission gestellt, um ihren Glauben befragt, wobei sie sich zur Augsburgischen Konfession bekannten, und streng angewiesen, daß sich niemand unterstehen sollte, vor Neujahr außer Landes zu reisen. Man hoffte offenbar, sie noch umzustimmen. Es wurde verboten, daß mehr als drei zusammen ausgingen; Bücher, wie Schaitbergers Evangelischer Sendbrief und Johann Arndts Paradiesgärtlein, wurden konfisziert, und wenn die Handwerker ihre Arbeit den Unternehmern brachten, mußten sie sich verhöhnen und schlagen lassen. Es wurde ihnen gedroht, wenn sie auswanderten, werde man ihnen vorher die Finger an der rechten Hand abhacken und ihr Handwerkszeug zurückbehalten. Vor allem aber wurden preußenfeindliche Gerüchte, wie in Wien und Salzburg, so auch im Berchtesgadischen verbreitet: die Polen wären in Litthauen eingefallen, und eine große Zahl der dort angekommenen Salzburger sei von

ihnen niedergehauen, ein starker Trupp Emigranten hätte sich beim Transport empört, diese alle wären mit ihren Frauen und Kindern auf Befehl des Königs Friedrich Wilhelm I. ersäuft worden. Den angesiedelten Emigranten werde ihr Vermögen weggenommen. Viele seien dort an den Galgen gehenkt. Das Land sei öde und habe ungenießbares Wasser. Briefe in die Heimat zu schreiben sei bei Leibesstrafe verboten. Wie weit die Regierungen des Erzbischofs und des Propstes an der Verbreitung dieser Nachrichten teil hatten, ist schwer festzustellen. Ein Bauer wollte folgendes mit eigenen Ohren gehört haben: Am 28. September sei im Werfener Pfleggericht ein erzbischöflicher Befehl verlesen: die Kinder der in Preußen massakrierten Emigranten seien schon auf dem Rückweg in ihre alte Heimat; wer auf den Gütern ihrer Eltern sitze, sei verbunden, entweder die Kinder aufzuziehen, oder Geld zu zahlen, daß sie in Armenhäusern und Spitälern der Residenz untergebracht würden. Ferner wurde erzählt, in Preußen würden scharfe Glaubensexamina mit den Exulanten abgehalten. Dabei stelle sich heraus, daß sie weder lutherisch noch calvinisch, sondern Sektierer seien, die trotz aller Mahnungen der Pastoren, scharfer obrigkeitlicher Bedrohung und Verhängung von Arreststrafen an ihrer neuen Lehre hartnäckig festhielten. Derartige höchst bestimmt auftretende Gerüchte schreckten nicht bloß im Berchtesgadischen, sondern auch im Erzstift viele evangelisch Gesinnte von der Emigration ab. Die Arbeitgeber der erwähnten Holzschnitzer und Drechsler setzten sie mit Fleiß in Umlauf. Die Bischofswieser sandten abermals zwei Abgeordnete nach Regensburg, Christoph Raschp und Franz Hosenknopf. Danckelmann gab ihnen eine vom König genehmigte Widerlegungsschrift der falschen Gerüchte zu lesen, die Göcking im Auftrag des Geheimrat v. Herold verfaßt, Reinbeck attestiert hatte. Ihre Landsleute wurden völlig überzeugt und ließen sich zu

preußischen Unterthanen annehmen. Am 15. April kam Göbel nach Berchtesgaden und führte die Bischofswieser über Reichenhall und Landshut nach Regensburg. Am 1. Juni 1733 kamen sie in Berlin an, wurden dort in die Friedrichsstadt gesetzt und fanden bei Herold und dem Juristen Gschwandner den treuesten Beistand. Ihre Arbeiten in Holz, Knochen und Elfenbein fanden guten Absatz. Der König bezahlte zwei Jahre lang die Miete und lieferte denen, die sich anbauten, Holz, Steine, Kalk u. s. w. unentgeltlich. Herold schrieb am 13. Februar 1735 über sie: „Die Berchtolsgader allhier sind fleißig, stille und freudig, da sie sehen, wie ihre Kinder im Christentum, auch Lesen und Schreiben, so wohl avancieren." Einige tausend Gulden aus ihrem zurückgelassenen Vermögen hätten sie durch Göbels Vermittelung aus der Heimat ausgezahlt erhalten. Zwei von ihnen waren, um diese Dinge in Ordnung zu bringen, in ihr Vaterland gereist. „Solches ist nicht ohne großes Aufsehen geschehen, weil man ihren Landsleuten als sicher gesaget, daß sie alle ersäuft und getötet seien." Der genannte treue Rechtsbeistand der Bischofswieser, Johann Wolfgang Gschwandner, aber verdient noch als einer der sehr wenigen höher gebildeten Salzburger Emigranten Erwähnung. Er hatte auf der Landesuniversität seiner Heimat Jura studiert, wurde dann als Rechtspraktikant in Radstadt und in Zell am See angestellt und lernte in dreijähriger Amtsthätigkeit die Eigenart der Gebirgsbauern gründlich kennen. In verschiedenen Pfleggerichten mußte er sich an Büchervisitationen beteiligen, suchte anfangs aus persönlichem Wohlwollen, später infolge innerer Zustimmung die Angeklagten von Strafen zu befreien, sprach endlich in der Residenz bei verschiedenen Glaubensprozessen den Verfolgten das Wort und gab ihnen Ratschläge, ja stärkte die schon evangelisch gesinnten Gebirgsbewohner in ihrem Glauben, indem er ihnen lutherische Bücher verschaffte. Dies kam an den Tag, ihm

drohte ein Inquisitionsprozeß, und er flüchtete, heimlich gewarnt, alles zurücklassend, mit eilfertiger Zusammenpackung von etwas Leinwand, samt seiner Gattin nach Augsburg. Sofort meldete er sich bei dem Senior Urlsperger an, daß er in dem allein selig machenden evangelischen Glauben zu leben und zu sterben eifrigst verlange. Hier hielt er sich kurze Zeit auf, sah sich aber vor Nachstellungen nicht sicher und kündigte seine Wohnung, um sich dem nächsten Emigrantenzuge anzuschließen, denn er wollte nach Preußen. „Allein — so schrieb er kurz darauf an Göbel — ich muß zu meiner höchsten Bestürzung erfahren, daß solcher Emigrantentransport nach Holland geschehe, wohin ich kein Gemüt hege." Er nehme vielmehr zu Seiner königlichen Majestät in Preußen als einem allergnädigsten König und Vater der armen religionshalber exulierenden Salzburger seine Zuflucht. Gschwandner hat sich in Berlin niedergelassen und war dort seinen Berchtesgadener Reisegenossen auch darin behilflich, daß er den Vertrieb ihrer Schnitzarbeiten besorgte, was zu dem Aufschwung dieses neuen Berliner Industriezweiges wesentlich beitrug.

Die weitaus größte Zahl der Berchtesgadener Emigranten hat sich nicht nach Preußen, sondern nach Hannover begeben. Von ihnen wie von den nach Holland gewanderten Dürnbergern und den nach Amerika verschifften Salzburgern werden wir später zu handeln haben.





Den Emigranten wird das Land in Preußisch Littauen ausgetheilt.

Die Anſiedelung in Oſtpreußen

Als die Emigrantenzüge von Berlin gen Oſten aufbrachen, lag noch ein großes Stück Weges vor ihnen: die Entfernungen in der Luftlinie von Berlin nach Salzburg und nach Königsberg ſind ziemlich gleich, und die Pregelſtadt war noch nicht das Ziel der Wanderung. Es gewährt von jetzt ab ein geringeres Intereſſe, die Reiſerouten der einzelnen Transporte genauer zu verfolgen; genug, wenn wir zunächſt bemerken, daß nach den offiziellen Liſten 10780 Perſonen in 19 Transporten zur See über Stettin, 5533 in elf Partieen zu Lande nach Oſtpreußen aufbrachen, von welchen 805 unterwegs ſtarben. Daraus ergiebt ſich, als zur Anſiedelung übrig geblieben, die Zahl von 15508 Perſonen. Viele von denen, die Göbel in Süddeutſchland angenommen, ſind unterwegs zurückgeblieben, viele auch geſtorben. Bis ſich die Gebirgsbewohner an das rauhe Klima ihrer neuen Heimat gewöhnt hatten, war auch in den nächſten Jahren die Sterblichkeit groß.

Die Anſiedlung der Salzburger in dem Gebiet, das einſt die Ritter des Deutſchherrnordens der Kultur und der Germaniſation erſchloſſen haben, iſt in nationalökonomiſcher Hinſicht ſo außerordentlich intereſſant, daß begreiflicherweiſe

diese Seite der Begebenheit meistens in den Vordergrund gestellt wird. Auch entbehrt sie, neben dem in technischer Beziehung noch heute Lehrreichen, keineswegs allgemein menschlicher Züge und des sittlich-religiösen Elements. Aber wenn es richtig ist, daß die Salzburger, nicht um ihre ökonomische Lage zu verbessern, sondern ihres Glaubens wegen das alte Vaterland verlassen haben, so scheint es angemessen, zunächst zu fragen, was in der Beziehung an und mit ihnen geschehen ist, die ihnen die Hauptsache war.

Als der eigentliche Hauptgrund, weshalb die Emigration von ihnen begehrt werde, wurde seitens der evangelischen Gebirgsbewohner im Erzstift die Verweigerung evangelischer Prädikanten angeführt. Dem entsprechend hat Friedrich Wilhelm I. unmittelbar nach der Ankunft des ersten Transports in seiner Hauptstadt und der erwähnten persönlichen Begegnung auf dem Wege zwischen Potsdam und Berlin bestimmt, daß „zur Besorgung des Seelenzustandes" der Emigrirten vier besondere Prediger, jeder mit 200 Thalern Gehalt, angestellt werden sollten. An jedem Ort, da sie sich niederließen, sollten ferner neue Kirchen auf gutem steinernen Fundament, aber sonst mit Fachwerk, gebaut werden, im Preise von 1000 bis höchstens 1500 Thalern. Von Halle waren mit diesem ersten Zuge mehrere Studenten der Theologie gekommen, ihn auf dem Wege nach Ostpreußen geistlich zu versorgen. Der Feldpropst Lampertus Gedicke erhielt den Auftrag, vier Ordinationsprediger zu ordinieren, einen der vier mitgekommenen Hallenser erklärte er für zu jung und wählte statt seiner den Kandidaten Hahn aus Gardelegen in der Altmark. Die übrigen drei waren geborene Ostpreußen. Als fünfter kam später Rudolf Tobler hinzu, der von Geburt ein Schweizer war, aber von Salzburgern abstammte, die aus der erzbischöflichen Hauptstadt mit den Tefferedern vertrieben waren. Auf ihn setzte man besondere Hoffnungen, und sein Gehalt war 100 Thaler höher als das

der übrigen; aber gerade die hohen Erwartungen, mit denen man ihm entgegen kam, scheinen ihn aus dem inneren Gleichgewicht gebracht zu haben. Jedenfalls hat er es nicht verstanden, sich dauernd das Vertrauen seiner Landsleute zu erwerben, zeigte sich mehrfach unzuverlässig, sah sich wohl auch hie und da mißverstanden und falsch beurteilt und ließ sich durch den Ärger über seine Mißerfolge zu heftigen Invektiven fortreißen. Gewiß waren die Kolonisten oft beschränkt und eigensinnig; aber dies wurde dadurch nicht besser, daß er sie anfuhr: „Und was soll ich von euch Salzburgern auch viel sagen? Ihr seid recht tumme, grobe Leute, die weder Vernunft noch Raison zu gebrauchen wissen; daher ich eher einen Esel tanzen lernen, als einen Salzburger zur Raison bringen könnte.“ Auch soll er sich mitunter betrunken haben. Doch geht aus den gegen ihn erhobenen, oft nachweisbar ungerechten Vorwürfen nicht hervor, daß er einen durchaus unredlichen Charakter hatte, sondern nur, daß er, seiner überaus schwierigen Aufgabe nicht gewachsen, zuerst renommierte und zuletzt den Mut verlor. Kränklichkeit in dem ungewohnten Klima scheint zu seiner Reizbarkeit und seinem Stimmungswechsel beigetragen zu haben: er ist schon im April 1734 gestorben.

Die übrigen Emigrantenprediger sind es wert, daß man ihrer mit größter Hochachtung gedenke. Sind die Exulanten in zahllosen Reden und Festen als Glaubenshelden gefeiert, werden die Opfer der Mildthätigkeit, welche die deutschen Städte und Fürstenhöfe den Durchreisenden spendeten, mit Recht gerühmt: diese Männer haben, abgeschnitten von den Segnungen einer fortschreitenden Kultur, nicht ermuntert durch den Beifall der öffentlichen Meinung, unter Armut, Seuchen, Krieg und mancherlei Druck, im kleinsten Kreise treu gewirkt und sich aufgeopfert. Einer unter ihnen hat geäußert, er wolle die in Berlin von dem Feldpropst Gedicke ihnen gehaltene Ordinationsrede alle Tage durchlesen, und er hat sie sich in der That Jahrzehnte hindurch zum Leitstern dienen

lassen. Schon deshalb ist sie wert, daß wir einen Augenblick bei ihr verweilen. Sie ist über den Text aus dem neunten Kapitel des Matthäusevangeliums gehalten, da erzählt wird, wie Jesus, den der Anblick des Volkes als hirtenloser Schafe jammerte, das Wort ausspricht: „Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter". In einer Weise, die heutige Kanzelredner an Eindringlichkeit schwerlich übertreffen können, wird gezeigt, wie das jüdische Volk damals der Liebe und des Mitleids mit seiner geistlichen Not sowohl bedürftig als fähig gewesen, wie sich das erbarmende Herz Jesu in der treuen Fürsorge für die Nahrung der Seelen gezeigt habe. Dann wird die Anwendung auf die Gegenwart, die schon in dem bisher Gesagten nahe gelegt war, ausdrücklich vollzogen. Sind nicht die Emigranten bisher auch wie Schafe ohne Hirten gewesen? Haben sie sich nicht auch als gnadenhungrige Seelen gezeigt, indem sie, um die Predigt des Evangeliums zu haben, das Ihre verließen, wie einst das Volk, das Jesu nachfolgte, ohne an die Pflege des Leibes zu denken? So mögen sie denn jetzt den Hirten folgen, die ihnen ihr König giebt, dessen Herz durch Christum zum Mitleiden mit ihnen geneigt worden ist. Diese ihre neuen Prediger haben sich nicht in ihr Amt eingedrängt; wider ihr Denken und Wollen sind sie von dem Herrn der Ernte dazu berufen. „Es ist auch nicht eine geringe Verläugnung, daß sie, ohne sich viel mit ihrem Fleisch und Blut darüber zu besprechen, sich willig dazu hingeben, euch zu dienen, euch auf eurer Reise und Pilgrimschaft zu begleiten, und mit euch alles Ungemach und Beschwerde über sich zu nehmen." Zuletzt wendet sich der Feldpropst an die Ordinanden. „Zeitlichen Vorteil und Gewinn könnt ihr euch freilich nicht bei eurem Amte versprechen. Ich weiß auch, daß ihr dessen nicht begehrt. Aber Gott wird mit euch sein, und der Herr der Ernte wird euch alle Gnade und Kraft schenken zur Führung eures Amtes und Christentums."

Die Schwierigkeiten, denen die jungen Leute entgegen gingen, waren weit größer, als man damals vermuten konnte. Der eine, Simon Jakob Kusch, war der Sohn des verstorbenen Predigers zu Borcken bei Bartenstein. Er hatte vor vier Jahren in Halle, durch die dortigen Vorlesungen angezogen, sein theologisches Studium begonnen, und war dann von der Saalestadt mit den vertriebenen unangesessenen Salzburgern nach Berlin gezogen. Er war vielseitig gebildet, und man rühmte seine ansprechende Predigtweise sowie seine Begabung für persönliche Seelsorge. Er hat sich früh aufgerieben. Einer seiner Amtsgenossen bei den Emigranten gab ihm das Zeugnis: „Kusch ist wohl der treueste unter uns gewesen. Er hat alle seine Hemden ausgetheilt, daß er von achtzehn nur drei übrig behalten. Es war ihm unmöglich, Einen darben zu sehen, so lange es ihm möglich war zu helfen. Ja, er war willig, seine Gesundheit, Leib und Leben zu wagen." Ihm war die Aufgabe geworden, unter den zu Königsberg einquartierten Salzburgern den Winter hindurch mit möglichster Sorgfalt zu arbeiten. Da hatte er nicht blos täglich zwei Andachten zu halten, sondern sich der in unaufhörlichen Transporten immer wieder neu Ankommenden anzunehmen, und vor allem die Kranken zu besuchen. Und wie viele waren krank! Eine Zeit lang 340; die einen lagen auf dem Haberberg, die anderen auf dem Roßgarten, wieder andere im Sackheim, im Pestgarten und in der Vorstadt. Er glaubte gewissenshalber verpflichtet zu sein, sie alle häufig, wo möglich jeden Tag, zu besuchen. Eine Wohnung war ihm nicht angewiesen, er mußte sehen, wie er unterkam. Bei der Königsberger Geistlichkeit fand er nicht die mindeste Unterstützung. Nimmt man nun hinzu, wie verdrießlich die Stimmung der Salzburger selbst während des ersten Winters wurde, so läßt sich ermessen, welche Last auf ihm lag. Infolge seines Gesuches wurde ihm eine Wohnung und die Anweisung an

die Königsberger Prediger, ihn zu unterstützen, gewährt, sein Gesuch um einen Wagen aber „in Gnaden abgeschlagen“. Da hat er sich ein Pferd gehalten, um bei den vielen Kranken rasch zur Stelle zu sein. Später wurde er bald da, bald dort in der Provinz herumgeschickt, „als eine Art Wanderprediger unter den Salzburgern“, und schließlich in Gumbinnen angestellt. Hier stand er in voller Thätigkeit, als ihn im April 1733 ein hitziges Fieber ergriff. In wankender Heilsgewißheit hat er sich von einem Salzburger Knaben, Matthias Steer, durch Hinweis auf den Spruch „Also hat Gott die Welt geliebet“ trösten lassen, und ist, diesen Knaben segnend, gestorben. An seine Stelle trat im Oktober wieder ein Hallenser, Namens Geißler.

Der Emigrantenprediger Haack, aus Crottingen bei Memel, wurde in den Hallenser Anstalten besonders wegen seiner Kenntnis des Litthauischen geschätzt: Francke erbat ihn zurück, damit er dort in dieser Sprache unterrichte; es wurde ihm aber abgeschlagen. Haack wurde in Gumbinnen als Diakonus angestellt, und die preußische Kammer beantragte, da er nun ein Fixum beziehe, sollten die erwähnten 200 Thaler dazu verwandt werden, das Einkommen eines Rentmeisters aufzubessern. Der König aber setzte die Marginalresolution darunter: „Ist artig; wollen Prediger abschaffen und den Leuten das Geld geben, die es in Wein vertrinken. Friedrich Wilhelm.“ Später erhielt Gronau aus Halle die Gumbinner Stelle, und Haack kam nach Pilkallen. Dieser stete Wechsel des Arbeitsfeldes der Emigrantenprediger, der in den ersten Jahren leider überhaupt Regel war, konnte für ihre Wirksamkeit nur von dem ungünstigsten Einfluß sein.

Wohl am meisten Liebe und Vertrauen hat der Emigrantenprediger Johann Friedrich Breuer bei den Salzburgern gefunden, jedenfalls sind wir über die Erfolge seiner Wirksamkeit am genauesten unterrichtet. Als seine besondere Gabe wird gerühmt, seinen Zuhörern mit Nachdruck zuzureden, und

das göttliche Wort ihnen anzudringen. Am 12. Mai 1732 machte er sich mit dem ersten Trupp der Salzburger, die nach Ostpreußen kamen, von Berlin aus auf den Weg. Wir erinnern uns, daß dieser Haufe meist arme Leute waren. Sobald sie aus der Stadt kamen, fragten schon die Emigranten, ob sie ganz gewiß zur See nach Preußen müßten. Er suchte ihnen nach Kräften ihre Furcht vor dem Meere, das er selber auch noch nie gesehen, zu benehmen, sodaß einige sagten: „Weil der Herr Pfarrer sich nicht fürchtet, so wollen wir uns auch nicht fürchten." Unter einem grünen Baume bei Ladeburg vor Biesenthal hielt Breuer abends eine Ansprache über das Gottvertrauen. Gleich darauf kamen zwei Salzburger zu ihm und sagten: „Jetzt fürchten wir uns weder vor Wasser noch Feuer, wenn wir auch dabei sterben sollten, als nur vor Gott." Als Breuer die übrigen fragte, ob sie ebenso freudig wären, bejahten es viele, andere seufzten. Mit diesen redete er dann liebreich und zuversichtlich, bis alle gutes Muts wurden. Nach einiger Zeit sah er, wie ein Wagen still hielt; rings herum standen viele Salzburger singend und betend bei einer 64jährigen Frau, die im Verscheiden lag. Der junge Prediger hatte noch nie jemand sterben sehen. Er stieg auf den Wagen und sie entschlief, nachdem sie mehrere Male den Namen „Jesus" gesagt, in seinen Armen. In Biesenthal angekommen, ließen es die Emigranten nicht zu, daß die Bewohner, wie sie es gerne wollten, den Sarg trugen: „sie ist unsere Schwester!" Breuer legte in der Kirche das Schriftwort aus: „Wir haben hier keine bleibende Stadt." Lauter Sterbelieder singend zog der Trupp weiter. In Angermünde angekommen, wurden sie durch die Freundlichkeit der Einwohner erquickt, sodaß sie wieder fröhlich wurden und am folgenden Tag soviel sangen, wie nie zuvor. Breuer aber ging von Wagen zu Wagen, die Kranken tröstend. Eine halbe Meile vor Stettin kam ihnen ein Schulmeister mit Bibeln, Gesangbüchern und Traktaten entgegen; die Salz-

burger waren darüber so froh, daß sie den verteilenden Kindern die Hände küßten. Vor dem Stadtthor standen sämtliche Prediger und die Schulen. Es war sehr heiß; zwei Pastoren hielten ausführliche Reden an die Salzburger, von denen mehrere in Ohnmacht fielen. Sonnabend den 17. Mai wurde das Schiff besichtigt. Die Emigranten fürchteten sehr, Breuer werde nicht mit ihrem, sondern mit einem späteren Zuge überfahren und antworteten auf die Frage, ob sie mit ihren Schiffs-Quartieren zufrieden seien: „Ja wohl, wohl, es ist schon gut, wenn der Herr Pfarrer nur mit uns gehet.“ Er versicherte ihnen: „Wenn ihr nur den Herrn Jesus mit auf der See habt, wird's euch gewiß an nichts fehlen.“ Am Dienstag d. 20. Mai stieß das Schiff mit Breuer und 255 Salzburgern vom Lande. Sobald es sich in Bewegung setzte, fingen die Exulanten an zu singen: „Von Gott will ich nicht lassen.“ Die zuschauenden Stadtbewohner wurden sehr zum Mitleid bewegt. Fast die ganze erste Nacht saßen die Leute oben auf dem Verdeck und sahen das Wasser an; das Schiff mußte, weil der Wind entgegen war, lavieren. Erst am Donnerstag war man, bei besserem Winde, glücklich ins große Haff eingelaufen. Es war Himmelfahrtstag, Breuer predigte. Der Gesang so vieler Andächtigen auf dem Wasser hallte weithin über die Flut „und gerade gen Himmel.“ Nachmittags starb ein Kind, Breuer setzte mit dem Vater nach Perremünde über und ließ es begraben; vom Schiffe her klangen die Sterbelieder dem Boote nach. Der Vater erklärte, er könne nicht traurig sein, heute sei sein Kind mit dem Herrn Jesu gen Himmel gefahren. In der Nacht schliefen die Passagiere wenig, sangen und beteten aber immerfort. Den folgenden Tag war Sturm im Haff; die Schiffer hatten viel zu thun und konnten nicht so viele Leute auf dem Verdeck gebrauchen, Breuer mußte unten die Andacht halten; er saß auf einer Leiter, sie hörten von ihren Lagern aus zu. Am Sonnabend, als sie eben bei Wolgast

waren, „welches eine schwedische Stadt ist", starb ein Salzburger von 24 Jahren. Breuer hielt bei den Geistlichen um freies Begräbnis an. Es wurde abgeschlagen; er mußte mit dem Boot auf die andere Seite hinüberfahren, wo preußischer Grund und Boden war; da haben sie ihn beerdigt. Am Sonntag den 25. Mai konnten sie endlich in See stechen. Ein starker Wind wehte, Eltern kamen und baten dringend um Arznei gegen die Seekrankheit der Kinder; der Wind wurde zum Sturm, auch die Schiffer waren jetzt meist krank, Breuer hielt sich fast am längsten; als er zuletzt auch in seine Kajüte ging, folgten ihm bald viele weinende Salzburger nach. „Ja, der Herr Pfarrer wird sterben, wer wird uns dann die Betstunde halten?" Auf die Versicherung mit den Worten des 118. Psalms: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und euch Gottes Wort verkündigen", meinten sie doch, „Der Herr Pfarrer sieht aber sehr schlimm aus, der Herr Pfarrer wird sterben." Da seufzte der junge Prediger, wie er selbst erzählt, zu dem lieben Gott, er solle ihn doch stärken, konnte sich nach kurzer Zeit überall im Schiffe zeigen und erregte dadurch solche Freude, daß aller Mut belebt wurde. Bald waren sie körperlich wieder munter, die See begann sich zu beruhigen; doch war es ihnen schrecklich, daß sie nirgends auch nur ein Stückchen Land erblicken konnten. Da haben sie sich durch Singen und Beten getröstet, sie nahmen ihre Bibeln vor; die nicht lesen konnten, studierten das ABC, Alte lernten es von den Kindern. Endlich kamen sie am Dienstag d. 27. Mai in Pillau an. Die ganze Nacht dankten die Salzburger Gott mit Singen und Beten. Sie zogen dann in Königsberg ein, die meisten von diesem Transport kamen bald in das Binnenland zu dem Gestütamt. Gerade von ihrer Aufführung erfahren wir später Gutes. Breuer ging zunächst nach Gumbinnen und gewann hier das volle Vertrauen der Angesiedelten. Sie zeigten ihm noch später, wenn er sie besuchte, gern, wie sie

sich angebaut und ihre Häuser eingerichtet hatten. Sie fuhren fort, ihre Bücher als ihren größten Schatz zu betrachten. Cyriacus Schiel, der in einem Dorf nahe bei Gumbinnen wohnte, führte ihn in seinem Besitztum überall herum und zeigte ihm dabei eine große, schöne Bibel: das sei sein bester Schatz auf Erden, sie sei ihm lieber, als wenn er viele Kaisergulden geschenkt erhielte. Dieser Mann hatte bald Gelegenheit, zu beweisen, daß er die heilige Schrift nicht blos hochhielt, sondern auch Geduld und Gelassenheit aus ihr lernte. Den Salzburgern, welche von der Soldateska begreiflicherweise eine üble Meinung hegten, war der Gedanke, sie oder ihre Kinder müßten vielleicht Soldaten werden, besonders schrecklich. Meist konnten die Prediger sie trösten: sie seien zu klein dazu. Schiels Sohn aber wurde wegen seiner Größe und Geschicklichkeit von den Finkensteinschen Soldaten weggenommen und mußte mit seinem Weibe nach Potsdam abgehen. Als Breuer den Vater fragte, ob ihm das schwer werde, meinte er, es wäre ihm zwar lieb, wenn er ihn wiederhaben könnte; aber der liebe Gott müsse es doch wohl so haben wollen, es könne ja nichts geschehen ohne dessen Willen. —

Von Gumbinnen kam Breuer nicht lange darauf nach Budweiten. Da ist bald Christian Steiner mit einem Freund sieben Meilen weit hinter ihm hergewandert, ihn zu bitten, er möge doch einmal kommen und ihnen wieder eine Betstunde halten. Breuer behielt die Leute zunächst drei Tage bei sich und suchte sie geistlich zu erwecken. Ehe sie fortgingen, zog Steiner ein Skapulier und einen Rosenkranz aus der Tasche und lieferte diese Sachen aus. Sie seien nur zum Verbrennen nütze. Er glaube jetzt nicht mehr, daß sie gegen Hagel, Gewitter, Hexen und schnellen Tod schützten, noch daß es gegen Husten helfe, wenn man von dem Blechbild der Maria, das unten am Rosenkranz hänge, etwas abkratze und mit Wasser einnehme. Er ließ sich auch klar machen,

daß die roten Fäden am Skapulier nicht wohl aus dem Rock der Maria stammen könnten, den sie selbst gewebt haben sollte. Die um Budweiten angesiedelten Salzburger kamen sehr eifrig zur Kirche, oft drei, vier Meilen weit her. Das Wetter war im Herbst 1732 recht rauh: da wurden die Kinder und Alten auf Wagen gesetzt, die Eltern aber gingen zu Fuß und zogen, wenn das Wasser groß war, oft Schuhe und Strümpfe aus. Am Katechismusexamen vor dem Altar beteiligten sie sich eifrig. Vor ihnen hatten die Litthauer in der Kirche Gottesdienst; es ist charakteristisch, daß derer viele bei der deutschen Predigt dablieben und auf Befragen erklärten, sie verständen zwar kein Wort, aber es sei ihnen so erbaulich, die Salzburger vor Andacht weinen zu sehen. Übrigens gehörte es zu den Schwierigkeiten, mit denen Breuer damals zu kämpfen hatte, daß der deutsche Prediger Schustehrus ihm Kirche und Schulhaus streitig machte. Das Weihnachtsfest wollten die Emigrirten jetzt in der Freiheit so weiter feiern, wie sie es verstohlener Weise in der alten Heimat gethan. Breuer berichtet über die erste Weihnacht (1732) in Budweiten: „Den 24. Dezember in der Nacht sind mehr als vierzig Salzburger bei mir gewesen, haben die ganze Nacht gesungen, gebetet und erbauliche Lieder und Bücher gelesen. Ich blieb mit ihnen auf und habe sie erweckt zum Lobe Gottes für alle die Wohlthaten, die Gott ihnen erzeiget hat. Da fing einer nach dem anderen an, zu erzählen, was er auf der Reise von Gott empfangen, und wie sie so gut aufgenommen wären... An die Nacht werde ich Zeit meines Lebens gedenken. Gegen den Morgen des 25. gab ich jedem ein gut Stück Brot mit Honig und ein gedrucktes Sprüchlein. . . Da sagten sie zu mir: Nun Herr Pfarrer, wir wollen alle Weihnachten zu Ihnen kommen, singen und beten. Gott vergelte es tausendmal. Hierauf gingen sie mit großer Freude nach Hause."

Aber der junge Prediger wurde bald diesem Wirkungskreis entrückt, ohne daß genügender Ersatz kam. An allen Ecken und Enden zeigte sich die Wahrheit des Wortes der Ordinationsrede Gedickes von der großen Ernte und den wenigen Arbeitern. Wenn statt der drei damals ordinierten Kandidaten ihrer dreißig gekommen wären, so hätten sie vollauf zu thun gehabt. Im Herbst 1733 hatte Breuer 28 Ämter zu bereisen, um zu ermitteln, wo Schulen für die Salzburger Jugend mit Nutzen angelegt werden könnten. Auch sollte er taugliche Schulmeister aus den Emigrierten nennen. Das Deputationskollegium hatte ihm enpfohlen, dabei vor anderen auf die beiden Gebrüder Hoyer zu reflektieren, „angesehen dieselben nicht nur des Lesens und Schreibens erfahren sind, sondern sich auch, soviel uns wissend, jederzeit gut geführt haben.“ Gedenkt man der fast großartig zu nennenden Stellung, die wir Hans Hoier als Volksführer in seiner alten Heimat Salfelden einnehmen sahen, so muß es mit Achtung vor seinem echten Idealiserfüllen, daß er sich in die neue Aufgabe so gut hineingefunden hat. Breuer wählte überhaupt die tüchtigsten Leute, die es nur gab, zu Lehrern: so z. B. Wolf Langbrandner aus Gastein, einer von den 21 Bauerngesandten; Hans Steer aus Werfen, von dem eine Beschreibung seiner Emigrationsreise erhalten ist; Valentin Steiner, in Zillerbergs Schriften bekämpft; Philipp Meyerhöfer aus St. Veit, einer der ersten, der sich unter Firmian im Erzstift zur Augsburgischen Konfession bekannt hat. Dazu kam Martin Hochleitner aus Goldegg, ebenfalls einer der intelligentesten Führer der Emigration. Er wirkte unter dem Prediger Hahn in Gumbinnen. Schwer genug haben diese Männer es gehabt, sie mußten zunächst sich mühsam nebenbei ihr Brot verdienen, der eine als Buchbinder, andere als Landleute. Erst später bekamen sie etwas Gehalt. Dafür konnten sie sich mit dem Bewußtsein trösten, Träger einer großen neuen

Idee zu sein. Am 3. April 1734 wurde die „Erneuerte und erweiterte Verordnung über das Kirchen- und Schulwesen in Preußen" erlassen. Sie verlangt, daß alle Kinder im Lande Unterricht erhalten, und zwar vom fünften und sechsten Jahre an. Das Hauptverdienst um diese Sache hat sich Franz Albrecht Schultz, Professor in Königsberg, erworben. Pietist und Wolfianer zugleich, ist er heute am bekanntesten als Gönner des jungen Immanuel Kant. Von der Schulkommission sind dann 1735 für Litthauen 280 neu zu erbauende Schulen angesetzt. Bis sie errichtet wurden, hatten die sechzehn ersten Salzburger Schulmeister besonders harte und mühselige Arbeit zu leisten. Zum Glück nahm sich der oben oft genannte Geheimrat v. Herold gerade ihrer Sache mit Eifer an.

Nach Toblers Tode bekam Breuer dessen Stelle in Tilsit. Er hatte davon wenig Freude, obgleich Tilsit als der angenehmste Aufenthaltsort galt. Husaren rückten ein mit einem Studioso, der die Salzburger aus der Garnisonkirche verdrängte.

Er blieb auch nur kurze Zeit da. 1736 finden wir ihn in Stallupöhnen, dort hat er an der äußersten Grenze deutschen Volkslebens Jahrzehnte gewirkt. In seine Arbeit läßt das noch erhaltene Kirchenbuch einen Blick thun. Es reicht bis 1765 und bietet keine Taufeintragungen, wohl aber Kopulationsverzeichnis, Sterberegister und Kommunikantenliste. Aus der letzteren geht deutlich hervor, daß die dortigen Salzburger Kolonisten die ganze Zeit hindurch überaus fleißige Abendmahlsgäste geblieben sind. Der Kirchenbesuch an den Sonntagen, da kein Abendmahl gefeiert wurde, wird ebenfalls gut gewesen sein. Es gab freilich unter den Gemeindegliedern auch Ausnahmen. Am 20. August 1762 finden wir eingetragen, daß in dem Dorfe Laviskehmen Johann Hager im sechzigsten Lebensjahr gestorben sei und dazu bemerkt: „er war ein offenbarer Ver-

ächter Gottes, seines Wortes und der heyligen Sacramente, ein großer Zauberer, den die bösen Menschen auch in seiner Krankheit um Rat gefraget. Man hat ihn besuchet, aber nichts mit ihm vornehmen können. O Jesu, bekehre annoch lebende, freche und sichere Salzburger!" Der treue, aber gesetzlich gerichtete und durch manche schwere Erfahrungen ernst, fast düster gestimmte Seelsorger glaubte in einem bald darauf erfolgten Unglück ein Strafgericht erblicken zu müssen. Dreiviertel Jahr später nämlich (6. Mai 1763) fand in dem Kolonistendorf Wilpisken eine große Feuersbrunst statt; eine Frau sah man mit brennenden Haaren und Kleidern aus einem Fenster springen, manche kamen in den Flammen um. „Diese alle sind Dominica Rogate unter einer erstaunenden Versammlung der Salzburger und anderer Leute begraben . . Ach du gerechter Gott! was lässest du mich vor erschreckliche Gerichte an den armen Salzburgern erleben! Das macht der Ungehorsam gegen dein Evangelium! Ach laß doch diesen Zornesspiegel dazu dienen, aufzuwachen und aufzustehen vom Schlaf der Sicherheit. Amen." [vgl. II. Thess. 1, V. 8.] Ähnliche Gedanken hat der Prediger öfter bei schnellen Todesfällen, namentlich wenn der betreffende dem Trunk ergeben gewesen war, niedergeschrieben, wie er auch einige Familienzwiste innerhalb seiner Pfarrgemeinde dem Kirchenbuche anvertraute. Er wußte seinen Gegnern aber auch öffentlich scharf die Meinung zu sagen, und wenn es sich selbst um den Bürgermeister handelte; freilich, wie es scheint, wohl nicht immer an der richtigen Stelle. Jedenfalls meinte er es ehrlich und hatte gewiß Recht, wenn er sich mit dem Worte tröstete: „Veritas parit odium". Namentlich über die Garnison hatte er viel zu klagen. Durch die Husaren wurde manchem Salzburger Mädchen der Kopf verdreht. Doch gab es auch unter den Soldaten fromme Leute. Bei mancher Eintragung von Beerdigungen konnte er ein Requiescat in pace! hinzu-

schreiben, was er sichtlich nie ohne Grund vollzieht. Einem protestantischen Ungar, der dort diente, war durch sein Pferd die Brust zerquetscht. Wie herzlich dankbar war dieser, als Breuer ihn besuchte und mit ihm betete! Als der Kommandeur starb, und sechzig Husaren ihm zu Ehren an der Kirche dreimal feuerten, konnte der Prediger „von der wahren Gottesfurcht des Soldaten" reden, ohne in Widerspruch mit dem Leben des Verstorbenen zu treten; und wenn es bei einem alten abgedankten Husaren einmal heißt: „hat ein Ende mit Schrecken genommen", so lesen wir doch auch unter dem Jahre 1757 hinter der Nachricht von dem seligen Ende eines Korporals: „Halleluja sei dem Herrn dafür gebracht!" Das war freilich kein preußischer, sondern ein russischer Soldat; denn nachdem im Januar 1757 die Kaiserin Elisabeth dem österreichisch-französischen Bündnis gegen Friedrich d. Großen beigetreten war, begann nach unserem Kirchenbuch bereits im April der Einmarsch der russischen Truppen. In Stallupöhnen, wie in Gumbinnen und Tilsit, wurde der Unterthaneneid erpreßt; aber den Lockungen Apraxins zur Auswanderung nach Rußland hat aus Breuers Gemeinde sicher niemand Folge geleistet, da sich sonst im Kirchenbuch ohne Zweifel eine Bemerkung darüber fände. Die dazu verleiteten anderen ostpreußischen Familien sind auf den Schiffen, die sie hinbringen sollten, größtenteils an Seuchen und Mangel umgekommen. Die Verheerungen großer ostpreußischer Landstrecken durch Apraxin nach der Schlacht bei Großjägerndorf hat auch Breuers Wirkungskreis mehr nur indirekt betroffen. Aber wir hören von Soldaten, die in der Schlacht bei Zorndorf verwundet waren, aus dem Kirchenbuch. Wie sich Breuer mit dem Gebot, eine Dankespredigt für den russischen Sieg bei Kunersdorf zu halten, abgefunden hat, wissen wir nicht. Vielleicht ähnlich wie jener Amtsbruder in Königsberg, der dem Befehl zwar nachkam, aber den Text wählte: „Freue dich nicht,

meine Feindin, daß ich darniederliege. Ich werde wieder aufkommen." Mit Mühe wurde der kühne Mann vor der Deportation nach Sibirien gerettet. Unter den Salzburgern, die in jener kritischen Zeit treu zum Hause Hohenzollern standen, ragt der mutige und umsichtige Handwerksmann Capeller hervor. Er führte unter großen Gefahren dem damals um Geld verlegenen König sehr bedeutende Einkünfte zu, die der Präsident der litthauischen Kammer vor den Russen verheimlicht hatte. Dieser Capeller war 1732 als elternloser Knabe eingewandert.

Breuer hatte sich nur bis zum Jahre 1755 eines tiefen Familienglückes an der Seite seiner Gattin Johanna, geb. Volckmann zu erfreuen, dem es freilich durch den Verlust mehrerer Kinder auch nicht an Trübsal mangelte. Was er bei diesen Verlusten und bei der Hochzeit seiner ältesten Tochter 1764 in das Kirchenbuch einträgt, beweist, daß er auch im Kreise der Seinen am geduldigen, hoffnungsfreudigen Gottvertrauen festgehalten hat. Mit seinem Vorgesetzten in Gumbinnen, Erhard Wolff, verband ihn alte Jugendfreundschaft, der geschickte Stadtchirurgus war ihm sehr zugethan und ein treues Gemeindeglied; besonders erfreulich ist das herzliche, ja innige Verhältnis, in dem er mit seinem nächsten Amtsbruder und dessen Familie stand. Von hervorragendem Interesse aber ist das Stallupöhner Kirchenbuch dadurch, daß dieser strenge, gewissenhafte Mann den meisten Salzburgern in Bezug auf ihr religiös-sittliches Verhalten ein gutes Zeugnis ausstellen kann. Da lesen wir z. B. in der Sterbeliste: Gertrud Kalcher, des Joseph Kalcher Frau, eine fromme Seele. Requiescat in pace! (Joseph Kalcher war der Verfasser des Glaubensbekenntnisses, mit dem sich einst im Salzburgischen die Bauern für evangelisch erklärten.) — Colmar Reiner, ein Leinweber, sanft und selig verschieden. — Johann Melchior Schweiger. Text der Leichenrede: „Ich bin beides, dein Pilgrim und dein Bürger, wie alle meine Väter."

— Johann Reisberger an der Hektik, ein frommer Salzburger. — Eva Schweighofferin. Requiescat in pace, war eine fromme Seele. — Simon Deckel im 84. Jahr, ein alter frommer Salzburger R. i. p. Probus emigravit. — Andreas Geschwandner, ein Salzburger, Kirchenvorsteher, im Herrn Jesu als ein wirklich durch die Gnade Gottes begnadigter Sünder sanft und selig eingeschlafen. Requiescat verus Israelita, in dem kein Falsch gewesen, in pace. — Barbara Bacherin, eine fromme Emigrantin, 82 Jahre alt. Requiescat in pace. — Michael Winkler, ein alter christlicher Salzburger im 86. Jahr. Requiescat in pace. — Frau Margareta Seidelin, eine liebe, fromme Ehegattin des Salzburger Schulmeisters Rupert Seidel. Psalm 73, 25, 26. Sie war eine wahre Israelitin. Requiescat in pace. — Schuhmachermeister Johann Riedl, ein stiller und frommer Salzburger u. s. w. u. s. w. — Ähnliches findet sich bei manchen Kopulationen vermerkt. Vorne, gleichsam als Einleitung zu seinem Kirchenbuch, hat Breuer eingetragen, wieviel Paare Salzburger er in Berlin, Stettin, Königsberg und Gumbinnen auf Befehl der hohen Herrschaft ohne Proklamation kopuliert habe: in den Häusern der Herren Geh. Oberfinanzräte v. Herold und Manitius, sowie des Oberauditeurs Milius. „Wobey die Salzburger seynd von der Herrschaft herrlich tractiret und auch samt mir reichlich regaliret worden. Gott segne sie dafür.“ In der ersten Zeit werden die Personen immer mit der alten Heimatsbezeichnung aufgeführt, z. B. „Simon Marhold aus dem Radstädter Gericht mit Barbara Kendlin aus Werfen.“

Wie es bei der Ansiedlung selbst zugegangen, weiß man eigentlich erst seit den letzten Jahrzehnten, besonders durch die bahnbrechenden Arbeiten Beheim-Schwarzbachs. Eine davon trägt als Motto das Wort Friedrichs des Großen: „Das preußische Litthauen ist in Europa wenig bekannt, obwohl es verdient, es mehr zu sein; es ist eine Schöpfung

meines Vaters . . . ich finde in diesem Unternehmen meines Vaters, diese Wüste bewohnbar und glücklich zu machen, wahrhaft Heroisches." Dies Wort bezieht sich nicht auf die Salzburger Kolonieen allein; gerade der genannte Geschichtsschreiber hat gezeigt, daß Litthauen keine Wüste mehr war, als unsere Emigranten kamen. Aber der Hauptgedanke in jenem Satz paßt auch auf sie: nicht als Idyll hat sich ihre Prussificierung vollzogen, sondern als Eroberung, und was erobert wurde, war nicht blos Grund und Boden, sondern vor allem Menschen, die in mühevoller Arbeit eines pflichttreuen



Da kön̄en sie nim̄mehr auch nebst der Arbeit beten
Un so mit Lob u: Danck allein vor Gott hintreten.
16. Elias Baeck a H. fecit et exc. Aug. Vind

Regenten und eines sich im Dienst des Vaterlandes aufopfernden Beamtenstandes aus Kindern zu Männern und Bürgern erzogen werden mußten. Unter dem Krummstabe konnten sie wenig davon lernen, was der Staat sein, leisten und fordern soll; das Wenige haben sie während der langen Wanderzeit auch noch vergessen. In den Lernjahren haben sie bisweilen heftig bereut, was sie mutig begonnen; doch bewährte sich auch an ihnen das schlichte, treffende Wort, das einmal Ernst Moritz Arndt aussprach: „Der preußische Staat ist wie ein wollenes Hemd, — es kratzt, aber es ist gesund." Daß Preußen damals so erfolgreich wie kein anderes Land

kolonisieren konnte, lag aber ferner darin, daß dieser Staat in fast einem Drittel seines Gebietes Grundherr war, und zwar mit weitgehenden Befugnissen. Wohl wurden die Bauern auch auf den nicht-kölmischen Gütern im allgemeinen als Inhaber des Erbrechts anerkannt; aber die königliche Grundherrschaft konnte schlechte Landwirte entsetzen und bessere an ihre Stelle bringen, auch die Zahl der Hufen Landes nach Zweckmäßigkeitsgründen vermehren und vermindern.

Wären die Emigranten zehn Jahre früher aus dem Erzstift vertrieben, so hätten sie es in Ostpreußen leichter gehabt: jetzt mußten sie nehmen, was übrig geblieben war; sie konnten nicht, wie sie so sehnlich wünschten, zusammenbleiben, und große Salzburger Koloniedörfer haben sich nicht bilden können. Dies entsprach keineswegs den Wünschen der preußischen Regierung. Gerade der Minister v. Görne, dem diese Kolonisation unterstand, hatte von jeher das „Dorfsystem" gegenüber dem von Graf Waldburg bevorzugten „Hofsystem" befürwortet. Der König selbst hatte sich 1721 dahin geäußert: „Wo ganze Dörfer in Litthauen bestehen, in selbigen sollen nicht die Nationes unter einander confundiret, sondern in einem Dorfe nur eine Nation an-



Da sie nun Endlich sind nach Canaan gekomen
So haben sie daselbst possession genommen.
15.

gesetzt werden.“ Jetzt kam es ganz anders. Die Salzburger wohnten nicht nur mit anderen deutschen Kolonisten, z. B. Pfälzern, sondern gerade auch mit Nationallitthauern zusammen. Sollte dieser Umstand nicht ungünstige Folgen für die Behauptung der ursprünglichen geistigen Eigenart mit sich geführt haben? Doch fragen wir lieber, wie sich die Kolonisation vollzogen hat.

Am 10. Juni 1732 brachen die ersten Emigranten von Königsberg nach Gumbinnen auf, und die meisten von denen, die bis zum Oktober in der ostpreußischen Hauptstadt ankamen, wurden ihnen nachgeschickt. Einige wenige konnten und wollten sofort auf Gütern angesiedelt werden, 29 Bauernhöfe wurden noch in diesem Jahre neu aufgeführt. Für die ungeheure Mehrzahl aber mußte ein interimistisches Unterkommen den Winter über besorgt werden. Sie wurden als „Einlieger“ untergebracht, meist auf Bauernhöfen. Deren Inhaber erhielten zwei Thaler, oder 60 Gr. mehr, Entschädigung für die Familie. Es war darauf gerechnet, daß die Gäste ihren Wirten bei der Arbeit zur Hand gingen, auch bekam jedes Oberhaupt einer Emigrantenfamilie 10 Thaler 12 Groschen, um sich für den Winter den nötigen Unterhalt zu beschaffen. Bis diese Quartiere im September bezogen wurden, mußten die Emigranten sonst untergebracht werden, z. B. in Zelten. Nur wenige benutzten die Gelegenheit, sich durch Arbeit, wie durch Rodungen an der polnischen Grenze, solange es die Witterung erlaubte, den Unterhalt zu verdienen. Die meisten warteten der Dinge, die da kommen sollten. Es wird bei den zuletzt Abgeholten nicht zur Hebung ihrer Stimmung beigetragen haben, daß man noch im Monat September war, als aus Gaudischkehmen und Grumkowkaiten 96 Schlitten angefahren kamen, um 58 Familien in die Winterquartiere zu bringen. Daß sie während des langen ostpreußischen Winters bei fremden Leuten still liegen mußten, war schon an und für sich ein Unglück. Die Gefahr lag nahe, daß die kräftigen

Männer, welche während der langen Wanderschaft die für sie naturgemäße Thätigkeit eingestellt hatten, sich ganz der Arbeit entwöhnten. Dazu kam die Unbekanntschaft mit den Sitten des Landes, die Verschiedenheit der Dialekte, die ungewohnte Kost, die oft reizlose landschaftliche Umgebung, die Verwöhnung durch die in den letzten Monaten ihnen dargebrachten Ovationen, die kühlere Art der Norddeutschen und vieles andere. Kein Wunder, daß in den meisten das Heimweh nach der herrlichen Gebirgsnatur, welches durch die wechselnden Bilder der Reise zurückgedrängt war, mächtig aufwachte. Die Gegenwart entsprach so gar nicht den Vorstellungen, die sie sich gemacht hatten. Nur wenige suchten und fanden in ihrem inneren Leben, in der endlich errungenen Glaubensfreiheit, in Bibel, Gesangbuch und Schaitberger volles Genüge. Die meisten wurden unzufrieden, gingen zu Verwandten und guten Freunden in der Nachbarschaft „heimgarten", fanden diese in ebenso unglücklicher Stimmung und beschwerten sich durch gemeinsames Klagen mehr das Herz, als daß sie es sich erleichterten. Die heimische Bevölkerung war den Fremden anfangs mit aufrichtigem, aber wortkargem Wohlwollen begegnet, jetzt fühlte sie sich durch die prätentiöse undankbare Unzufriedenheit und die abweichenden Lebensgewohnheiten doppelt abgestoßen. Das Unbehagen wuchs, als die Salzburger das Verpflegungsgeld ausgegeben hatten, das von der Reise mitgebrachte Kapital angegriffen werden mußte. Viele hielten es nicht aus, den ganzen Winter lang hinter dem Ofen zu sitzen, sie wechselten den Wohnsitz und trugen die trübe Auffassung der gegenwärtigen Lage weiter. Die Beamten hatten einen schweren Stand; es hatte unsägliche Arbeit gekostet, die vielen Leute in zwiefachem Wechsel unterzubringen, und wie hoch türmten sich erst die Schwierigkeiten für die definitive Ansiedlung! Herold tritt jetzt mehr zurück; da es sich um rasche Ausführung der königlichen Absichten handelte, wurde die Leitung des Kolonisationswerkes einem

Manne anvertraut, dem ein unruhiges Drängen und Treiben nach vorwärts eigen war: dem Minister v. Görne. Er kam auch manchmal selbst von Berlin nach Ostpreußen. Das provinzielle Zentrum der Ansiedelung war in Gumbinnen, und dort erscheint als die wichtigste Persönlichkeit der Emigrationskommissar Hermann, den wir nächst Göbel als Hauptleiter der Emigrationszüge kennen gelernt haben. Der König rechnete darauf, daß dieser die Salzburger verstehe, sie ihm vertrauend ergeben seien. Beides war auch bis zu einem gewissen Grade der Fall gewesen; aber die Schwankungen in diesem Verhältnis waren doch so stark, die Salzburger zeigten sich bei jedem Tadel, jeder Mahnung, ja jedem Rat so empfindlich, daß Hermann zeitweise wegen Mißhelligkeiten suspendiert wurde. Die Kolonisten hatten sich soviel über ihn nach oben hin beschwert, daß der König glaubte, er habe sich bei den freilich noch rohen Leuten „schlecht aufgeführt." Es war aber kein geeigneter Ersatz zu finden, und er hat sein Amt nach jener Unterbrechung bis zu seinem Tode 1771 weiter geführt. Neben ihm arbeiteten der Amtskommissar Schröder und der Amtmann Hanke. Diese Männer sollten von Zeit zu Zeit Personaltabellen und andere Verzeichnisse einreichen, die Zehrungskosten für die Salzburger auslegen und über jede einzelne Ausgabe genau Buch führen, wobei die Rechnungen von den Emigrantenpredigern attestiert werden mußten. Ferner sollten sie über alle Kisten und Pakete der Salzburger genaue Verzeichnisse aufnehmen lassen, bei der Ansetzung der Bauernhöfe für Bearbeitung des Sommer- und Winterfeldes rechtzeitig sorgen. Außerdem sollten die Beamten darauf achten, daß die Salzburger, wenn sie kämen, schon alles auf den Höfen fertig eingerichtet fänden, sowie auf die Befolgung des gedruckten Wirtschaftsreglements und der Dorfordnung dringen. Ferner lag ihnen ob, wo die Ansiedelung geschehen, auf den Vorwerken und Dörfern fleißig Umschau zu halten, ob die

Etablierten auch nach den principiis regulativis von den Beamten genügend verpflegt würden. Schließlich aber wurde ihnen als Pflicht eingeschärft, „etwaige“ Klagen der Salzburger keineswegs abzuweisen, sondern in Gelassenheit anzuhören, auch darüber jedesmal an die Deputation zu berichten; anderseits hatten sie sich über das Betragen der Salzburger fleißig zu informieren und über die Konduite der Emigranten regelmäßig und ausführlichst zu referieren. Dazu kamen anfangs noch die Examina, die mit den Einzelnen, respektive mit den Familienvätern der angekommenen Trupps, vorgenommen werden mußten. Noch heute existieren 42 dicke Folianten unter den Salzburger-Hospital-Archivakten zu Gumbinnen, welche aus zusammengebundenen Einzelprotokollen dieser Examinatorien bestehen. Es wurde dabei gefragt nach Namen, mitgekommenen Verwandten, früherem Beruf, Ernährungsplänen für die Zukunft, endlich was der Emigrant in Salzburg zurückgelassen habe? Welche Geduld nötig war, aus den in einem fremden Dialekt gegebenen, bald vorsichtig zurückhaltenden, besonders aber bei Unwesentlichem gern weitläufig verweilenden Antworten das zu entnehmen, worauf es ankam, läßt sich denken. Manche Protokolle füllen 30—50 Folioseiten. Vor allem aber die Klagen! Schröder petitionierte wiederholt um Entlastung: er habe den ganzen Tag nichts zu thun, als auf die stets wachsenden Klagen Bescheid zu geben, dazu kämen die vielen Expeditionen. Einer der Inspektoren jammert: „Und wenn ich auch 10 Hände hätte, mich auszuarbeiten und in Richtigkeit zu setzen! vielmehr gerate immer tiefer, setze dabei meine Gesundheit zu und habe doch nichts als Reprochen zu gewärtigen.“ Zu den Sorgen dieser Beamten gehörte auch dies, daß sie schlechte Wirte in Litthauen von ihren Höfen setzen und mit salzburgischen vertauschen, dabei aber jene auf keinen Fall außer Landes gehen lassen sollten, „denn Meine Hauptintention bei diesem ganzen Werke ist,

daß Ich Preußen peuplieren will." Die schlechten Wirte sollten als Gärtner oder Hausleute in den Dörfern emploiret, oder auch bei dem Adel in irgendwie dienender Stellung untergebracht werden. Aber in eben diese Stellen sollten ja auch ledige Salzburger gesetzt werden, vor allem die mit den ersten Trupps gekommen waren! So wurden denn in alle Ämter und Städte Anfragen geschickt, wie viel Knechte, Mägde, Gärtner u. s. w. angesetzt werden könnten oder verlangt würden. Aus den Tabellen ergiebt sich, daß im ganzen die minimale Zahl 822 das Resultat aus sämtlichen Antworten war! Dazu stellte sich bald heraus, daß die Salzburger Dienstboten in Lohn und Essen besondere Ansprüche machten, niemand wollte sie gern nehmen. Auch Instleute und Tagelöhner sollten von den Beamten angesetzt und für den Sommer untergebracht werden; aber auch diese Bevölkerungsklasse zeigte sich bald unzufrieden. An alle Beamte erging schon am 17. Juli 1732 eine eigene königliche Weisung: „Wir haben erfahren, daß die in die Ämter geschickten Salzburger ziemlich hart gehalten und ihnen insonderheit schlechtes Essen gereicht werde. Die Leute sind aber der königlichen Intention gemäß gütlich zu halten und zur Arbeit nicht mit Ungestüm, sondern mit glimpflichen Worten anzumahnen!" Auch in bezug auf das Essen habe man sich, da sie nicht an kostbare Speisen gewöhnt seien, „einigermaßen nach ihrem Genie zu bequemen." Es hat etwas Rührendes, wie der König auch auf diesen Punkt sein Augenwerk richtet; zugleich aber liegt hier auch wieder einer der Beweise vor, wie richtig er diese Leute zu behandeln verstand. Der Salzburger Chronist Johann Stainhauser erzählt in seiner Geschichte der von ihm erlebten Reformation des Erzbischofs Marx Sittich im Jahre 1616, welche Bekehrungsart die Kapuziner-Patres bei den evangelisch gesinnten Bauern-Dienstboten in dem Pfleggericht Werfen zur Anwendung brachten oder bringen ließen. Dabei wurde auf folgende

Vorhaltung besonderer Wert gelegt. Die Knechte sollten wohl bedenken, was sie zu thun willens seien; man werde ihnen (wenn sie emigrirten) die Nocken, Krapfen und Nudeln, deren sie gewohnt seien, auch nit nachtragen: denn ander Orten das Schmalz (d. i. die Butter) gar teuer und übel zu bekommen sei, sie auch an den Orten, dahin sie kommen würden, nit im Tag viermal zu fressen haben, wie in dem Gebirg der Brauch sei." Wie sollten es aber die preußischen Beamten anfangen, den Salzburgern alles das, was sie wünschten, zu beschaffen? Die meisten wurden in der kritischen Zeit immer widerspenstiger, waren weder zur Arbeit noch zur Übernahme kleinerer Güter zu bewegen, klagten unaufhörlich, daß sie nicht zusammen wohnen könnten und meinten, das ganze Land tauge nichts, und die Leute noch weniger. Um gerecht zu sein, müssen wir uns erinnern, daß in der That viel jetzt noch hinterher als anbaufähig ausfindig gemachter Boden „von miserabler Güte" war, wie man sich gelegentlich einmal äußerte. Die Salzburger waren auch nicht die einzigen, welche so urteilten. In der Chronik der Stadt Gumbinnen wird erzählt, unter Friedrich Wilhelm I. habe ein dortiger Schneidermeister, Namens Wollschink, einem Beamten der Kriegs- und Domänenkammer umsonst einen Staatsrock angefertigt, damit ihn dieser bei der in Aussicht stehenden Landesverteilung vor Überweisung eines Grundstücks bewahren möge. Der alte Hausvoigt Johann Dewitz in Insterburg soll dem König, als dieser in guter Laune war und das Überhandnehmen der Wölfe in Litthauen beklagte, den Vorschlag gemacht haben, wenn Majestät jedem Wolf „eine Hufe kulmisch zumessen lasse", dann liefen sie gewiß bald alle davon. — Es hat auch Salzburger gegeben, die davongelaufen sind und reumütig an den Thoren der alten Heimat angeklopft haben. Andreas Halbenhuber, Christian Empacher und dessen Tochter Gertrauth aus Goldegg z. B. kamen 1733 in das Erzstift zurück, mit einem Schrift-

stück, in welchem der Breslauer Fürstbischof Kardinal v. Sinzendorff ein gutes Wort für sie einlegt. Sie behaupteten, einst durch Aufwiegler unter dem Vorwand der reinen evangelischen Lehre verführt zu sein. In den preußischen Landen sei ihr Gewissen aufgewacht, sie hätten dort die Gelegenheit erwartet, wie sie sich aus der Gegend wegbegeben könnten und schließlich den Vorsatz ausgeführt, indem sie sich zunächst nach Schlesien wandten. Mit großem Vertrauen kam man, wie begreiflich, im Erzstift derartigen Ankömmlingen nicht entgegen. Wäre aber der Weg dahin weniger weit gewesen, und hätte er nicht zuerst die scharfe preußische Grenzkontrolle auf „Deserteure", und dann das von den Emigranten sehr gefürchtete Polen zu passieren gehabt, so wären in der Zeit der Gährung wohl manche zurückgekehrt. Sobald es ihnen, wirklich oder vermeintlich, schlecht ging, war es eben bei solchen auch mit ihrem Vertrauen zu Ende. Durch die Tradition jahrhundertelangen Mißregiments war jeder Salzburger Gebirgsbewohner von vornherein geneigt, jeden Diener einer Obrigkeit mit Mißtrauen zu betrachten. In den Koloniebeamten sah die Mehrzahl damals ihre schlimmsten Feinde, und jene erfuhren bei ihrer unablässigen Arbeit eine Zeit lang so viel Renitenz, daß sie erbittert wurden. Der König beurteilte die Lage der Dinge durchaus richtig; er sagte sich, daß bei der Religiosität der Exulanten viel gewonnen sein mußte, wenn sie sich durch einen nicht blos allgemein gehaltenen Gehorsamseid in ihrem Gewissen gebunden erachteten. Bei denen, die bereits fest angesiedelt waren, die sich auf Bauerngütern oder Kossätenhöfen niedergelassen hatten, begnügte man sich mit dem gewöhnlichen Unterthaneneide. Die große Masse aber sollte „zu Gott dem Allmächtigen einen körperlichen Eid schwören, S. Königl. Majestät und dessen Hause jederzeit treu und gewärtig sein und aus den Königl. Landen sich nicht mutwilligerweise wegbegeben zu wollen. Wie sie denn auch

hiemit versprächen, der Königl. Ordnung und den Edikten nachzukommen, der vorgesetzten Obrigkeit willig Gehorsam zu leisten, ruhig und friedlich sich aufzuführen, in Summa S. K. M. Schaden nach allen ihren Kräften abzuwenden, Nutzen und Bestes aber zu befördern. So wahr mir Gott helfe durch seinen Sohn Jesum Christum. Amen." Vorsichtiger Weise wurde beschlossen, die Eidesabnahme nach und nach durch eine Kommission vornehmen zu lassen, die außer den Emigrantenpredigern und Kommissaren auch aus den geachtetsten und zuverlässigsten Salzburgern bestand. Es ist höchst beachtenswert, daß die Notabeln, denen die Regierung, weil solche „besonders fromm und bescheiden befunden worden", so großes Vertrauen schenkte, gerade die Leute waren, welche im Erzstift als Haupträdelsführer gegolten hatten: der große Volksprediger Rupert Stulebner, einst Schmidt zu Hüttau; Mathes Bacher, Schmidt zu Goldegg; Hans Hoyer aus Salfelden, Christian Kraft oder Gappe aus Uppenau, der Berg- und Ackersmann Michael Schober aus Radstadt, endlich der bibelfeste Kürschner Andreas Lindner. Die dieser Kommission vorgeschriebene Verhaltungsinstruktion vom 21. November 1732 ist eindringlich gehalten. Die Salzburger sollen zu Ruhe, Genügsamkeit und Fleiß ermahnt werden, „wobei ihnen zu Gemüte zu führen ist, daß, wenn Wir uns nicht ihrer erbarmet und sie aufgenommen hätten, sie ja nicht gewußt, wo sie hinkommen und eine bleibende Stätte finden würden. Und da ihnen nunmehro bei dem wahren Gottes-Dienst nach seinem geoffenbarten Wort Gelegenheit zu ihrem Unterhalt durch ihrer Hände Arbeit geschaffen und angewiesen würde, so wäre es von ihnen ein schändlicher Undank, und strafbare Bosheit, wenn sie sich nicht in die göttliche Ordnung bequemen wollten." Vor Gott und der ganzen Welt, sonderlich bei den Katholiken, würden sie ja sonst zu Schanden und zu Spott werden. Dabei sollte die Kommission warnen, daß gegen alle, die sich nicht mit Güte

bedeuten ließen, unnachbleiblich mit Schärfe verfahren werden solle. Doch sei alles das nicht mit Heftigkeit, sondern langmütig vorzustellen. Nach einer genau vorgeschriebenen Reiseroute begann die Kommission ihr Werk in Gumbinnen. Schon hier stieß man auf Schwierigkeiten. Besser war es in Goldap; aber je weiter man kam, um so deutlicher stellte sich heraus, daß mit der großen Mehrzahl nichts auszurichten war. Manche erschienen garnicht, viele gaben unglaublich unverschämte Antworten; die alten Salzburger Volksführer schienen ihre Macht über die Gemüter zu Gunsten neu hervortretender Aufwiegler verloren zu haben. Gewiß war ein Hauptgrund der Weigerung, daß sie glaubten, wenn einmal erst geschworen sei, wären sie ausgeliefert, aller freien Bewegung beraubt, müßten arbeiten, dürften sich nicht mehr nach Herzenslust ausklagen, würden gar auch wie die Litthauer Bauern mit Postronken gezüchtigt werden. (Die Anwendung dieser Prügelstrafe mittelst eines dicken Strickes war zwar 1721 vom König verboten, kam aber doch noch manchmal vor.) Es müssen jedoch noch andere Motive religiöser Art mit im Spiele gewesen sein. Salzburgische Gerichtsprotokolle beweisen, daß es nicht bloße phrasenhafte Ausrede, sondern nur Übertreibung war, wenn einige jetzt erklärten, wenn sie hätten schwören wollen, hätten sie es ja in Salzburg thun können; deswegen gerade wären sie ausgewandert. Ganz ähnliche Worte bekamen oft die erzbischöflichen Beamten zu hören. Vielleicht liegen hier sporadische Reste wiedertäuferischer Einwirkungen vor. Genug, die Kommission richtete zunächst wenig aus, obwohl die Worte der Emigrantenprediger und besonders der königstreuen alten Führer sicher bei nachträglicher ruhiger Überlegung in manchen einen Umschwung vorbereiteten. Dieser trat allmählich ein, weil die Regierung auf Befehl des gewaltig den Salzburgern zürnenden, aber doch sie nicht aufgebenden Königs in geduldiger, strenger Konsequenz vorging. Sie begann, sich an

die Einzelnen zu wenden und fuhr ruhig mit dem Etablieren fort. Not und Hunger wirkten mit; gegen Rädelsführer, wie Seibold und Fellöhner, wurden Zwangsmittel, wie Karrenstrafen, angewandt; und der König zeigte dabei ein starkes persönliches Interesse, „was vor Effekt die geschehene Aretirung (Seibolds) auf die übrigen Salzburger gehabt hätte." Nach sechs Wochen konnte dieser Mann als gezähmt in Freiheit gesetzt werden. Viele wollten sich freilich noch längere Zeit auf bereitstehenden kleineren Gütern deshalb nicht ansiedeln, weil sie meinten, sie könnten dann später nichts Größeres anfangen, wenn ihr Vermögen von Salzburg ausgezahlt würde. Ein eigenes Patent des Königs benahm ihnen diesen Irrtum. Übrigens war es wirklich ein Mißstand, daß wegen Mangels an verfügbarem Land viele Güter allzuklein ausfielen. Vor zwölf Jahren hatte die Regierung für jeden Bauer zwei kölmische Hufen (= ca. $4^1/_2$ magdeburgische) festgesetzt, nebst reichlichem Gartenland, Wiese und Weide. In Wirklichkeit haben aber viele dieser älteren und ebenso der späteren Salzburger Kolonisten, indem jetzt manche ältere Besitze verkleinert wurden, nicht mehr als eine kölmische Hufe Ackerland erhalten. Ein bekannter neuerer Nationalökonom urteilt über die Ansiedelungen: „Die Zahl der anzusetzenden Kolonisten war häufig zu groß gegenüber dem disponiblen Lande, die den Einzelnen zufallenden Landportionen fielen häufig kleiner aus, als man ursprünglich geplant, und als es für das Gedeihen wünschenswert gewesen wäre."

Nach und nach ging also die Besiedelung, sowie die Eidesleistung, vor sich, und die anfänglich herzlich schlechten Konduitenlisten wurden allmählich besser. Eine neue eigentümliche Schwierigkeit erwuchs aus einem kindischen Mißtrauen der Emigranten, indem diese sich weigerten, die Originaldokumente der Regierung auszuliefern, womit die Ansprüche auf die im Salzburgischen zurückgelassenen Ver-

mögen zu erhärten waren. Sie hatten sich in den Kopf gesetzt, wie sie früher ihre Bauerngesandtschaften nach Regensburg abgeschickt hatten, so jetzt durch eine nach dem Süden zu entsendende Deputation ihre Forderungen geltend zu machen. Als das trotzige Widerstreben garnicht aufhören wollte, erließ Friedrich Wilhelm I. am 15. August 1735 ein Schreiben, das Beheim-Schwarzbach, der es zuerst mitgeteilt hat, trefflich so charakterisiert: „Der Ton dieses königlichen Schriftstücks ist scharf gegen die Salzburger, väterlich zürnend; man hört wirklichen Kummer und Groll des beleidigten Vaterherzens aus den königlichen Worten heraus." Selten ist es einem Monarchen mitten im Frieden gelungen, eine gleich rasche und durchgreifende Wirkung des rechten Wortes zur rechten Zeit zu erreichen, wie sie bei diesem Appell an das Gewissen unruhiger Unterthanen sich ergab. Der Erlaß hat im wesentlichen folgenden Inhalt: Zunächst werden die Beamten angewiesen, Benachteiligungen der Salzburger gegenüber anderen Kolonisten, welche vorgekommen zu sein schienen, abzustellen. Dann aber wird der Befehl erteilt, von Amt zu Amt, auch durch die Emigrantenprediger, jenen folgendes ernstlich andeuten zu lassen. Von Seiner Majestät sei ihnen aller möglicher Vorschub zu teil geworden, „ob wir gleich dazu auf keinerlei Weise verbunden wären, sondern alles aus herzlichem Erbarmen gegen sie geschehen." Mit nicht geringem Mißfallen nehme der König aber wahr, daß viele durch trotzige, ungeziemende Aufführung den guten Namen, welchen die Salzburger bei ihrer Emigration an so vielen Orten erworben, schändlich beschmutzten und „Anlaß geben würden zu glauben, was ihre vorige Landesobrigkeit und alle Widriggesinnte von ihrer Widerspenstigkeit und Geneigtheit zum Ungehorsam öffentlich gemeldet." Es folgt die ernstliche Aufforderung, Gottes Zorn und ihrer Landesherrschaft Ungnade von sich abzulehnen, samt der Drohung, dergleichen ungehorsame Ge-

sellen am Leibe, auch nach Befinden als Rebellen wohl gar am Leben, zu strafen.

Wem fiele nicht hier eine gewisse Ähnlichkeit auf, welche nicht bloß zwischen diesem Schriftstück und manchen erzbischöflichen Erlassen, sondern überhaupt zwischen diesem Konflikt und den früheren unter dem Krummstabe sich zeigt? Man könnte der Ähnlichkeit nachgehen und auf manche Parallelen im einzelnen hinweisen. Aber die Verschiedenheiten sind unendlich größer. Vor allen Dingen fehlt jetzt der religiöse Gegensatz, denn die Scheu vor dem Eide kommt nur als psychologisches Nebenmotiv bei einer Minderzahl in Betracht. Aber auch davon abgesehen springt die unendlich größere Leistungsfähigkeit des modernen Staates gegenüber einem mittelalterlich-kirchenstaatlichen Wahlfürstentum in die Augen. Damals eine in sich schwache, inkonsequente Regierung, die schließlich mit erborgten ausländischen Machtmitteln Maßregeln von größter Härte trifft; hier kraftvolle Strenge, die im Grunde auf Wohlwollen beruht und Verständnis für die Bedürfnisse des Volkes zeigt. Die preußische Strenge kann es im wesentlichen bei Strafandrohungen bewenden lassen, weil sie nicht bloß verbietet und einengt, sondern unausgesetzt an positiven praktischen Reformen arbeitet. Mit dem Etablissement wurde unbeirrt fortgefahren, und die materielle Lage der Angesiedelten erfuhr stetige Verbesserungen. Aber nicht bloß die materielle. Außer dem hohen Gut der Religionsfreiheit wurde den Salzburgern, dem in Preußen mächtigen Dezentralisationsprinzip gemäß, auch ein nicht geringes Maß von Selbstverwaltung zugestanden. Der König selbst ergriff gerade in den Monaten, als er jenes zürnende Schriftstück entsandte, die Initiative zu einem salzburgischen Societätsvertrag. Er hat dadurch bewiesen, wie groß, sogar in jener kritischen Zeit, sein Vertrauen zu dem gesunden Kern der Exulantenkolonie war, und er hat, wo er Vertrauen säte, Treue geerntet. Der Societätsvertrag kam dem Selbständig-

keitsdrang der Salzburger so sehr entgegen, daß man von einem republikanischen Anstrich desselben gesprochen hat. Er beruhte auf derselben Grundlage, auf der früher ein Abkommen mit den Schweizer Kolonisten getroffen war. Er bezog sich nur auf die ländliche Bevölkerung. Am 17. September 1736 wurde, nach längeren Verhandlungen mit den in jedem Amt von den Salzburgern selbst gewählten Ältesten und Schulzen, zu Gumbinnen folgendes vereinbart: sämtliche auf Äcker angesetzte Emigrierte stehen in Bezug auf den Steuerzins einer für alle und alle für einen, sie sind von Scharwerk befreit. Die Societät hat das Recht, liederliche Wirte aus ihrer Mitte abzusetzen und tüchtige an deren Stelle zu bringen. Ohne ihren Willen darf keine zu der Kolonie gehörende Hufe dieser verloren gehen, sie übernimmt auch die Wiederbesetzung vakant gewordener Höfe. Der abgegangene Güterbesatz soll noch einmal vom Staate komplettiert werden, dann aber sorgt die Kolonie für sich selbst und hat nur bei verheerenden Naturereignissen Anspruch auf Staatshilfe. 26 Schulzen und Älteste, von denen jeder eine Freihufe zugewiesen erhält, haben die Inspektion über ihre ackerbesitzenden Landsleute, zunächst 763 Landwirte, ca. 4000 Seelen, auf 241 Ortschaften verteilt. Erst im Jahre 1808 ist die Sonderstellung dieser Kolonie, wie der übrigen, aufgehoben worden.

Nach und nach wurden die Originaldokumente, welche die Aktivschulden in der verlassenen Heimat erweisen sollten, von den Emigrierten ausgehändigt. Das überaus mühevolle Geschäft, sie einzufordern und den Verkaufspreis der verlassenen Güter nach Preußen zu besorgen, fiel vorzugsweise dem Freiherrn v. Plotho zu, dessen Vater bereits in den Anfangsstadien der Salzburger Bewegung thätig gewesen war. Der jüngere Plotho war in Reichssachen wohl bewandert, für die er sich auf Veranlassung Friedrich Wilhelms I. besonders ausgebildet hatte. Es ist derselbe,

dem später Goethe in seiner Beschreibung der Frankfurter Kaiserkrönung ein dauerndes Denkmal gesetzt hat, derselbe auch, der 1757 zu Regensburg die Ankündigung des Banni Imperii über Friedrich den Großen so kräftig zurückwies, daß der durch unbewußten Humor köstliche Bericht des Reichsnotarii Dr. Aprill wohl noch hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Er schlug übrigens in Salzburg ein gelinderes Verfahren ein und kam mit den erzbischöflichen Beamten gut aus. Aber er hat trotz unsäglicher Mühe doch nicht viel mehr als 300000 Thaler herausgebracht: viele Forderungen der Emigrierten waren ungenügend bezeugt, manche Gläubiger waren selbst kaum solvent, im Erzstift herrschte Geldmangel, von den zurückgelassenen Mobilien u. s. w. war viel verdorben, die Ausgewanderten hatten ihre Güter zu hoch taxiert, oder die gerichtliche Taxe entsprach doch lange nicht dem damaligen Werte u. s. w. Unter Friedrich dem Großen ist übrigens später noch eine Nachzahlung aus Salzburg erfolgt. Das gesamte mitgebrachte Vermögen der Emigranten wird im Minimum auf etwas über zwei Millionen Thaler veranschlagt. Von den für sie gesammelten Kollekten haben sie nicht alles bekommen: in Regensburg wurde ein Fonds kapitalisiert, die in Dresden gesammelte Kollekte ist auf höheren Befehl für den Bau der dortigen katholischen Frauenkirche verwendet worden. Was die Verteilung der Salzburger betrifft, so machte die städtische Bevölkerung etwa ein Fünftel der Gesamtheit aus. Die Handwerker, durch große Privilegien gestützt, gewannen allmählich mehr und mehr Boden.

Die Konduitenlisten werden immer günstiger, bis im Jahre 1744 den Salzburgern ein geradezu glänzendes Zeugnis ausgestellt wird. In der späteren Zeit (1809) hat der Oberpräsident v. Schön, nicht in jeder Beziehung ein Freund der Salzburger Institute, geurteilt, daß die Provinz Litthauen ihre Geistes- und Gewerbekultur größtenteils den eingewanderten Salzburgern verdanke. Er erklärte, daß die Dankbar-

keit gebiete, zur Erinnerung an die große That der Salzburger, der Religion ihrer Väter wegen ohne Rücksicht auf zeitliches Glück alles preiszugeben, ein Denkmal zu stiften. Unscheinbar genug war das Denkmal, obwohl es viel Mühe gekostet hat, bis es dem Freiherrn v. Stein gelungen ist, seine Errichtung möglich zu machen: Es besteht aus dem Stab eines der Heerführer der Emigranten, Toblers, noch heute an der hinteren Giebelwand der Gumbinner Hospitalkirche links vom Altare zu sehen; über ihm ist eine entsprechende Gedächtnistafel angebracht. Die Denkmünzen, welche im Emigrationsjahre geprägt waren, wurden bei dem Säkulargedächtnis vermehrt. Zum Jacobitag (25. Juli) 1832 — 100 Jahre nach der Ankunft des ersten Salzburger Trupps in Gumbinnen, 101 Jahre nach der folgenreichen Entscheidung der Gebirgsbauern für den evangelischen Glauben — wurde eine Gedenkmünze geprägt: auf ihr ist die Borussia dargestellt, wie sie einem vor ihr knieenden Salzburger eine Aufnahmeurkunde überreicht. Dazu die Umschrift: „Mir neue Söhne. Euch ein neues Vaterland." Auf der Rückseite steht die Inschrift: „Zur einhundertjährigen Gedächtnisfeier der Aufnahme in Schutz und Glaubensfreiheit unter Preußischem Scepter Salzburgs vertriebene Söhne. Am 25. Juli 1832."

Sechs Jahre später, am 7. Juli 1838, wurden auf der Feldmark Erdmannsdorf im Riesengebirge den aus Tirol ausgewiesenen Zillerthaler Protestanten ihre Grundstücke angewiesen. Es ist auffallend, wie viel von dem, was sich hundert Jahre früher abgespielt hatte, sich damals in kleinerem Maßstabe wiederholte.

Die Bedeutung der großen früheren Kolonisationen aber lag darin, daß, entgegen dem gleichsam willenlos sich vollziehenden Bevölkerungsabfluß von Osten nach Westen, hier umgekehrt durch die konsequente Energie eines nationaldeutsch gesinnten Herrscherhauses kulturell höher stehende

Elemente aus dem Westen mit bewußter Germanisierungstendenz in die Ostmarken verpflanzt sind. Auch die Salzburger Emigranten, obgleich sie meist nicht den gebildeten Ständen angehörten, haben eine ältere, höhere Kultur gen Osten getragen. Nicht etwa bloß dadurch, daß sie eine bessere Maschine zur Getreidereinigung mitbrachten, als die bisher in Preußen bekannten und dergl. Nein, die edleren Elemente unter ihnen übten auf die Gesamtheit einen solchen Einfluß aus, daß man wohl sagen kann, sie haben überhaupt eine höhere Lebensanschauung, als sie bei Litthauern, Polen, Szamaiten u. s. w. heimisch war, zur Herrschaft gebracht. Verdankten sie nun aber diese nicht im Grunde der jahrhundertelangen Kulturarbeit des Staates, aus dem sie kamen? Es hat bei den Emigrierten nicht an Bewußtsein davon gefehlt. Man darf die vielfach überlieferten Äußerungen freundlichen Gedenkens an den lieben Erzbischof und die guten Beamten, die sie doch aus dem Lande gejagt hatten, nicht etwa, wie vielfach geschieht, als schwächliche, resignierte Charakterlosigkeit auffassen. Es kommt darin vielmehr das auf der Wanderschaft und in den neuen Verhältnissen erwachte oder doch verstärkte Bewußtsein zum Ausdruck, in den verlassenen Verhältnissen doch nicht lauter Böses, sondern auch manches, in ruhigen Zeiten vielleicht sogar recht viel, Gutes empfangen zu haben. Wir wollen hier nicht den Versuch machen, an der eigentümlichen Art des bei den Nachkommen der Emigranten vielfach herrschend gebliebenen Idealismus Züge aufzuweisen, die gerade auf einen Kirchenstaat als letzten Ursprung hindeuten. Nur nebenbei sei ferner erwähnt, daß selbst die mitgebrachte Religiosität der Emigranten nicht bloß in lauter Opposition zu der in der alten Heimat herrschenden Gottesverehrung sich gebildet hatte. Manches ökumenisch Christliche verdankten sie der Salzburger Kirche, so sehr sie sich auch durch Sonderlehren von ihr geschieden wußten. Die Briefe, welche

an Beamte in der Heimat gerichtet sind, dürfen freilich nicht dazu benutzt werden, alles, was die Emigranten von Verfolgungen erzählt haben, deshalb für erdichtet zu erklären, weil sie ja selbst an ihre angeblichen Peiniger ganz freundlich schrieben. Vor allem ruht diese Beweisführung auf einer frühen Verschmelzung zweier bald hintereinander zu Werfen regierender Pfleger, von denen der erste hart, der spätere so milde war, daß er bei seinen Vorgesetzten mehrfach dringend um Erleichterungen einkam: Franz Roman v. Moll, 1716—1730 Pfleger in Werfen, und Franz Dietrich v. Mozel, 1730—1737 in derselben Stellung. Ferner ist doch aus jenen Briefen bei aller Gutmütigkeit etwas von der Genugthuung zu entnehmen, mit dem Betreffenden, dem man alles Gute auf seinen Weg wünscht, nichts mehr amtlich zu thun zu haben, sowie ein gewisses, wenn man will kindisches, Behagen, ihn wissen zu lassen, es gehe jetzt doch auch ohne ihn ganz gut. Der interessanteste dieser Briefe lautet: Jhro Hoch-Freiherrlichen Gnaden, Hochfürstl. Saltzburgische Pfleg und Probstey, Franz Freiherr v. Mozel.

Darkehmen vom 15. Mai 1733.

Ew. Hochfreiherrliche Gnaden thun wir, unter Jhrer Verpfleg und Probstei gestandenen Unterthanen, nunmehr aber Jhro Königl. Majestät von Preußen Unterthanen, schön grüßen und wollen doch berichten, wie es mit unserer Reise ist abgegangen. Sobald wir ausgezogen aus dem Salzburgischen durch Gottes Hülfe, so sind wir allezeit glücklich fortkommen und von unserm Landesvater, dem Könige in Preußen, als Kinder aufgenommen worden, und haben viel mehr Gutes empfangen als uns vergönnet ist worden, und sie uns vorgesagt (d. i. versprochen) haben. Und sind, Gott Lob, in ein gutes Land kommen, wo gut Brot und alle Lebensmittel wohlfeil sind. Und haben schon unser zwölfe in einer Stadt sich eingekauft; geht und gefällt uns gut. Und viele haben sich Güter gekauft auf dem Lande, und

haben ihre gute Nahrung und hoffen, es wird keinen gereuen. Und wenn Er noch samt den Seinigen sich gesund befinden, soll es uns lieb sein. Befehlen Sie in Gottes Schutz. David Weitmoser. Bartleme Dieler. Jacob Gräfenberger. Hans Haygen. Ruprecht Frommer. Joseph Brandstetter. Cyriacus Eillersperger. Peter Lindner.

Diese Namen sind aus der Geschichte der Werfener Emigration meist wohl bekannt. Teilweise gehörten die hier unterschriebenen den Siebenundsechzig an, die am 15. Juli 1731 der erzbischöflichen Kommission ein evangelisches Glaubensbekenntnis überreichten.





Emigrationen nach Holland, Hannover und Amerika. Durchführung der Gegenreformation im Erzstift

Die letzten Emigranten, welche aus Salzburg und Berchtesgaden abzogen, suchten nicht in Preußen, sondern in Holland, Hannover und Amerika eine neue Heimat. Nach den Niederlanden begaben sich, außer 59 Ackerleuten, die schon früher in Middelburg angesiedelt wurden, 300 Familien von den Dürnberger Salzarbeitern. Sie wurden auf der Insel Cadsand untergebracht, konnten dort weder das Klima vertragen, noch sich mit den Einwohnern verständigen und führten bittere Klagen, daß ihnen die Versprechungen nicht gehalten würden. Soviel scheint unbestreitbar, daß ihre Verpflegung schlecht organisiert und für ihr Unterkommen mangelhaft gesorgt war. Ein Teil kehrte nach Regensburg, nicht aber in das Erzstift, zurück; die Mehrzahl scheint sich allmählich in die neuen Verhältnisse gefunden zu haben.

Im April 1733 machten sich über 700 Berchtesgadener nach Hannover auf den Weg. Da es geschickte Handwerker waren, hatten der Rat von Nürnberg und der König von Preußen ihnen Anerbietungen gemacht. Hier waren also, was bei der großen Salzburger Kolonisation nicht der Fall



war, in erster Linie ökonomische Gesichtspunkte maßgebend. Aber die Berchtesgadener Arbeitgeber setzten bei ihrer Regierung durch, daß die Abziehenden schwören mußten, sich nicht in Nürnberg niederzulassen. Gegen Preußen waren sie durch die oben erwähnten Gerüchte eingenommen; so gewann sie denn der Großbritannische Gesandte, er zahlte das Loskaufsgeld aus der Leibeigenschaft, und sie wurden in die Städte und Dörfer der Ämter Münden, Nordheim, Göttingen, Eimbeck und Hameln verteilt. Acht Familien



gingen doch noch nach Nürnberg, weil sie im Hannöverschen nicht zusammenbleiben konnten, einige derselben kehrten aber schließlich von da ins Hannöversche zurück.

Weit bedeutender als diese Niederlassungen ist die Übersiedelung einer Anzahl von Salzburgern nach Nord-Amerika geworden. Der von uns schon mehrfach als Wohlthäter der Emigranten erwähnte Augsburger Senior Samuel Urlsperger hätte nicht die Mittel gehabt, die ersten Exulantenzüge so thatkräftig zu unterstützen, wenn sie ihm

nicht von England zugeflossen wären. Sein Lebensgang prädisponierte ihn gewissermaßen zu der Wirksamkeit, die er ausübte. 1685 als Nachkomme steirischer Vertriebener in einer Württemberger Beamtenfamilie geboren, in Halle als Schüler Franckes für ein lebendiges Christentum gewonnen, begab er sich 1710 mit Böhme, dem Hofprediger des Prinzgemahls der Königin Anna, nach England und knüpfte dort in einem zweijährigen Aufenthalt die folgenreiche Verbindung mit der jungen „Gesellschaft zur Ausbreitung einer lebendigen und thätigen Erkenntnis Christi" an. Er wurde ihr korrespondierendes Mitglied, und hat als solches, inzwischen nach merkwürdigen Lebensschicksalen Senior in Augsburg geworden, sofort nach dem Erscheinen des Salzburgischen Emigrationspatentes über dasselbe nach England berichtet. Diese Berichte wurden gedruckt und erregten große Teilnahme. Zunächst that sich diese in reichen Geldsendungen kund, später verband sie sich in eigentümlicher Weise mit anderen Arbeiten christlicher Liebesthätigkeit. James Edward Oglethorpe, Sproß einer hervorragenden englischen Familie, hatte nach der Rückberufung Marlboroughs als Freiwilliger unter Prinz Eugen weiter gedient, und lernte nach seiner Rückkehr ins Vaterland die schrecklichen Brutalitäten der englischen Schuldgefängnisse kennen. Sein Freund Castell verhungerte dort. Dies erschütterte ihn so tief, daß er von da an sein Leben an den einen Gedanken setzte, den wegen Zahlungsunfähigkeit Verurteilten Linderung zu verschaffen. Er that das, unausgesetzt zu diesem Zweck auf Reisen begriffen, mit solcher Hingebung, daß sein Name für die weltumspannende Thätigkeit eines begeisterten Philanthropen sprüchwörtlich wurde. Daher Pope: „Getrieben von der Leidenschaft für Menschenwohl, Soll fliegen er, gleich Oglethorpe, von Pol zu Pol."

Eine Untersuchungskommission, die infolge seiner Parlamentsreden eingesetzt war, entdeckte solche Scheußlichkeiten

der bestehenden Zustände, daß man sich entschloß, trotz der entgegenstehenden Autorität der Schriften Bacos v. Verulam, seinen Gedanken der Deportation der Schuldgefangenen zu adoptieren. Zugleich hoffte man durch eine Kolonisation des südlichsten Teiles von Karolina, der nun nach dem Britenkönig den Namen Georgia erhielt, einen festen Grenzwall gegen die von Süden andringenden spanischen Einflüsse zu schaffen.

Oglethorpe verkannte nicht die Gefahr, welche mit der Ansiedelung so vieler, oft nicht bloß pecuniär verschuldeter, gescheiterter Existenzen verbunden war; aber er hoffte sie zu besiegen durch ein System persönlicher Beaufsichtigung und persönlicher Unterstützung.

Diese sollte eine pecuniäre, aber auch eine moralische sein, und er hoffte die letztere, abgesehen von dem Gewicht seines starken eigenen, auf gewaltiger Willensenergie beruhenden Einflusses, vor allem in der Zuführung anderer sittlich besonders hochstehender Kolonisten zu erreichen. Ein solches Salz, das die junge Ansiedelung vor Fäulnis bewahre, sollten nun namentlich auch Exulanten aus dem Erzstift bilden. Eine Gefahr für die Salzburger selbst war weniger zu befürchten, weil diese, was ja den übrigen Emigranten in Preußen u. s. w. nicht beschieden war, zusammenbleiben, alle an einem Orte wohnen und mit großen Schutzprivilegien ausgestattet werden sollten. Am 31. Oktober 1733 ging der erste Trupp von Augsburg ab, gerade zwei Jahre nach der Ausfertigung des Emigrationspatentes. Ihr Reisekommissar war ein junger norddeutscher Edelmann, Freiherr Philipp Georg Friedrich von Reck. Er ist zweimal nach Amerika hinübergefahren, die Beschreibung seiner Reise an der ganzen Ostküste der dortigen englischen Kolonieen ist von hohem kulturhistorischen Wert. Später lebte er ruhig in Deutschland und ist, ein Verehrer und Herausgeber Lutherscher Schriften, als Hannoverscher Staatskanzler gestorben. Es

gelang auch, vortreffliche Seelsorger für sie zu gewinnen, wiederum Hallenser Theologen, Zöglinge des Franckeschen Waisenhauses, Israel Christian Gronau und Johann Martin Boltzius. Zu Wernigerode sind sie ordiniert worden, inmitten derselben Gemeinde, bei der die nach Ostpreußen ziehenden Salzburger einst so viel herzliches Entgegenkommen gefunden hatten. Beide haben später Salzburgerinnen geheiratet, Schwestern, Töchter einer armen Witwe; so wurden sie durch Familienbande noch enger mit der Kolonie verknüpft; richtiger wäre es, zu sagen: der ältere von beiden wurde nach und nach der Vater einer großen alle umfassenden Familie, die zwar nicht in völligem Kommunismus, aber doch in einer Art von Gütergemeinschaft lebte. Zuerst ist Gronau gestorben, nach zwölfjähriger treuer Arbeit. Sein Krankenbett, so heißt es, wurde zu einer Kanzel, von der er das Volk lehrte, und seine in Geduld getragene Krankheit predigte noch lauter als sein beredtes Wort in gesunden Tagen. Boltzius wurde nicht bloß das geistige Haupt, sondern auch der ökonomische Leiter der Kolonie. Bis 1765 hat er dort in großem Segen gewirkt. Nur ein Schatten fällt auf diese Ansiedelung. Anfangs waren die in jenem Klima besonders gefährlichen Spirituosen und die Negersklaverei streng verboten. Der Anblick vieler Kolonisten aber, die bei der Ackerbestellung erkrankten, die Unmöglichkeit, eine genügende Anzahl weißer Arbeiter zu bekommen, endlich der Gedanke, daß die nun doch einmal ins Land geschafften Neger durch eine patriarchalische Knechtschaft, wie sie doch nicht bloß im Alten, sondern auch im Neuen Testament nachzuweisen sei, am leichtesten für das Christentum gewonnen werden könnten, — alles das übte eine verführerische Macht über ihn aus. So wurde denn das Verbot aufgehoben, und die im Freiheitsdrange ausgewanderten Salzburger hielten Sklaven! Diese hatten es übrigens verhältnismäßig recht gut.

Am 15. November 1765 ist auch Boltzius gestorben, sich selbst und seinem Glauben getreu bis zum letzten Atemzuge. Die Geschichte der Salzburger Emigranten in Georgia bildet in der Entwickelung der Exulantensache eine mehr nebensächliche Episode, so bedeutend sie für die amerikanische Kultur- und Kirchengeschichte ist. Das Zeitalter, in dem die Erzählung von Robinson Crusoe ein Ereignis ersten Ranges war, hat die Berichte von der Überfahrt der Salzburger in der Gesellschaft des Häuptlings Tomochatchi, und die Berichte über die Cherokee- und Creek-Indianer, mit denen die Kolonisten in Verbindung traten, mit Begeisterung aufgenommen. Im Erzstift blieb das Interesse gerade für diesen amerikanischen Zweig der Emigration lebendig; man hörte gern davon, wie einzelne Landsleute jenseits des Ozeans zu großem Reichtum gelangten. Tief ins 19. Jahrhundert hinein hat diese Kolonie charakteristische Züge behalten. Ein für die Landeskunde seiner Heimat hoch verdienter katholischer Salzburger Jurist hat noch vor kurzem eine Forschungsreise nach Georgia unternommen, um diese Spuren aufzuhellen, und sowohl in amerikanischen wie deutschen Zeitschriften die interessanten Ergebnisse seiner Beobachtungen und Studien niedergelegt. Wir beschränken uns hier darauf, ein Sendschreiben zu erwähnen, das am 6. Juni 1741 von der salzburgischen Emigrantengemeinde zu Eben-Ezer in Georgien in Amerika an ihre Landsleute in Preußen und Litthauen gerichtet ist. Dieser Brief ist später auf Veranlassung Friedrichs des Großen mehrere Male abgedruckt und mit einer Benachrichtigung begleitet worden. Hier sei er etwas abgekürzt mitgeteilt.

„In Christo herzlich geliebte Landsleute, Brüder, Schwestern und Blutsfreunde!

Es hat dem wunderbaren, weisen und gnädigen GOTT, unserm in Christo versöhnten lieben himmlischen Vater, gefallen, euch und uns von unserm Vaterlande Salzburg und

von unserer Freundschaft auszurufen und uns in ein Land ziehen zu lassen, das wir vorher nicht kannten. Euch hat er nach Preußen und Litthauen, und uns nach dem neuen Lande Georgien, in Amerika gelegen, geführet, und wie euch an eurem, so uns an unserm Orte mit seinem teuren Worte und heiligen Sacramenten durch den Dienst evangelischer Lehrer reichlich versorgt. Da wir nun von einem liebreichen und gnädigen Herrn aus einem Vaterlande ausgeführt sind, so sollen wir auch unter einander, ob wir wohl dem Leibe nach weit von einander entfernt sind, Ein Herz und Eine Seele sein. Wir wissen es Gottlob aus Erfahrung, was die schönen Briefe, welche verschiedene Lehrer und Kinder Gottes an unsere Lehrer und Gemeinde aus Engelland und Teutschland schreiben, für mannigfaltigen Segen in unsern Seelen schaffen, und würden es daher mit vielem Dank und Lobe Gottes erkennen, wenn auch Einige von Euch, sonderlich von denen, welche unsere eigentlichen Landsleute, Blutsfreunde und Bekannte sind, an uns etwas schrieben oder schreiben ließen, daß wir wüßten, wie es euch im Geistlichen und Leiblichen gehet. Wir stehen in dem ernstlichen Vorsatz, unter dem ernstlichen Gebrauch der Mittel des Heils unsere Seligkeit mit Furcht und Zittern zu schaffen, damit wir auch gewiß an den seligen Ort kommen, wo in soviel tausend Jahren alle Fromme, auch schon viele aus unserer Gemeinde in diesen zurückgelegten sieben Jahren, sind hingefahren, und unser keiner dahinter bleibe." Vor zwei Jahren hätten sie zwar von einigen Salzburgern, die nach Krausendorf bei Rastenburg gekommen seien, Nachricht erhalten, aber dabei seien die dort genannten Salzburger nicht von andern zu unterscheiden gewesen, die gleiche Namen führten. Darum, und weil sich seitdem manches geändert haben könnte, bäten sie um neue und vollständigere Nachricht. Ihrer seien ungefähr 80 Familien oder Haushaltungen, die aus Augsburg, Memmingen, Lindau und anderen deutschen

Orten in drei Transporten über die große See glücklich angekommen wären, eine Stadt Eben-Ezer errichtet hätten und ungestört dem Ackerbau nachgingen. „Es hat jeder Hausvater 50 Morgen gut Land und richtet sich nach und nach so ein, wie wir es in unserm Vaterland hatten." Mit Vieh, Getreide, Milch, Butter und Fleisch seien sie gut versehen, auch könne jeder Hirsche und anderes Wild nach Belieben schießen und Fische fangen. „Wir haben herrlich gut Land, es kostet aber sehr viel Arbeit, weil es voller dicker Bäume, Gepüsche und Rohr ist, doch wird es uns nach und nach immer leichter." Das Trinkwasser sei sehr gesund, ein großer Vorteil bestehe darin, daß viel Flüsse den Verkehr, die Einfuhr und Ausfuhr erleichterten. In einem Fluß, der durch ihre Felder fließe, hätten sie im letzten Herbst eine Mühle gebaut, „welche die erste in diesem Lande ist, wofür der Name Gottes bisher von Alten und Jungen gelobet worden." Die Obrigkeit sei zugleich ihr lieber Wohlthäter. „Es ist bisher in unserer Gegend zwischen England und Spanien Krieg geführet worden; der liebe Gott hat aber nicht zugegeben, daß wir von diesem Krieg nur die geringste Beschwerlichkeit hätten fühlen dürfen." Es sei eine gute Nachricht, daß noch mehr Salzburger aus dem Reiche zu ihnen geschickt werden sollten, „was ihnen so wenig wie uns gereuen wird. Kurz wir müssen sagen, Gott hat es alles wohl bedacht, und alles, alles recht gemacht. Gebt unserm Gott die Ehre! So sagen wir und so werden alle unsere Nachkommen sagen müssen."

Hierauf folgt der persönliche Teil. Er besteht aus Fragen Einzelner nach dem Ergehen von Eltern, Geschwistern, anderer Verwandten, ehemaliger Herrschaften, Pathen, Freunden und Bekannten. Dabei werden häufig die Anfangsworte eines Spruches oder eines Liedes übersandt.

Der Schluß besteht in dem Segenswunsche: „Nun, der dreyeinige GOTT, Vater, Sohn und Heiliger Geist segne

Euren Ausgang und Eingang von nun an bis zu ewigen Zeiten: Amen. Mit hertzlicher Begrüßung von uns Allen an alle genannte und ungenannte, bekannte und unbekannte Saltzburger in Preußen und Litthauen verbleiben wir Euer Aller dienstwillige Mit-Emigranten zum himmlischen Vaterlande vorgedachten Salzburger.

Eben-Ezer in Georgien, 5. Juni 1741."

Unterdessen war im Erzstift, neben der Pflege ästhetischer Kultur durch Anlage und Ausschmückung prächtiger Schlösser und anderer Kunstbauten, die Ausrottung des Protestantismus mit rücksichtsloser Energie betrieben. Das Denunzianten-Unwesen, vor der Stuhlbesteigung Firmians unter den Bauern ganz unbekannt, griff so um sich, daß auf lange Zeit Harmlosigkeit und Vertrauen aus dem Verkehr schwand, List und Tücke, vor allem aber ängstliche Furcht die Gemüter regierten. Im Jahre 1743 wurden durch die Aussagen des einen Veit Loitsperger über 200 Gasteiner zur Untersuchung reif. Furcht beherrschte auch die Regierung: die in Religionssachen Verhafteten sollten nach einem Deputationsbefehl von 1739 „zu besserer Sicherheit" in der Salzburger Festung verwahrt werden können. Schlimmer noch als die gefüllten Kerker war das Elend der einzelnen Armen, die, nach dem Schluß der eigentlichen Emigration ausgewiesen, an den Grenzen umherirrten. Vergebens versicherten sie, gute Katholiken sein zu wollen, wenn auf ihrem Grundstück ein halbvermodertes lutherisches Buch gefunden war, das sie nicht angegeben hatten. Reichere wurden zu hohen Geldstrafen verurteilt: so 1744 Georg Fritzenwalder zu Hinterschweig wegen eines behaltenen lutherischen Buches zu 300 fl., Elisabeth Fritzenwalderin zu 50 fl., Christian und Konvolf zu 300 fl. u. s. w. Die Religionskommission mischte sich in alles: 1747 wurde bestimmt, daß auch Ehesachen und Güterkäufe ihr unterstellt seien; 1749, daß ohne Genehmigung der Mission keine Sennerin auf die Alm gehen dürfe. Die Aufspürung verbotener

Bücher, d. h. aller, die nicht vom Pfarrer unterschrieben waren, dauerte fort bis 1776. Damals wurden u. a. Gellertsche Romane und Hagedornsche Schriften konfisziert. Als letzter der wegen Ketzerei gefangen Gesetzten wird Johann Steinwender bezeichnet, der 1782 nach 22jähriger, zuletzt sehr milder Haft auf der Festung Hohenwerfen gestorben sei.

Der Erzbischof Leopold Anton v. Firmian wurde schon am 12. Oktober 1744 aus dem Leben abgerufen; seiner Dienerschaft war er ein leutseliger Herr gewesen. Auffallend ist es, daß in seinem Kreise, ja seiner Familie, früh die Aufklärung Eingang fand. Sein eigener Neffe huldigte den neuen Ideen, und der eiserne Kanzler Cristani v. Rall hatte sich gegen den Vorwurf der Freimaurerei zu verantworten, was er natürlich mit viel Entrüstung that.

Die Behauptung, daß im Erzstift auf die Emigration ein wirtschaftlicher Niedergang gefolgt sei, wird von Salzburger Historikern mit unzureichenden Gründen bestritten: 1740 habe eine goldene Ära, namentlich im Pinzgau, begonnen. Nicht bestritten wird, daß 1803 bei der Säkularisation keine Trauer der Bevölkerung wahrzunehmen war. Kein Wunder: der letzte regierende Erzbischof hatte seine früheren Verdienste durch Habsucht ausgelöscht. Sogar seine mit 26 Hofpferden unternommene Flucht mußte durch Baarzahlung von 36587 fl. $37\frac{1}{2}$ kr. vergütet werden; dazu, welche Doppel- und Ausnahmesteuern drückten das von den Franzosen ausgesogene Land!

So ging denn die tausendjährige Institution klanglos zum Orkus hinab, und nur wenige dachten daran, daß auch sie einmal wohlthätig gewesen. Die Volkskraft schien durch sie erschöpft; aber bald sollte sich zeigen, welcher kriegerischer Heldenthaten der Stamm noch fähig war, dessen edelste Söhne achtzig Jahre früher ihre Tapferkeit nur in ausharrender, sanftmütiger Geduld bewiesen hatten. Im Jahre 1809 scharten sich die Salzburger um den habsburgischen

Doppeladler als um das Panier der Freiheit, der geheiligten deutschen Sitte. Zwei Pongauer Bauern aus der Gegend von Werfen waren die Führer im Freiheitskampf: Joseph Struber und Peter Sieberer. Das dem ersteren errichtete Denkmal, 1898 unter großer Beteiligung des Volkes enthüllt, ist ein Zeugnis von der Bedeutung dieser Kämpfe in den nationalen Wirren der Gegenwart.

Aber es handelt sich heute nicht bloß um rein nationale Fragen. In der Bewegung, die das Wort „Los von Rom" auf ihr Banner schreibt, kommen die tiefsten religiösen Bedürfnisse des Menschengeistes zur Sprache, und man darf hoffen, daß die oben geschilderte Vertreibung der Emigranten das Schicksal des Protestantismus in jenen Gauen noch nicht für immer besiegelt hat.



Inhalt

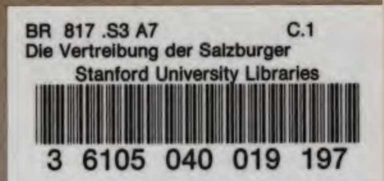


Der Protestantismus, eine rasseninstinktive Reaktion!

Vor Kurzem erschien:

H. Driesmans, Das Keltentum in der europäischen Blutmischung. Eine Kulturgeschichte der Rasseninstinkte. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Das erste Mal, daß die schwierige Frage der Rassenbestandteile des deutschen Volkes erörtert ist und aus den Schlüssen über die einzelnen Epochen seiner Vergangenheit praktische Ergebnisse für die Gegenwart gewonnen werden. Ein Nationalbewußtsein, daß sich nur auf „patriotische Reden und Gefühle" beschränkt, ist nie imstande, Früchte zu bringen, es führt zur Selbsttäuschung. In Thaten muß es sich bethätigen, und für diese sich in gewöhnlichen Zeiten vorzubreiten, giebt die klare Erkenntnis geschichtlicher Entwickelung die beste Unterlage. Germanisch sind Individualismus und Herrennatur, und sie bewußt zu entwickeln, dazu dient dieses Buch in erster Linie. Kein totes Wissen will es vermehren, sondern jenes lebendig empfinden lehren. Einige Titel der Abschnitte mögen auf den reichen Inhalt hinweisen: Die Kelten als Vermittler des Christentums — Das Verhältnis der Kelten zu den germanischen Herrenvölkern — Die deutsche Not — Das Christentum als Machtmittel der Kelten — Das keltische Element in der Minnedichtung — Die Stellung der Deutschen zum Weibe — Der Rassencharakter der deutschen Reformation — Luther als Träger der deutschen Reaktion — Katholizismus und Humanismus als Inbegriff der Kultur ihrer Zeit — Die Sonderstellung des sächsischen Stammes in Deutschland — Die slavosaxonische Blutmischung — Der Slavogermane Lessing — Der Keltogermane Goethe — Der deutsche Bauernkrieg als keltische Revolution — Die keltische Natur der deutschen Demokraten — Die künftige deutsche Blutmischung u. s. w.



DATE DUE			

